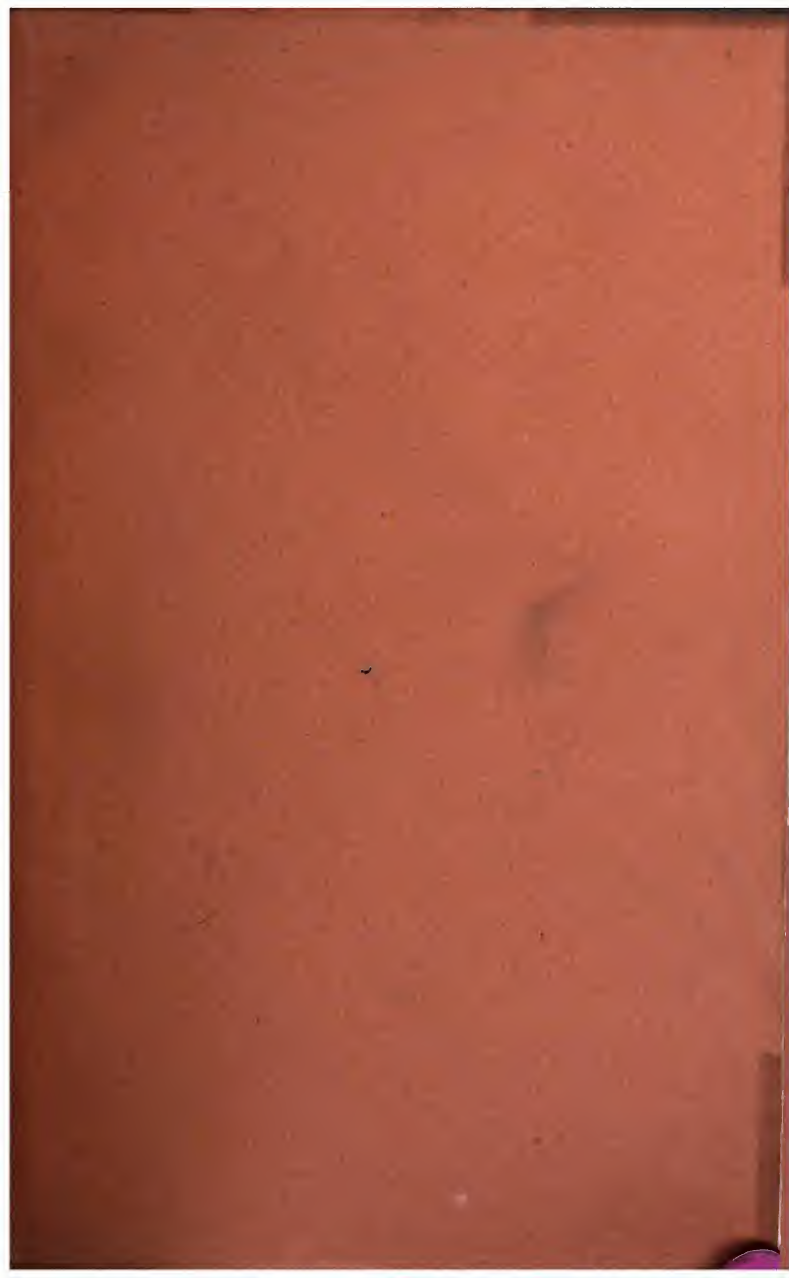
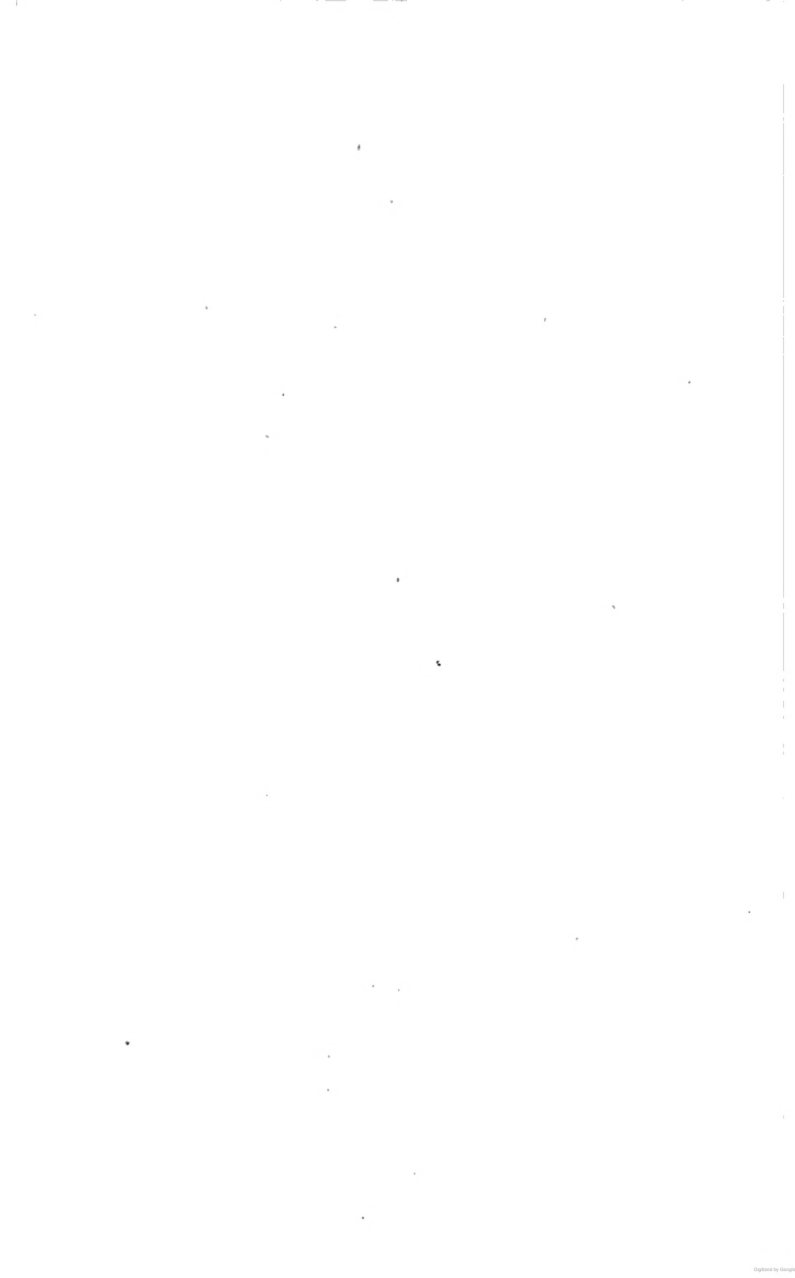


~~12969~~

135 d. 18







Historisches Taschenbuch.

Fünfte Folge.

Fünfter Jahrgang.

THE HISTORY OF THE

REIGN OF

CHARLES THE FIRST

BY

JOHN BURNET

OF THE UNIVERSITY OF OXFORD

IN TWO VOLUMES

LONDON

Printed by R. and J. B. Smith, 1784

Historisches
Taschenbuch.

Begründet von Friedrich von Raumer.

Herausgegeben

von

W. H. Riehl.

Fünfte Folge. Fünfter Jahrgang.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1875.

11769



V o r w o r t.

In diesem Bande des „Taschenbuchs“ überwiegen die Themen, welche das Gebiet der Kirchengeschichte aufsuchen oder streifen. Das hat weder der bloße Zufall so gefügt, noch die bestimmte Absicht der Redaction: — die Kirchenpolitik liegt in der Luft; die Strömung der Zeit führt jeden gebildeten Mann zu kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Studien; sie drängt um so mehr den Forscher auf dieses Feld. Der Historiker soll seinen Blick auf die Vergangenheit gerichtet halten; allein welche Vergangenheit er mit Vorliebe aufsucht, welches Problem der Geschichte er vollends für einen gemeinschaftlichen Essay sich erwählen wird, das ist weit mehr durch die Lebensfragen der Gegenwart bedingt, als so mancher abgeschlossene Gelehrte ahnt oder zugeben möchte. Eine Zusammenstellung jener historischen Themen, die seit hundert Jahren jeweils mit besonderer Vorliebe bearbeitet wurden, gäbe uns eine Illustration

der herrschenden Zeitströmungen und wäre darum, geistvoll beleuchtet, selber wieder ein dankbares Thema für das „Historische Taschenbuch“.

Nun führt aber der neue Kampf zwischen Staat und Kirche weit nothwendiger und unmittelbarer zur Geschichte zurück als irgendeine andere große Zeit- und Streitfrage der letzten Jahrzehnte, und seit Menschen- gedenken wurde nicht so viel kirchengeschichtliche Gelehr- samkeit in Parlamentsdebatten aufgeboten wie heut- zutage. Man sagte sonst, die Staatsmänner lernten nur Geschichte, um von der Geschichte nichts zu lernen. Beim gegenwärtigen Kirchenstreit gilt dieser Vorwurf nicht; denn wenn irgendwo, so haben hier gerade die Lehren der Geschichte unsere leitenden Staats- männer zu rückhaltslosem Vorgehen bestimmt, und die Beschäftigung mit Mittelalter und Reformationszeit ist selbst für den strengsten Realpolitiker tagesgemäß geworden.

Unser „Taschenbuch“ ist kein Tendenzbuch; aber es will Fühlung behalten mit dem nationalen Leben der Gegen- wart, und so werden die Leser wol auch im vorliegenden Bande des Kirchengeschichtlichen nicht zu viel finden und sich gern anregen und belehren lassen durch die Studien von Johannes Huber, Friedrich Rippold, H. Tollin, Reinhold Köhricht, welche uns aus der religiösen Cultur des Mittelalters zur Renaissance- und Reformationszeit führen; — und die Brücke zur Gegenwart wird der Leser sich selber schlagen.

Die Redaction hat den Versuch gemacht, in diesem Bande einen Essay aus modernstem Gebiete, aus der Geschichte der Naturwissenschaften, mitzutheilen. Karl Alfred Zittel ist dem größern Publikum nicht erst durch seine Wüstenreise bekannt geworden, er war es schon vorher durch seine so überaus frisch und klar geschriebenen „Bilder aus der Schöpfungsgeschichte“, und es dürfte darum doppelt interessiren, dem Naturforscher bei uns nun auch auf dem Gebiete der Geschichte des menschlichen Geistes, als einem Historiker der Naturwissenschaft, zu begegnen.

Zwei andere Aufsätze in grundverschiedener Form locken durch ihren Inhalt zur Parallele. Die philologisch-historische Studie Konrad Burjian's über Bühne und Bühnenkünstler Griechenlands läßt uns ungesucht in jeder Zeile den gewaltigen Gegensatz der nationalen Dramatik des classischen Alterthums und der modernen Bühne ermessen, und die von Hermann Uhde mitgetheilten Briefe Schröder's führen uns zu jener großen deutschen Literaturperiode zurück, wo unser Theater so hart und heiß nach künstlerischer Größe und nationaler Selbständigkeit rang. Beim Durchlesen der Briefe empfinden wir freilich auch tief genug die kümmerlichen, niederdrückenden Verhältnisse, welche jenes Ringen oft so tragisch lähmten. Allein wir werden andererseits erhoben durch den patriotischen Geist des echt deutschen Mannes, der aus jenen Briefen spricht. So mancher „politische Charakter“ zeigte sich damals undeutsch; jener Schauspieler aber

war in trüben wie in großen Tagen ein echter Patriot. Und nicht blos im engern Gebiete seiner Kunst, auch in der Erinnerung an die Tage der Fremdherrschaft und ihres Sturzes gehört Friedrich Ludwig Schröder der Geschichte.

München, im October 1875.

W. S. Niehl.

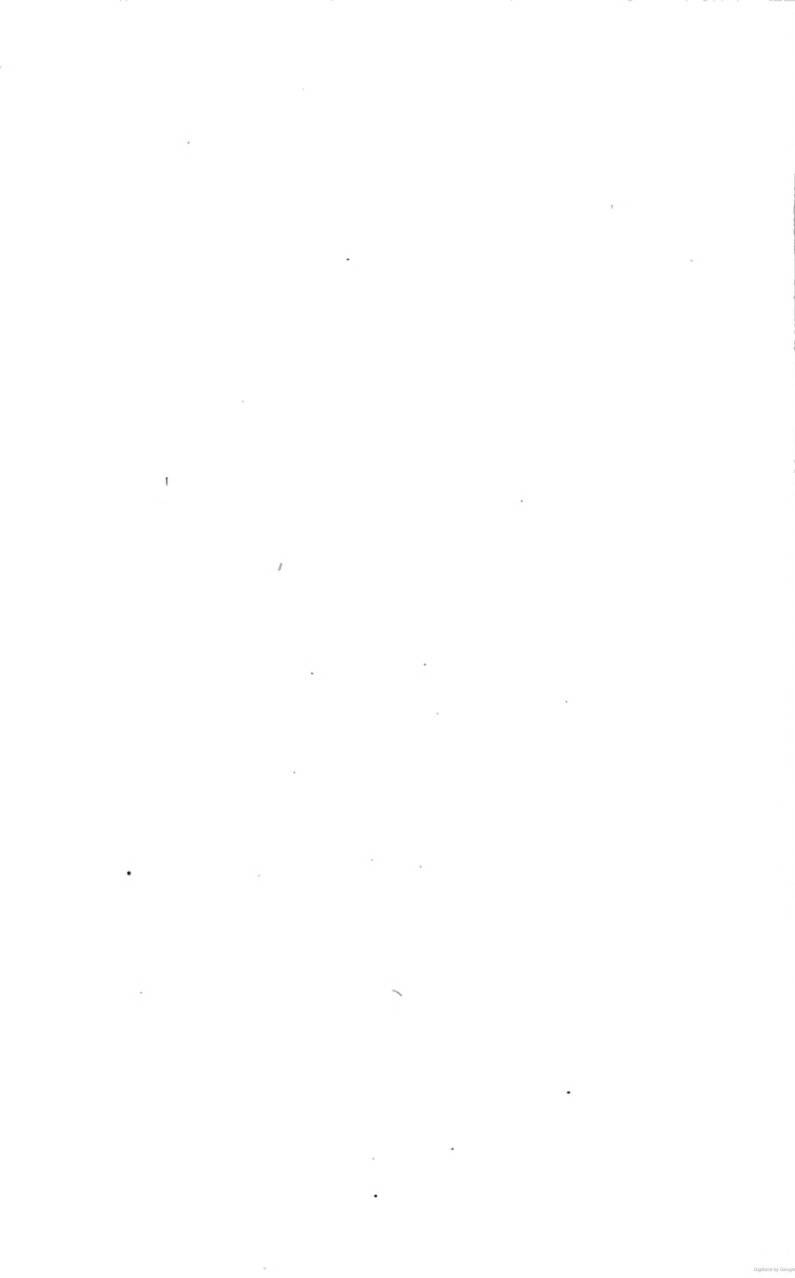
Inhalt.

	Seite
Vorwort des Herausgebers	V
<hr/>	
Schauspieler und Schauspielkunst im griechischen Alterthum. Von Konrad Bursian	1
Savonarola. Ein Culturbild aus der Renaissancezeit von Johannes Huber	35
Die Toleranz im Zeitalter der Reformation. Von H. Tollin	107
Beiträge zur Geschichte der Paläontologie. Von Karl Alfred Zittel	139
Die Reformbestrebungen Papst Hadrian's VI. und die Ursachen ihres Scheiterns. Von Friedrich Nippold	181
Friedrich Ludwig Schröder in seinen Briefen an R. A. Böttiger (1794—1816). Von Hermann Uhde	245
Die Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande vor den Kreuzzügen. Von Reinhold Köhricht	321

Schauspieler und Schauspielkunst im griechischen Alterthum.

Von

Konrad Bursian.



Wer es unternimmt, über die Schauspieler des griechischen Alterthums, insbesondere der griechischen Tragödie, in Hinsicht auf ihre äußere Stellung, die Art und Weise ihres Auftretens auf der Bühne und die Wirkung desselben auf das antike Publikum zu handeln, der muß wol darauf gefaßt sein, Bedenken darüber äußern zu hören, daß er gerade die flüchtigste, am meisten dem Moment angehörige und einer Fixirung sich entziehende Seite der dramatischen Kunst der Griechen zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt habe, uneingedenk des Dichtermwortes, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze slicht.

Allerdings sind wir nicht im Stande, die individuelle Auffassung der einzelnen Rollen in den uns erhaltenen antiken Dramen von seiten ihrer Träger darzustellen; die Klänge der Declamation, des Gesanges einzelner Schauspieler sowie des Chores und der musikalischen Begleitung desselben, die unsere modernen Ohren wahrscheinlich ziemlich fremdartig berühren würden, sind auf ewig für uns verhallt; aber die Quellen, die in den Schrift- und Bildwerken des griechischen Alterthums für uns fließen¹⁾, reichen wenigstens aus, um von der mehr äußerlichen Seite, so zu sagen von der augenfälligen Erscheinung der antiken Schauspieler, eine wenn auch unvollständige Skizze zu entwerfen, deren aufmerksame Betrachtung nicht bloß eine Sache der Curiosität, sondern für die richtige Beurtheilung des griechischen Dramas

überhaupt und seiner Wirkung auf das Volk von nicht geringer Wichtigkeit ist. Wurde doch wenigstens in der Blüthezeit des griechischen Dramas die Kenntniß der Stücke für das Publikum nur durch die Schauspieler vermittelt, indem nur Dramen für die Aufführung gedichtet wurden; erst in der Zeit des Verfalls der athenischen Bühne finden wir eine jedenfalls nicht zahlreiche Klasse von Tragikern, welche Tragödien ohne Rücksicht auf die lebendige Bühnenwirkung nur für die Lektüre und somit nicht für das gesammte athenische Volk, welches an den Meisterwerken seiner großen Tragiker sich wenn auch natürlich in verschiedenem Maße erfreute und bildete, sondern für den engern Kreis des lesenden Publikums schufen.²⁾

Fragen wir nun zunächst nach den Persönlichkeiten der Darsteller im allgemeinen, so haben wir vor allem zu constatiren, daß dem antiken griechischen Theater gerade die Bestandtheile des Bühnenpersonals gänzlich abgingen, welche für eine gewisse Klasse moderner Theaterbesucher eine besondere Anziehungskraft haben, ich meine die Schauspielerinnen, Sängerinnen und Ballettänzerinnen, weil sämtliche Rollen, auch die Frauenrollen, von Männern gespielt wurden. Diese Erscheinung findet allerdings heutzutage nur in der Dramatik halbbarbarischer Völker, wie z. B. der Japanesen, ein Analogon — denn jenes Raffinement modernen Virtuositenthums, welches in der Darstellung von Männerrollen selbst in der ernstesten Tragödie durch Frauen hervortritt, darf auch als Gegenstück nicht zur Vergleichung herbeigezogen werden — für den Geschichtskundigen hat sie indeß durchaus nichts Auffallendes; denn er erinnert sich, daß auf der englischen Bühne noch zu Shakspeare's Zeit, ja bis zum Jahre 1650, in welchem die erste englische Schauspielerin auftrat, die Frauenrollen durch Jünglinge gespielt wurden; ferner daß im Kirchenstaate bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts

das weibliche Geschlecht von der Bühne völlig ausgeschlossen war. Auf der altgriechischen Bühne erklärt sich dieselbe Erscheinung zunächst durch die sociale Stellung der Frauen im griechischen Alterthum, insbesondere in Athen, welchen die Sitte jedes öffentliche Hervortreten, das mit einem gewissen Anspruch auf Beachtung, einer Geltendmachung ihrer Persönlichkeit verbunden war, streng untersagte. Doch genügt dieser eine Grund nicht zur Erklärung, da es ja in Athen eine zahlreiche Klasse von Frauen gab, welche, die Schranken des Herkommens durchbrechend, als Flötenspielerinnen oder mit sonstigen Productionen öffentlich auftraten. Aber ein zweiter und noch wichtigerer Grund für den Ausschluß der Frauen von der Bühne und von der Orchestra — denn auch die Chöre wurden, obschon dieselben in nicht wenigen der uns erhaltenen antiken Dramen aus Frauen oder Jungfrauen bestehen, nur mit Männern besetzt — war die akustische Beschaffenheit der antiken Theatergebäude, deren weite, nach oben durchaus unbedeckte Räume selbst die stärkste Frauenstimme auch mit Hilfe der an der Mäse angebrachten Schallöffnung, von der ich später sprechen werde, auszufüllen nicht im Stande gewesen sein würde. Kinderrollen, die in einigen der uns erhaltenen Tragödien — in der „Alkestis“, der „Andromache“, der „Medea“ und den „Schutzfliehenden“ des Euripides³⁾ — und in mehreren Komödien des Aristophanes vorkommen, konnten natürlich nicht durch Männer, sondern nur durch Knaben dargestellt werden.

Für die Aufführung der ersten Versuche auf dem Gebiete des griechischen Dramas, der Tragödien des Thespis und seiner frühesten Nachfolger, genügte ein einziger Schauspieler, der zuerst in einer einleitenden, die Exposition des Stückes enthaltenden Scene, dem Prologos, sodann in einer Reihe von Scenen oder Acten, welche als „Episodien“, d. i. Zwischenstücke, wie der technische Ausdruck lautete⁴⁾, zwischen die noch

an Umfang wie an Bedeutung sie weit überwiegenden Gesänge des Chores eingeschoben waren, in verschiedenen Rollen nacheinander auf der Scene, d. h. dem mit einem zeltartigen Verschlag an der Rückwand und an den Seiten versehenen Bretergerüst, das schon damals „die Welt bedeutete“, auftrat, bald einen längern Monolog declamirend, bald ein Zwiegespräch mit dem im Namen des Chors sprechenden Chorführer haltend.

Ursprünglich übernahm der dramatische Dichter zu seinen übrigen Verpflichtungen, unter denen die Einübung der durchaus aus Dilettanten bestehenden Chöre keine der leichtesten war, auch diese, so daß also ein griechischer Dramatiker der ältesten Zeit Dichter, Componist, Chordirector, Regisseur und Schauspieler in einer Person war. Seit Aeschylos, der die Zahl der Rollen vermehrte und überhaupt dem eigentlich dramatischen Element in der Tragödie das Uebergewicht über das lyrische der Chorgesänge gab, hörte die Beschränkung des darstellenden Personals auf einen Acteur auf: es waren nun zur Aufführung jedes Stückes zwei Schauspieler erforderlich, und die größere Ausdehnung der ihnen zugewiesenen Rollen, die höhern Anforderungen, welche die immer wachsende Theilnahme und der sich verfeinernde Geschmack des Publikums an die Darsteller machte, führte von selbst dazu, daß dieselben ihre Thätigkeit nicht blos als ein Nebengeschäft, sondern als Lebensaufgabe, als eine besondere Kunst, die eine gründliche Vorbereitung und ein eigenes Studium erforderte, betrachteten, daß sich also eine besondere Klasse oder ein besonderer Stand von Schauspielern bildete und der Dichter nur noch etwa aushülfsweise für Nebenrollen als Schauspieler aufzutreten brauchte. Ein weiterer Fortschritt wurde hierin durch Sophokles gemacht, der jedenfalls gleich von seinem ersten Auftreten als dramatischer Dichter an die Zahl der zur Aufführung eines Stückes nöthigen Schauspieler auf

drei erhöhte (eine Neuerung, die auch Aeschylos in seinen spätern Tragödien von seinem jüngern Kunstgenossen angenommen hat) und die Mitwirkung des Dichters bei der Aufführung selbst ganz abschaffte, angeblich wegen seiner schwachen Stimme, in Wahrheit wol infolge seiner höhern Auffassung der Kunst dramatischer Darstellung. Nur zwei Ausnahmefälle werden uns berichtet, in welchen Sophokles selbst die Bühne als Darsteller betrat, beidemal in Rollen, die eine besondere äußerliche Gewandtheit erforderten: als Thamyris citharspielend und als phäakische Königstochter Naukikaa den Ball werfend.⁵⁾ Wahrscheinlich hat er in beiden Fällen nicht das ganze Stück hindurch die betreffende Rolle gespielt, sondern ist nur in der Scene, wo es galt die musikalische und gymnastische Geschicklichkeit zu zeigen, welche dem Schauspieler, der im übrigen die Rolle spielte, abging, für diesen eingetreten. Auch bei den Zeitgenossen und Nachfolgern des Sophokles kam es nur noch ganz ausnahmsweise vor, daß ein Dichter als Schauspieler in einem seiner Stücke auftrat, wie der spätere Tragiker Aisthadas als Träger der Titelrolle in seiner Tragödie „Parthenopäos“.⁶⁾

Die durch Sophokles festgestellte Zahl von drei Schauspielern ist wenigstens von der Tragödie und von der ältern attischen Komödie nicht überschritten worden; nur für die neuere attische Komödie muß man nach den die sämmtlich verlorenen Originalstücke uns wenigstens bis zu einem gewissen Grade ersetzenden römischen Nachbildungen des Plautus und Terentius die Verwendung einer größern Anzahl von Schauspielern annehmen. Wir sind im Stande, eine so zu sagen arithmetische Probe von der Richtigkeit jener Annahme zu machen, indem wir die Rollen in der „Orestie“ des Aeschylos (für die Aufführung der frühern Tragödien dieses Dichters genügten zwei Schauspieler) sowie in allen uns erhaltenen Dramen des Sophokles, Euripides

und Aristophanes unter drei Schauspieler vertheilen können, so daß nur bei einigen Stücken ein geringfügiger Rest übrig bleibt: theils ein paar kurze Kinderrollen, die, wie schon bemerkt, von Knaben gespielt werden mußten, theils ganz unbedeutende Nebenrollen, Personen, die nur wenige Worte zu sprechen haben, die offenbar ähnlich wie auf modernen Bühnen aushülfsweise von Statisten übernommen wurden.⁷⁾ Solche Statisten nämlich, von den Alten „stumme Personen“ (χωρὰ πρόσωπα) oder „Trabanten“ (δορυφόρημα) genannt, erscheinen, namentlich als Begleitung von Herrschern und Herrscherinnen, in beträchtlicher Anzahl auf der antiken Bühne; sie wurden ebenso wie die zur Ausführung von Kinderrollen erforderlichen Knaben vom Choregen gestellt. Mit diesem Namen bezeichnete man in Athen einen wohlhabenden Bürger, welcher im Namen und Auftrag einer bestimmten Abtheilung der athenischen Bürgerschaft — der Phyle, der er selbst angehörte — aber auf eigene Kosten die Mitglieder des Chors für jedes Drama zusammenzubringen und für ihre Einübung durch den Dichter oder einen Gehülften desselben sowie für ihren Unterhalt während der dazu erforderlichen Zeit, endlich auch für ihre Garderobe zum Behuf der Aufführung zu sorgen hatte. Die Schauspieler dagegen erhielten ihr Honorar — das natürlich nach Ort, Zeit und Persönlichkeit von sehr verschiedenem Betrage war⁸⁾ — aus der Staatskasse ausbezahlt, und zwar wurden in der Regel dem Dichter, dessen Dramen zur Aufführung an einem der Dionysischen Feste, an welchen allein dramatische Aufführungen in Athen stattfanden, angenommen worden waren, die erforderlichen drei Schauspieler von dem das Fest leitenden Beamten durch das Los, das ja im ganzen attischen Staatsleben eine so große Rolle spielte, zugewiesen. Doch muß es auch wenigstens den namhaftesten Dichtern gestattet gewesen sein, sich ihre Schauspieler selbst zu wählen, da

uns von einigen Tragikern überliefert ist, daß sie regelmäßige Schauspieler hatten⁹⁾, und da von Sophokles, der besonders auf die Hebung des Schauspielerstandes sein Augenmerk richtete, erzählt wird, daß er einzelne Rollen mit Rücksicht auf die Individualität bestimmter Schauspieler gebichtet, also nach einem freilich nicht eben schönen modernen Ausdrucke diesen auf den Leib geschrieben habe.¹⁰⁾

Als Garantie für den Erfolg der Aufführungen verlangte die Behörde von jedem, der als Schauspieler sich anwerben lassen wollte, eine Prüfung, durch welche offenbar auch die Klasse, welcher er zugetheilt wurde, und damit das Rollenfach, das er zu übernehmen hatte, bestimmt wurde, nach antikem Ausdruck ob er als Protagonist, als Deuteragonist oder als Tritagonist zu wirken hatte. Jeder Dichter erhielt vom Staate je einen Vertreter dieser drei Klassen und vertheilte unter diese sämtliche Rollen seines Stückes in der Weise, daß dem Protagonisten die der dramatischen Bedeutung nach wichtigste Rolle, — bei dem großen Umfang einer solchen häufig nur eine —, dem Deuteragonisten als dem Träger des Gegenspiels die zweitbedeutendste, daneben gewöhnlich einige unbedeutendere Nebenrollen, dem Tritagonisten endlich die übrigen, darunter häufig die der äußern Erscheinung nach stattlichsten, die Herrscherrollen¹¹⁾, zuwies. Als Beispiele zur Veranschaulichung dieser antiken Art der Rollenvertheilung wähle ich zwei der bekanntesten griechischen Tragödien, die „Antigone“ und den „Oedipus auf Kolonos“ des Sophokles. In der erstern spielte der Protagonist die Titelrolle; da nun Antigone nach ihrer Abführung in das unterirdische Gefängniß nicht wieder auf der Bühne erscheint, so konnte derselbe Schauspieler in dem letzten Theile des Stückes noch nacheinander die Rollen des blinden Sehers Teiresias und der Eurudike, der Gemahlin des Kreon, übernehmen; der Deuteragonist gab die Ismene, den Hämön, den

Wächter und Boten, der Tritagonist nur die zwar ziemlich umfangreiche, aber nicht eben schwierige Rolle des Kreon. Im „Oedipus auf Kolonos“ fielen dem Protagonisten die Rolle des Oedipus, dem Deuteronisten die der Antigone, dem Tritagonisten sämtliche übrige Rollen zu, ausgenommen die des Theseus in einigen Szenen, wo derselbe gleichzeitig mit Oedipus und Kreon, später mit Antigone und Ismene auf der Bühne erscheint: in diesen Partien mußte, da der Tritagonist anderweitig beschäftigt war, zuerst der Deuteronist, dann der Protagonist statt seiner die Rolle des Theseus übernehmen, ein Wechsel, der bei der Maskirung der antiken Schauspieler und bei den durch die Chorlieder ausgefüllten längern Pausen zwischen den einzelnen Auftritten, welche dem Schauspieler ausreichende Zeit sich umzukleiden und eine andere Maske aufzusetzen gewährten, durchaus keine Schwierigkeit hat.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß die antiken Schauspieler in einer Hinsicht entschieden vielseitiger waren als die modernen, indem sie nicht nur Weiberrollen ebenso gut wie Männerrollen, sondern oft verschiedene Rollen nacheinander in einem und demselben Stück zu spielen hatten, Anforderungen, welche wenigstens bedeutendere moderne Schauspieler wol mit Entschiedenheit zurückweisen würden. Ferner verlangte man von den antiken griechischen Schauspielern, daß sie zugleich auch Sänger seien, da in vielen griechischen Tragödien und Komödien Gesangstücke vorkommen, welche nicht, wie auf der römischen Bühne, von einem besondern, dem Schauspieler zu diesem Behufe beigegebenen Sänger, sondern von dem Träger der Rolle selbst vorgetragen wurden. In einer andern Hinsicht dagegen war das Rollenfach der griechischen Schauspieler beschränkter als das der neuern; denn während fast alle unsere großen Mimen ebensowol im Trauerspiel als im Lustspiel ihre Triumphe feiern, ist

dies im griechischen Alterthum, gemäß der damals herrschenden strengern Sonderung der Gattungen, nie vorgekommen, sondern die Schauspieler der Tragödie sind von denen der Komödie durchaus verschieden.

Die sociale Stellung der Schauspieler war wenigstens in der ältern Zeit keine besonders ehrenvolle, schon deshalb, weil sie sich für ihre Leistungen bezahlen ließen, was in den Augen des wohlhabenden athenischen Bürgers, der gewohnt war, dem Staate seine Dienste ohne Besoldung zu widmen, als bananisch, d. h. zwar nicht geradezu als ehrenrührig, aber doch nicht als „gentlemanlike“, um den am ehesten noch dieser antiken Auffassungsweise entsprechenden modernen Ausdruck zu gebrauchen, erschien; übrigens waren sie der großen Mehrzahl nach nicht attische Bürger, sondern Fremde, und als solche vom Genuß der bürgerlichen Ehrenrechte ausgeschlossen. Das athenische Publikum, das überhaupt während der Vorstellungen sich ziemlich ungenirt benahm, gab den Schauspielern gegenüber seinen Beifall wie sein Mißfallen in sehr lebhafter, ja lärmender Weise zu erkennen: man klatschte Beifall und verlangte einzelne Stellen, die besonders gefielen, *dacapo*¹²⁾, oder man pfiff, schmalzte mit der Zunge, pechte mit den Füßen, bisweilen so heftig, daß der Schauspieler abtreten mußte; die die Aufführung leitenden Beamten hatten sogar das Recht, einen Schauspieler, der dem Publikum ein allzu starkes Aergerniß gab, durch ihre Büttel auspeitschen zu lassen.¹³⁾ Noch schlimmer wurden die Mitglieder der herumziehenden Schauspielerbanden, die in den kleinern Städten und Dörfern außerhalb der Hauptstadt gegen geringes, häufig nur in Victualien bestehendes Honorar Vorstellungen gaben, von ihrem ländlichen Publikum behandelt, das an den ihm mißfälligen Darstellern handgreifliche Kritik durch Schläge und Steinwürfe übte.¹⁴⁾ Schon Sophokles indeß bemühte sich, die künstlerische Bildung der Schauspieler, wenigstens

der Vertreter der wichtigsten Rollen, der Protagonisten, zu heben, wodurch natürlich auch im bürgerlichen Leben ihre Stellung eine bessere und angesehenere werden mußte. Um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr., in der Zeit des Demosthenes, standen einzelne hervorragende tragische Schauspieler, ein Aristodemos, Neoptolemos und Theodoros, in Athen so hoch in der öffentlichen Achtung, daß sie bei Gelegenheit von Gastspielen, die sie an den Hof des Königs Philipp von Macedonien führten, vom athenischen Volke mit der Führung wichtiger diplomatischer Verhandlungen mit diesem Könige betraut wurden. Für den ganzen Schauspielerstand aber wurde von größter Wichtigkeit die Bildung besonderer Vereine oder Innungen der Schauspieler, die unter dem Schutze des Gottes Dionysos sich constituirten. Diese Vereine erweiterten sich bald zu Associationen aller der zur Feier der Feste des Gottes Dionysos mitwirkenden Künstler, die sich nun in verschiedenen Gegenden Griechenlands zu einer Synodos, einer Innung oder Zunft der im Dienste des Dionysos wirkenden Künstler, zusammenthaten. Diese Innungen hatten ihre besondern Vorsteher, Schatzmeister u. dgl. und eigenen, oft beträchtlichen Grundbesitz. Sie gelangten namentlich in den Zeiten Alexander's des Großen und der Nachfolger desselben zu hoher Blüte und großem Ansehen: sie unternahmen Kunstreisen nach verschiedenen Gegenden, wo sie Gewinn erwarteten; sie wurden von Fürsten und Freistaaten, auch von dem griechischen Bundesrathe, den Amphikthyonen zu Delphi, durch Ehrenbezeugungen und Privilegien aller Art ausgezeichnet.¹⁵⁾ In Hinsicht der bürgerlichen Respectabilität war indeß ihr Ruf nicht besser, sondern eher schlimmer geworden, wie man schon aus einer Aeußerung des Philosophen Aristoteles ersieht, der in einer seiner Schriften die Frage aufwirft, wie es komme, daß die Dionysischen Künstler in der Regel lieberlich seien,

und den Grund dieser erfahrungsmäßigen Erscheinung darin sucht, daß sie den größten Theil ihres Lebens zwischen Ueberfluß und Unmäßigkeit und zwischen Noth und Mangel, Extremen, die beide einem geordneten Lebenswandel gleich gefährlich seien, hin- und herschwankten.¹⁶⁾ Sorgsame Erzieher reicher junger Leute warnten daher ihre Zöglinge aufs dringendste vor dem Verkehr mit Dionysischen Künstlern, während Leute, die einen heitern Lebensgenuß liebten, wie der römische Dictator Sulla während seines Aufenthalts in dem eleganten Badeorte Aedepfos auf der Insel Euböia, die Gesellschaft derselben gern aufsuchten.¹⁷⁾

Wenden wir uns nun zur Beantwortung der zweiten Frage, der nach der äußern Erscheinung des antiken Schauspielers auf der Bühne, so stoßen wir auch hier auf viele und starke Eigenthümlichkeiten, die vom modernen Bühnengebrauch weit abweichen und daher uns moderne Menschen sehr fremdartig anmuthen. Vor allem ist der Masken zu gedenken, welche Schauspieler sowol als Choreuten, ja in nicht seltenen Fällen sogar die Mitglieder des Orchesters im modernen Sinne, d. h. die die Gesänge und Tänze des Chors accompagnirenden Citharspieler und Flötenspieler, während der Aufführung trugen.¹⁸⁾ Diese meist aus Leinwand, bisweilen auch aus Holz gefertigten und stark bemalten Masken bedeckten nicht nur das Gesicht, sondern den ganzen Kopf, mußten also nach Art eines Ritterhelmes aufgesetzt werden; vor dem Munde war eine muschelförmige Oeffnung angebracht, bei den tragischen Masken mäßig, bei den komischen bis zu grotesker Verzerrung gesteigert, welche zur Verstärkung des Tones diente; die Augen waren nicht ganz hohl, sondern das Weiße der Augäpfel war an der Maske mit ausgeführt und nur für die Augensterne eine kleine runde Oeffnung gelassen. An allen Masken waren Perrücken angebracht, die an Farbe und Anordnung der Haare nach dem Alter,

dem Stande und der Situation der Träger der Maske verschieden waren: bei der tragischen Maske erhob sich über der Stirn ein dreieckiger Aufsatz, der sogenannte *Dnfos*, an welchem der vordere Theil der Haartour befestigt war, ein Mittel, um den würdevollen und imposanten Eindruck der tragischen Maske zu erhöhen. Da die Masken durchaus für den Anblick aus ziemlicher Entfernung und ohne künstliche Beleuchtung — man spielte im Alterthum ja immer bei Tageslicht — berechnet waren, so mußten die Gesichtszüge stark accentuirt und sowol plastisch als malerisch durch lebhaftere Bemalung mit grellen Farben scharf ausgeprägt sein. Da nun in der Regel die Maske für jede Rolle das ganze Stück hindurch dieselbe blieb, so mußte der Theaterrequisitenmeister (*ὁ σκευοποιοός*), der die für jedes Drama nöthigen Masken unter Anleitung des Dichters anzufertigen hatte, es verstehen, darin die wesentlichen für jede Rolle charakteristischen Züge wiederzugeben und gleichsam in einem Gesamtbilde zu fixiren, eine Anforderung, die wiederum auf die Dichtung einen nicht gering anzuschlagenden Einfluß ausübte, indem sie den Dichter zu einer festen und bestimmten Charakterzeichnung und zu einer gewissen Stabilität des Charakters nicht nur, sondern auch der Stimmung für jede Rolle nöthigte. Ebenso war der Darsteller durch die Maske, welche er unverändert das ganze Stück hindurch trug, an eine gleichmäßige Grundstimmung für seine ganze Darstellung gebunden.¹⁹⁾ Wenn indeß der Gang der Handlung wesentliche Veränderungen im Gesichtsausdruck bei einer der handelnden Personen erheischte, so mußte entweder der Schauspieler die Maske wechseln oder man nahm, wenn dies nicht thunlich war, zu künstlichen Aushilfsmitteln seine Zuflucht; so trug im „*Thamyris*“ des Sophokles, einer Tragödie, worin die Blendung dieses mythischen Sängers durch die Musen auf der Bühne dargestellt wurde, der Schauspieler, der die

Rolle des Thamyris spielte (in diesem Falle, wie wir früher gesehen haben, Sophokles selbst), eine Maske mit einem graublauen und einem schwarzen Auge²⁰⁾, durfte sich also dem Publikum durchaus nur von der Seite zeigen und zwar so, daß er vor der Blendung nur das graublauere, nach derselben nur das schwarze Auge sehen ließ. Ein ganz ähnliches Kunststückchen wandten die Darsteller der in der neuern attischen Komödie häufigen Rolle eines polternden, aber leicht wieder befänstigten Hausvaters an: sie trugen nämlich Masken, an denen die eine Augenbraue in ruhiger Lage, die andere etwas in die Höhe gezogen war, und stellten sich auf der Bühne so, daß die Zuschauer immer die gerade zu der Situation passende Seite des Gesichts zu sehen bekamen.²¹⁾ Im übrigen war der Ausdruck der Masken ein ganz verschiedener nach den drei Hauptgattungen des griechischen Dramas, der Tragödie, dem Satyrspiel und der Komödie. Während in der Tragödie die Masken der Hauptpersonen würdevollen Ernst und Hoheit, oder finstern Trotz und Entschlossenheit, oder tiefe Wehmuth und Trauer ausdrückten und nur untergeordnete Persönlichkeiten, wie Boten, Wächter u. dgl., den Typus des gewöhnlichen Lebens zeigten, trugen die Masken der alten und jungen Satyrn, welche im Satyrspiel, diesem ganz specifisch griechischen burlesken Nachspiel der Tragödie, den tragischen Helden gegenübergestellt wurden, das Gepräge ausgelassener Lustigkeit, frecher Lüsterheit oder halbthierischer Rohheit. In der ältern attischen Komödie — den Stücken des Aristophanes und seiner ältern und jüngern Zeitgenossen — herrschte wie in der Charakterzeichnung so auch im Ausdruck der Masken durchaus die Caricatur, sei es daß Typen des athenischen Bürgers und Landmannes in verschiedenen Nuancen auftraten, sei es, daß bestimmte Individuen, die aus dem oder jenem Grunde den Spott der Komödie herausforderten, wie

Sokrates, in Porträtmasken, bei denen jeder Zuschauer, ungefähr wie bei den Caricaturen gewisser politischer Witzblätter der Neuzeit, aus den caricirten Zügen sogleich die der Wirklichkeit herauferkannte, dem Gelächter des Publikums preisgegeben wurden. Auch ganz phantastische Masken waren dieser ältern attischen Komödie nicht fremd, wie Vögel, Wolken, Wespen, bei deren Vorstellung man freilich, weit entfernt von dem Streben nach Illusion des modernen Ballets, sich in naiver Weise mit mehr andeutenden als ausführenden Hülfsmitteln, wie Vogelschnäbeln, langen fließenden Gewändern, Wespenstacheln am Rücken begnügte. In der neuern attischen Komödie des Antiphanes und Alexis, Menander und Philemon und zahlreicher anderer Dichter²²) herrschten durchaus die Charaktermasken, durch welche gewisse typische Elemente aus verschiedenen Schichten der attischen Gesellschaft gekennzeichnet wurden: polsternde und gemüthliche Alte, leichtsinnige und solide Jünglinge, renommirende abgedankte Offiziere, Schmarotzer, mit Gelehrsamkeit prunkende Köche, verschmigte Bediente u. dgl. m. Unter den weiblichen Rollen standen die Vertreterinnen der Demi-Monde, die Hetären, die nach der Verschiedenheit des Alters, des Charakters und der socialen Stellung auch verschiedene Masken trugen, entschieden in dem Vordergrund; neben ihnen erscheinen als besonders charakteristische Masken die der dünnen und der dicken Alten, die der zierlichern und der einfachern Jofe und die des unschuldigen Bürgermädchens.

Die Kleidung, in welcher die tragischen Schauspieler auftraten, war eine conventionelle: für Männer- wie Frauenrollen ein langes Untergewand, entweder in steifen Falten auf dem Boden aufstehend (στατός)²³) oder mit langer Schleppe nachschleifend (συρτός, σῦρμα), mit langen Ärmeln, meist in glänzend bunten Farben, darüber ein kürzerer, ebenfalls gewöhnlich bunter Ueberwurf (ξυστίς, χλαρίς, χλαμύς); nur

Frauen in Trauer, wie Elektra und Antigone in den gleichnamigen Tragödien des Sophokles, trugen ein schwarzes Untergewand und einen graublauen oder gelblichen Ueberwurf. Die Männer trugen außerdem um die Brust einen breiten, oft reichgestickten Gürtel, der bisweilen bis unter die Achseln emporreichte (μασχαλιστήρ).²⁴⁾ Zur Erhöhung des würdevollen und imposanten Eindrucks, welchen das Publikum von den Gestalten seiner tragischen Helden und Heldinnen empfangen wollte, dienten einerseits Polster, Watte und ähnliche unter der Gewandung angebrachte Mittel, um dem Körper eine größere Fülle zu geben, andererseits die sprichwörtlich gewordenen Kothurne, unförmliche hölzerne Schuhe mit mehrfachen dicken Sohlen und hohen Absätzen, fast wie niedrige Stelzen, aber durch das lange Gewand verdeckt, durch deren Gebrauch bis zu einem gewissen Grade der biblische Ausspruch, daß niemand seiner Länge eine Elle zusetzen könne, widerlegt wird. Diese Kothurne nöthigten die Schauspieler, nur langsam und gravitatisch dahinzuwandeln und die Sicherheit ihres Ganges durch lange Stäbe²⁵⁾, welche in den Händen der Herrscher mit einem Adler als Symbol der Herrschaft bekrönt waren, zu unterstützen, überhaupt sich in ihren Körperbewegungen auf das nothwendigste Maß zu beschränken, eine Beschränkung, der natürlich auch die Dichter sich fügen mußten: daher kommt es, daß äußerlich bewegte Szenen, ein sich Anfassen, Ringen, Kämpfen oder Flucht und Verfolgung einzelner Personen auf der Bühne selbst der antiken Tragödie fast völlig fremd sind. In den uns erhaltenen griechischen Tragödien wenigstens findet sich nur eine derartige Partie: die Scene in Sophokles' „Oedipus auf Kolonos“ (V. 820 fg.), wo Antigone unter heftigem Sträuben von Bewaffneten auf Befehl des Kreon aus dem Haine von Kolonos weggeschleppt wird. Von ähnlicher Art scheint eine Scene in der Tragödie „Dinomaos“ des Sophokles — die

Verfolgung des Pelops durch Dinomaos — gewesen zu sein, bei deren Darstellung auf der Vorstadtbühne des athenischen Demos Kollytos Aeschines in der Rolle des Dinomaos einen übeln Fall that.²⁶⁾

Suchen wir nach diesen Details uns eine Vorstellung von dem Gesamteindruck zu bilden, welchen das Auftreten eines antiken tragischen Schauspielers auf uns machen würde, so können wir nicht leugnen, daß derselbe ein fremdartiger und seltsamer sein mußte, ähnlich wie er es auch im Alterthum für Leute war, die zum ersten mal eine solche Gestalt erblickten. Bezeichnend dafür ist eine Anekdote, welche ein späterer griechischer Schriftsteller²⁷⁾ von dem Auftreten eines griechischen Tragöden in dem Städtchen Hippola in Spanien erzählt: derselbe erschien, sagt er, den Zuschauern schon furchtbar, als sie ihn noch schweigend, aber mit geöffnetem Munde, mit seltsamen Kleidern angethan, mit großen Schritten auf seinen hohen Kothurnen die Bühne beschreiten sahen; als er aber anhub mit lauter durchdringender Stimme zu declamiren, da lief die Mehrzahl der Zuschauer davon vor Entsetzen ob der ungewohnten Erscheinung.

Noch auffallender aber als der Anblick eines alten griechischen Tragöden würde für uns der eines Schauspielers des Satyrdramas oder der alten attischen Komödie sein, da das Costüm beider Klassen so stark gegen unsere modernen Begriffe von Anstand verstieß, daß ihr Auftreten heutzutage das Einschreiten der Polizei zur unmittelbaren Folge haben würde.²⁸⁾ Das Costüm der Schauspieler in der neuern attischen Komödie dagegen, welche in der Hauptsache die realen Verhältnisse des Lebens, besonders der mittlern und niedern Schichten des Volkes widerspiegelte, war nicht wesentlich von der gewöhnlichen Tracht des Alltagslebens verschieden.²⁹⁾

Was den Vortrag der antiken Schauspieler anlangt, so

forderte das Publikum vor allem, daß sie laut und deutlich declamirten, beziehentlich, wenn sie allein oder in Responſion mit dem Chor als Sänger zu wirken hatten, ſangen, ſo daß jedes geſprochene oder geſungene Wort in allen Räumen des Theaters hörbar und ohne Textbuch verſtändlich war: eine trotz der Schallöffnung an der Maſke ſchwierige Aufgabe bei den weiten und unbedeckten Theatern der Alten, welche langwieriges Studium und unablaſſige Uebung vorausſetzte, um der Stimme die nöthige Kraft und Ausdauer ſowie Geſchmeidigkeit und Weichheit zu geben und zu erhalten. Sehr anſpruchsvoll war auch wenigſtens das atheniſche Publikum in Hinſicht auf Correctheit und Feinheit der Ausſprache und Betonung, wie z. B. der Schauspieler Hegelochos zu ſeinem Schaden erfuhr, der bei der Aufführung des Euripideiſchen „Dreſtes“ ausgepiffen wurde, weil er durch incorrecte Betonung der Endſilbe eines Wortes zu einem Doppelfinn Anlaß gab.³⁰⁾

Die Action der antiken Schauspieler war, da das Mienenſpiel durch die Maſken ganz ausgeſchloſſen, die Bewegung des ganzen Körpers wenigſtens bei den Tragoben durch ihre Tracht ſehr eingeengt war, im weſentlichen auf die Geſticulation beſchränkt: die ältere Schule der Schauspieler war darin gemäßigt, ähnlich den älteren attiſchen Nebnern in der Volksverſammlung, während die jüngere Schule, mehr nach Effect haſchend, dabei ſtark auftrug und des Guten leicht zu viel that; die Anhänger der älteren Schule ſpotteten zwar über dieſe „Affen“, wie ſie ſie nannten³¹⁾, aber die Majorität des Publikums hatte Wohlgefallen daran.

Bedenklicher war die Neigung der ſpätern Schauspieler, zu improvisiren, d. h. die Worte der Dichter theils nach Gutdünken zu verändern, theils durch Einſchiebung einzelner Verſe oder ganzer Verſreihen eigener Fabrik zu erweitern, eine Unſitte, die im letzten Drittel des 4. Jahrhunderts

v. Chr. in Athen unter den tragischen Schauspielern so um sich gegriffen hatte, daß das Gesetz erlassen wurde: es solle ein officielles Exemplar der Tragödien der drei großen Tragiker angefertigt und bei jeder Aufführung eines Stückes eines derselben vom Staatschreiber zur Controle der Schauspieler benutzt werden.³²⁾ Es hängen diese Ausschreitungen eng zusammen mit der Entwicklung, welche die griechische Schauspielkunst besonders seit Euripides, der durch Einfügung von Bravourarien in seine Tragödien dem Virtuositenthum Vorschub leistete, nahm: die Schauspieler drängten sich mehr und mehr mit ihrer Persönlichkeit, d. h. mit ihrer individuellen Auffassung und virtuosenhaften Durchführung ihrer Rollen auf Kosten der Dichter in den Vordergrund, suchten das Interesse des Publikums von der Dichtung abzuziehen und auf ihre Leistungen zu concentriren, und fanden in diesem Bestreben bei dem Publikum bereitwillige Unterstützung, so daß in den Zeiten Philipp's und Alexander's von Macedonien, der äußerlich glänzendsten Periode der griechischen Schauspielkunst, die Schauspieler nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Aristoteles³³⁾ mehr Eindruck auf das Publikum machten und von demselben höher geachtet wurden als die Dichter — mit andern Worten, man fragte weniger danach, welchen dichterischen Werth ein Stück habe, als wie es gegeben werde. Dieses Ueberwiegen der Schauspieler über die Dichter war offenbar die Veranlassung, daß einzelne Dichter den Versuch machten, sich ohne Vermittelung durch die Schauspieler direct ans Publikum zu wenden, indem sie blos für die Lectüre, nicht zur Aufführung bestimmte Tragödien verfaßten, ein Versuch, der freilich noch mehr zum Verfall der echten dramatischen Kunst beitrug als jenes Uebergewicht der Schauspieler. Fragen wir aber, worin jenes Virtuositenthum besonders hervortrat, so ist dies einestheils der Vortrag der schon erwähnten Bravourarien (Monodien), längerer Gesangs-

partien von meist ziemlich dürftigem Inhalt, aber in mannichfaltigen und kunstreichen Rhythmen, denen natürlich auch eine gleich kunstvolle musikalische Composition entsprach³⁴⁾; anderntheils das Streben nach möglichst großer Naturwahrheit in der Darstellung namentlich der Gemüthsbewegungen, einem Realismus, der eigentlich dem Wesen des antiken Dramas, das von Anfang an keineswegs nach der Illusion der Wirklichkeit haschte, fremd war. Ein glänzendes Beispiel eines solchen Realismus gab Polos von Megina, einer der berühmtesten tragischen Schauspieler in der Zeit Philipp's und Alexander's, bei der Darstellung der Titelrolle in der „Elektra“ des Sophokles im athenischen Theater: in der Scene, wo Elektra die Urne erfasst, welche angeblich die Asche ihres Bruders Orestes birgt (B. 1119 fg.), ließ er sich die Urne mit der Asche seines einzigen Sohnes, den er einige Zeit vorher durch den Tod verloren hatte, auf die Bühne bringen und spielte nun diese Rolle mit dem Feuer und der ergreifendsten Wahrheit wirklichen, nicht blos fingirten Schmerzes.³⁵⁾ Bei solchen Mitteln der Darstellung darf es uns nicht wundernehmen, wenn die Vorstellung einer griechischen Tragödie auch auf sehr verhärtete Gemüther eine gewaltige Wirkung ausübte. So wird uns von Alexandros von Pherä, einem der grausamsten und gewissenlosesten unter den griechischen Tyrannen, berichtet, daß er bei einer Aufführung der „Troerinnen“ des Euripides plötzlich aufgesprungen und aus dem Theater weggegangen sei; als man ihn nach dem Grunde dieses seines Wegganges fragte, habe er geantwortet: es wäre doch schlimm, wenn man ihn, der so viele Bürger kaltblütig habe hinrichten lassen, über die Leiden einer Hekabe und Polyxena Thränen vergießen sähe.³⁶⁾

Als endlich unter den Nachfolgern Alexander's des Großen, in der sogenannten hellenistischen Periode, die griechische

Sprache zur Weltsprache, die griechische Literatur zur Weltliteratur wurde und wenigstens die höhern Schichten der Gesellschaft in den Ländern des Ostens sich mit einem wenn auch oberflächlichen Firniß griechischer Cultur überzogen, als infolge dessen griechische Schauspieler an die Höfe des Orients zogen, um dort vor einem in jeder Hinsicht dankbaren Publikum ihre Kunst zu zeigen, da trat auch jener Realismus um so roher hervor, je gröber der Geschmack des Publikums war, an welches die Schauspieler sich wandten. Wol das Stärkste in dieser Beziehung leistete der Tragöde Jason von Tralles in Lydien in der Rolle der Agave bei einer Vorstellung der „Bakchen“ des Euripides am parthischen Hofe bei dem Anlaß der Vermählung des Paforos, Sohnes des Partherkönigs Drobos, mit der Schwester des armenischen Königs Artavasdes im Jahre 53 v. Chr. Während der Vorstellung wurde das Haupt des in einer Schlacht gegen die Parther gefallenen römischen Feldherrn M. Crassus als Siegestrophäe in den Saal gebracht; da gab Jason die das Haupt des von den rasenden Bacchantinnen zerrissenen Pentheus darstellende Attrape, welche er in der Hand trug, einem Choreuten, ergriff das blutige Haupt des Crassus und spielte mit diesem seine Rolle zur höchsten Befriedigung des Königs, der ihn mit einem Talent Silbers dafür beschenkte, und des übrigen Publikums mit Ausnahme jenes Parthers, der den Crassus erschlagen hatte: dieser nämlich sprang, als Jason, seiner Rolle gemäß, auf die Frage des Chors: „Wer hat ihn zuerst getroffen?“, das blutige Haupt hochhaltend ausrief: „Mein ist der Preis“ (Euripides, „Bakchen“, B. 1179), plötzlich, das Schauspiel mit der Wirklichkeit verwechselnd, vor, entriß dem Jason die Trophäe und machte laut und öffentlich sein Unrecht an dieselbe geltend.³⁷⁾ Das war freilich ein Triumph für Jason, aber nicht ein Triumph

der echten Kunst, die wie auf andern Gebieten so auch auf dem der dramatischen Darstellung mit der nationalen Selbständigkeit des griechischen Volkes zu Grabe gegangen war, sondern jenes Virtuositenthums, dem jedes Mittel recht ist, um das Höchste, wonach ihm der Gaumen steht, „Bewundrung von Kindern und Affen“, zu erringen.

Anmerkungen.

1) Die reichhaltigste Zusammenstellung der bei den alten Schriftstellern erhaltenen Notizen über das griechische Theaterwesen gibt immer noch die Schrift von Gottl. Karl Wilh. Schneider, „Das attische Theaterwesen, zum bessern Verstehen der griechischen Dramatiker nach den Quellen dargestellt“ (Weimar 1835). Ein treffliches Urkundenbuch der dahin gehörigen bildlichen Denkmäler ist Fr. Wieseler's Werk: „Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bei den Griechen und Römern“ (mit 14 Kupfertafeln; Göttingen 1851). Dazu vergleiche man noch das Werk von A. Schönborn: „Die Skene der Hellenen“ (Leipzig 1858), L. Lohde's Programm: „Die Skene der Alten“ (Berlin 1860), Fr. Wieseler's gelehrten Artikel: „Griechisches Theater“ in der „Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“, Section I, Bd. 83, S. 159 fg., endlich Albert Müller's „Jahresbericht über scenische Alterthümer“ im „Philologus“, herausgegeben von E. von Leutsch, XXIII, S. 273 fg. u. 482 fg.

2) Aristot. Rhetor., III, 12, nennt eine Klasse von Dichtern, als deren Vertreter er den Tragiker Chaeremon und den Dithyramben-dichter Pitymnios anführt, ἀναγνωστικοί, d. h. solche, deren Dichtungen für die Lectüre, nicht für den agonistischen Vortrag durch Schauspieler und Sänger berechnet waren. Zu diesen ἀναγνωστικοί gehört nach meiner Ueberzeugung auch der uns unbekannt Verfasser des unter dem Namen des Euripides überlieferten und schon von den alexandrinischen und pergamenischen Gelehrten in die Sammlung der Werke dieses Dichters (der allerdings eine jedenfalls frühzeitig verloren gegangene Tragödie

„Rhesos“ gebichtet hatte) aufgenommenen Dramas „Rhesos“; denn die dramaturgischen Schwierigkeiten, auf welche man bei dem Versuche, die Rollen dieses Dramas unter die bekannten drei Schauspieler der griechischen Bühne zu vertheilen, stößt (man sehe solche Versuche bei Jul. Richter, „Die Vertheilung der Rollen unter die Schauspieler der griechischen Tragödie“, Berlin 1842, S. 77 fg. und bei Friedr. Fritzsche, „Quatuor leges scenicae graecorum poseos ab Horatio in arte poetica latae“, Leipzig 1858, S. 15 fg.), beweisen nach meinem Dafürhalten, daß dieses Drama nie aufgeführt und von seinem Verfasser überhaupt nicht für die Auführung, sondern nur für die Lectüre bestimmt war.

3) Scenen, in welchen Kinder blos als stumme Personen auf der Bühne erscheinen, wie in Sophokles' „Aias“, V. 541 fg. und in Euripides' „Troerinnen“, V. 709 fg., lasse ich hier absichtlich beiseite.

4) Aristot. Poet., 12, erklärt ἐπεισόδιον als μέρος ὄλον τραγωδίας τὸ μεταξὺ ὄλων χορικῶν μελῶν. Zur Erklärung des Terminus hat man neuerdings auf den Gebrauch des Wortes ἐπεισοδος vom Hinzutreten eines neuen Schauspielers oder dem Wiederauftreten eines schon vorher aufgetretenen Schauspielers (vgl. Sophocl. Oed. Col., 730; fragm. 259 Dindorf) hingewiesen; allein für die Bedeutung „Einschießsel, Zwischenpiel“ zeugt der constante sonstige Gebrauch der Adjectiva ἐπεισόδιος und ἐπεισοδιώδης und des Verbums ἐπεισοδιῶν bei den griechischen Schriftstellern, ein Gebrauch, der nicht erst aus der Verwendung des Wortes als terminus technicus in der dramatischen Poesie hergeleitet werden kann, da ja die Episodien des Dramas wenigstens seit Phrynichos und Aeschylos keine bloßen „Einschießsel“ oder „Zwischenspiele“, sondern die wichtigsten und wesentlichsten Bestandtheile jedes Dramas waren.

5) S. Blos, Σοφοκλέους bei Dindorf, Poetarum scenicorum graecorum fabulae ed. V (Leipzig 1869), p. 11; Athen., I, p. 20 b.

6) S. Zenob. prov., V, 100. Daß man nicht, wie häufig gesehen ist, aus Platon. Sympos., p. 194 b, folgern darf, daß auch Agathon in einer seiner Tragödien als Schauspieler aufgetreten sei, haben D. Zahn, „De loco Platonis disputatio“ (Index schol. aest. Bonnens., 1866) und K. Großer, „Der Dichter Agathon auf

der attischen Bühne“ (Rheinisches Museum XXV, S. 432 fg.) erwiesen. Daß der Komödiendichter Antiphanes in seiner Olymp. 106, 1, aufgeführten Komödie Ἀνασωζόμενοι selbst als Schauspieler aufgetreten ist, lehrt die Inschrift im C. Inscr. gr. n. 231.

7) Ueber die Rollenvertheilung in den sämtlichen uns erhaltenen griechischen Dramen vgl. man die in Anm. 2 erwähnten Schriften von Jul. Richter und Friedr. Frischke, sowie die Schrift von Karl Beer: „Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes“ (Leipzig 1844). Die Behauptung, daß für die Aufführung der frühern, der „Drestie“ vorausgegangenen Stücke des Aeschylos, soweit dieselben uns erhalten sind, nur zwei Schauspieler nöthig seien, bedarf nur für die „Sieben gegen Theben“ und für den „Gefesselten Prometheus“, für welche beiden Dramen sowol Richter (a. a. D., S. 29 fg.) als Frischke (S. 4 fg.) drei Schauspieler annehmen, einer besondern Rechtfertigung. Was zunächst die „Sieben gegen Theben“ anlangt, so macht hier nur der mit V. 1005 auftretende Herold Schwierigkeit; allein die Rolle desselben ist viel zu kurz und unbedeutend, als daß wir dafür einen besondern vom Staate besoldeten Schauspieler in Anspruch nehmen dürften; höchstens könnte sie als Parachoregema, d. h. als aushülfsweise von einem Statisten ausgeführt, betrachtet werden. Viel wahrscheinlicher aber ist es uns, daß nach V. 1004, mit welchem Ismene die Bühne verläßt, ein kurzer Chorgesang ausgefallen ist, während dessen der Schauspieler, der die Rolle der Ismene gespielt hatte, sich umkleidete und mit V. 1005 in der Rolle des Herolds wieder auftrat. In der ersten Scene des „Prometheus“ (V. 1—86) sind vier Personen zugleich auf der Bühne: Prometheus, Hephästos, Kratos und Bia; die letztere ist, da sie kein Wort spricht, als „stumme Person“ (κωφὸν πρόσωπον) von einem Statisten dargestellt worden. Da nun auch Prometheus in dieser ersten Scene kein Wort spricht, sondern in trotzigem Schweigen beharrt, so hat man vielfach angenommen, daß derselbe in dieser Scene durch ein κενὸν πρόσωπον, eine hohle Gliederpuppe, repräsentirt worden sei, in welche der Protagonist, der zunächst die Rolle des Hephästos gespielt habe, nach V. 81 unbemerkt hineingeschlüpft sei. Allein die Annahme eines solchen κενὸν πρόσωπον ist, wie schon Richter (a. a. D., S. 32) bemerkt hat, mit großen dramaturgischen Schwierigkeiten verbunden, jedenfalls mit weit größern, als die

durch eine leichte optische Täuschung der Zuschauer zu bewertstelligende Anschmiebung und Annagelung eines Schauspielers an die die Decoration der Rückwand der Bühne bildende Felswand. Da nun aber auch die Rolle des Kratos für einen besondern Schauspieler zu unbedeutend ist, so können wir dieselbe nur als Parachoregema auffassen.

8) Das bei Lucian. Icaromenippus, 29 (ἐμπερείς μάλιστα τοῖς τραγικοῖς ἐκείναις ὑποκριταῖς ὧν ἦν ἀφέλη τις τὰ προζωπεῖα καὶ τὴν χρυσοπάστον ἐκείνην στολήν, τὸ καταλειπόμενον ἔστι γελοῖον ἀνθρώπιον ἑπτὰ δραχμῶν ἐς τὸν ἀγῶνα μεμισωμένον) erwähnte Honorar eines tragischen Schauspielers im Betrage von 7 Drachmen (1 Thlr. 25 Sgr.) für die Aufführung muß als ein ganz ausnahmsweise niedriges betrachtet werden. In einer etwa dem 2. Jahrhundert v. Chr. angehörigen Inschrift aus Korfyra (C. Inscr. gr. n. 1845, 3. 19 fg.) wird eine Summe von 50 forinthischen Minen (= 833 Thlr. 10 Sgr.) ausgesetzt zur Bezahlung von drei Flötenspielern, drei Tragöden und drei Komöden für das Dionysienfest, die aber außerdem noch Verpflegungsgelder (σιτηρέσια) erhalten sollen: bei gleicher Vertheilung unter die neun Participanten würde dies 92 Thlr. 18 Sgr. für die Person ergeben. Beispiele von abnorm hohen Honoraren, die freilich an die berühmten Sängerinnen der Neuzeit bei ihren Gastspielen gezahlten noch nicht hinanreichen, sind die des Tragöden Polos von Aegina, der für sein Auftreten an zwei Tagen ein Talent (1571 Thlr. 22½ Sgr.) erhielt (vit. X orat. Demosth., p. 845 b), und des Tragöden Aristodemos, welchem für sein Auftreten in einem Stück die gleiche Summe bezahlt wurde (Gell. noct. att., XI, 9, 2 u. 10, 6). Dasselbe Honorar erhielt auch der Kitharöde Amoisbeus für sein jedesmaliges Auftreten im Theater zu Athen (Athen., XIV, p. 623 d).

9) Von Aeschylus heißt es im Βίος Αἰσχύλου (Poetarum scenicorum graecorum fabulae superstites ed. Dindorf, ed. V, p. 3): ἐχρήσατο δ' ὑποκριτῇ πρώτῳ μὲν Κλεάνδρῳ, ἔπειτα καὶ τὸν δεύτερον αὐτῷ προσῆψε Μυνησίσκον τὸν Χαλκιδέα. Von diesen beiden Schauspielern des Aeschylus ist Kleandros nicht weiter bekannt (denn der bei Demosthen. in Eubulid., 18, erwähnte Schauspieler dieses Namens muß aus chronologischen Gründen ein anderer sein); Mynistos aus Chalkis aber wird auch vom Komiker Platon

bei Athen. VIII p. 344 e, von Aristot. poet., 26, und neben einer Anzahl anderer berühmter Schauspieler bei Plutarch. de gloria Athen., c. 6, erwähnt. Als regelmäßige Schauspieler des Sophokles werden Neptolemos (schol. Aristoph. nub. 1264) und Kleidemides (schol. Aristoph. ran. 791) genannt.

10) Βλος Σοφοκλέους, p. 11, Dindorf: φησὶ δὲ Ἴστρος — καὶ πρὸς τὰς φύσεις αὐτῶν γράψαι τὰ δράματα, ταῖς δὲ Μούσαις θιάσον ἐκ τῶν πεπαιδευμένων συναγαγεῖν: die Bedeutung der letztern Worte erklärt L. von Sybel im „Hermes“, IX, S. 248 fg., richtig dahin, daß Sophokles die Personen der Schauspieler selbst aus den Gebildeten gewählt habe.

11) S. Demosthen. de falsa legat., §. 247: ἵστε γὰρ δῆπου τοῦδ' ὅτι ἐν ἅπασιν τοῖς δράμασιν τοῖς τραγικοῖς ἐξαιρετόν ἐστιν ὡς περ γέρας τοῖς τριταγωνισταῖς τὸ τοὺς τυράννους καὶ τοὺς τὰ σκῆπτρα ἔχοντας εἰσεῖναι. Von Aeschines, der sich eine Zeit lang der Schauspielkunst gewidmet, es dabei aber nicht über den Rang eines Tritagonisten hinausgebracht hatte, sagt Demosthenes de cor., §. 180: σὲ δὲ μὴδ' ἤρωα τὸν τυχόντα, ἀλλὰ τούτων τινὰ τῶν ἀπὸ τῆς σκηνῆς, Κρεσφόντην ἢ Κρέοντα ἢ ὃν ἐν Κολλυτῶ ποτε Οἰνόμαον κακῶς ἐπέτριψας. Den Kresphontes hat Aeschines wahrscheinlich im „Kresphontes“ des Euripides, den Kreon in der „Antigone“ des Sophokles (s. Demosth. de falsa leg., §. 247), den Dinomaos, auf dessen verunglückte Darstellung durch Aeschines auf der Vorstadtbühne des athenischen Demos Kollytos sich auch der von Demosth. de cor., §. 242, seinem Gegner beigelegte Spitzname ἀρουραῖος Οἰνόμαος bezieht, im „Dinomaos“ des Sophokles (s. Hesych. u. ἀρουραῖος Οἰνόμαος) gespielt. Danach erscheint Aeschines freilich in dem zuerst- und in dem zuletztgenannten Stück als Träger der Titelrolle, doch braucht diese deshalb nicht auch die Hauptrolle gewesen zu sein; im „Kresphontes“ des Euripides war dies offenbar die Rolle der Merope, welche nach Aelian. Var. hist., XIV, 40, der berühmte Schauspieler Theodoros äußerst wirkungsvoll spielte, im „Dinomaos“ des Sophokles vielleicht die der Hippodameia oder des Pelops. Demosthenes wenigstens gebraucht, wenn er von der schauspielerischen Thätigkeit des Aeschines spricht, regelmäßig den Ausdruck τριταγωνιστεῖν: de cor., §. 262; 265; de falsa legat., §. 200 u. §. 337; vgl. ebend. §. 246, wo es von den berühmten Schauspielern (Protagonisten) Theodoros und

Aristobemos heißt: οὗτος οὗτος τὰ τρίτα λέγων διετέλεσεν. Nach Demochares im *Bios Aischinou* (*Oratores attici* edd. Baiter et Sauppe, Vol. I, p. 401) wäre Aeschines Tritagonist des tragischen Schauspielers (τοῦ τραγωδοῦ ist dort zu lesen anstatt τοῦ τραγωδοποιού) Iphandros gewesen, der selbst nach Demosthen. *de falsa leg.*, §. 10, nur Deuteragonist des Neoptolemos war.

12) *S. Cic. Tuscul.*, IV, 29, 63: „Itaque non sine causa cum Orestem fabulam doceret Euripides, primos tres versus revocasse dicitur Socrates.“ Für das ungenirte Benehmen des Publikums im athenischen Theater ist charakteristisch, daß die Zuschauer nicht nur selbst während der Vorstellungen (die freilich ohne Unterbrechung den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Spätmittag dauerten, da regelmäßig zunächst drei Tragödien und ein Satyrspiel, sodann noch eine Komödie aufgeführt wurden) allerlei Naschwerk aßen und Wein tranken, sondern auch den Mitglieðern der Chöre beim Auftreten wie beim Abzug der Chöre zu trinken gaben: s. *Aristot. eth. Nicom.*, X, 5 (p. 1175 b, 11) und *Philochor. bei Athen.*, XI, p. 464 f.

13) Vgl. *Lucian. piscat.*, 33; *apol. de mercede cond.*, 5. Ein ganz zutreffendes Analogon dazu ist das Recht, welches die Hellanobiten als Vorsitzende beim Agon in Olympia hatten, Athleten oder andere Anwesende wegen Ordnungswidrigkeiten durch die ihnen zur Aufsicht der Ordnung beigegebenen Bittler körperlich züchtigen zu lassen: s. *Herob.*, VIII, 59; *Thucyd.*, V, 50; *Paus.*, VI, 2, 2. Das gleiche Recht hatten die Agonotheten der pythischen Spiele in Delphi. *Lucian, Adv. indoct.*, 9, berichtet, daß sie einen Kitharoden Euangelos aus Tarent, der seine Sache gar zu schlecht gemacht hatte, mit Peitschenhieben für seine Frechheit, mit solchen Leistungen aufzutreten, züchtigen ließen.

14) Vgl. die Schilderung der Schicksale der herumziehenden Schauspielertruppe, zu welcher Aeschines gehört hatte, bei *Demosth. de cor.*, §. 262.

15) Vgl. darüber die Schriften von D. Lübers: „Die Dionysischen Künstler“ (Berlin 1873) und von P. Foucart: „De collegiis scenicorum artificum apud Graecos“ (Paris 1873).

16) *Aristot. problem.*, XXX, 10: διὰ τί οἱ Διονυσιακοὶ τεχνῆται ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ πονηροὶ εἰσιν; ἢ ὅτι ἤκιστα λόγου σοφίας κοινωνοῦσι διὰ τὸ περὶ τὰς ἀναγκαίας τέχνας τὸ πολὺ μέρος τοῦ

βίου εἶναι καὶ ὅτι ἐν ἀκρασίαις τὸ πολὺ τοῦ βίου εἶσιν τὰ δὲ καὶ ἐν ἀπορίαις, ἀμφοτέρωθεν δὲ φαυλότητος παρασκευαστικά. Gellius noct. att., XX, 4, erzählt, daß sein Zeitgenosse, der Philosoph Calpurnius Taurus aus Berytos in Phönicien, einem seiner Schüler, einem reichen jungen Manne, der viel mit Schauspielern des tragischen und komischen Fachs und mit Musikern verkehrte, eine Abschrift dieser Stelle des Aristoteles zusandte und ihn aufforderte dieselbe täglich zu lesen.

17) Plutarch. Sulla, 26. Ueber Aebepsos als Luxusbad vgl. meine „Geographie von Griechenland“, II, S. 409.

18) Ueber die in Hinsicht des Gesichtsausdrucks, der Farbe und der Anordnung der Haartour sehr mannichfaltigen Masken der griechischen Bühne haben wir sehr reichhaltige Notizen in dem „Onomastikon“ des Grammatikers Julius Pollux, IV, wo §§. 133—142 von den tragischen, §. 142 von den satyrischen, §§. 143—154 von den komischen Masken gehandelt wird; dazu vergleiche besonders Wieseler, „Theatergebäude u. s. w.“, Taf. V, S. 40 fg.

19) Vgl. Quintil. inst. or., XI, 3, 73: Itaque in iis quae ad scenam componuntur fabulis artifices pronuntiandi a personis quoque adfectus mutuuntur, ut sit Aërope in tragoedia tristis, atrox Medea, attonitus Ajax, truculentus Hercules.

20) Poll., IV, 141, erwähnt unter den ἔκσκευα πρόσωπα der Tragödie, d. h. denjenigen Masken, die nicht zu den nothwendigen Requisiten jeder Bühne gehörten, sondern für bestimmte Fälle vom σκευοποιός besonders angefertigt werden mußten, auch Θάμυρις τὸν μὲν ἔχων γλαυκὸν ὄφθαλμὸν τὸν δὲ μέλανα.

21) Vgl. Quintil. inst. or., XI, 3, 74: In comoediis vero praeter aliam observationem qua servi, lenones, parasiti, rustici, milites, meretriculae, ancillae, senes austeri ac mites, iuvenes severi ac luxuriosi, matronae, puellae inter se discernuntur, pater ille, cuius praecipuae partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto, altero composito est supercilio, atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis quas agunt partibus congruat.

22) Die erst im spätern Alterthum, in der Zeit des Kaisers Hadrian, aufgekommene Dreitheilung der attischen Komödie in die

alte, mittlere und neuere Komödie ist unberechtigt, weil sich zwar zwischen der ältern und der neuern, nicht aber zwischen der sogenannten mittlern und der neuern Komödie spezifische Unterschiede aufstellen lassen; daher sind die mittlere und neuere Komödie als eine und dieselbe Species des Genus κωμῳδία zu betrachten, die nur im Fortgang der Entwicklung manche Varietäten aufweist. Vgl. die Abhandlungen von W. Fielitz „De atticorum comoedia bipartita“ (Bonn 1866).

23) Da bei Poll., IV, 116, der στατός unter den ἐπιβλήματα (Uebertwürfen, Obergewändern) aufgeführt wird, will Wieseler (Commentatio de difficilioribus quibusdam Pollucis aliorumque scriptorum veterum locis qui ad ornatum scaenicum spectant, im Index scholarum der Universität Göttingen, Winter 1869—70, S. 9) an dieser Stelle στατός als Femininum (nämlich χλαμός) auffassen, oder dafür στατόν als Neutrum lesen und darunter ein Obergewand verstehen. Allein abgesehen von den schon von Wieseler angeführten Stellen anderer Schriftsteller, welche deutlich für die Bedeutung des στατός als χιτών, also als Untergewand sprechen (vgl. besonders schol. Aristoph. Lysistr., 45; Suid. unter ὀρθοστάδια; Phrynich. eclog., p. 238 Lobeck), finden wir ja bei Poll. selbst gleich darauf (§. 118) ὁ στυρός im Gegensatz zu τὸ ἐπιβλημα, also offenbar in der Bedeutung „Untergewand“.

24) Der von Poll., IV, 117, als speciell zur Tracht des Gottes Dionysos gehörig erwähnte μασχαλιότηρ ist besonders deutlich sichtbar an einigen Bildwerken: so an der Bronzestatue eines tragischen Schauspielers (aus Athenes), welche ich im Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde 1865, Taf. I, S. 11 fg., veröffentlicht habe; ferner an der Figur der Melpomene auf dem berühmten Musensartophag im Louvre zu Paris (Clarac, „Musée de sculpture“ pl. 205; die Figur der Melpomene allein bei Wieseler, „Theatergebäude u. s. w.“, Taf. IX, 2), endlich auf dem Wandgemälde einer Grabgrotte in Kyrene (Wieseler, ebend., Taf. XIII, 2).

25) Diese gewöhnlich am obern Ende gekrümmten Stäbe (τὰς καμπύλας τῶν ὑποκριτῶν βακτηρίας erwähnt Plutarch. de lib. educ., c. 4) waren nach dem Zeugniß des Satyros im Βίος Σοφοκλέους (p. 11 Dindorf) eine Erfindung des Sophokles.

26) *S. Vita Aeschinis in Oratores attici edd. Baiter et Sauppe, Vol. I, p. 401; vgl. Demosth. de cor., §. 180.*

27) *Philostratus Vita Apollonii Tyan., V, 9, p. 89 ed. Kayser (Zitrich 1844).*

28) Das Costüm der Satyrn im Satyrdrama bestand nach Poll., IV, 118, hauptsächlich aus Thierfellen, theils wirklichen (νεβρίς, αλύη, ξαλή, τραγή) theils nachgeahmten (παρδαλή ύφασμένη: das ebendaselbst erwähnte *θήραιον τὸ Διονυσιακόν* war wahrscheinlich ein buntes Gewand mit eingewebten Thierfiguren); die Silene trugen ein tricortartiges, den ganzen Körper nebst Armen und Beinen bedeckendes Gewand mit langen Zotteln (*χορταῖος*, auch *μαλλωτός* oder *ἀμφομαλλος* genannt), so daß es schien, als ob ihr ganzer Körper dicht mit Haaren bewachsen sei. Auf Bildwerken, welche Scenen des Satyrspiels darstellen (s. Wieseler, „Theatergebäude u. s. w.“, Taf. VI, besonders das Nolanische Vasenbild Nr. 2, welches Wieseler schon früher in einer besondern Schrift „Das Satyrspiel nach Maßgabe eines Vasenbildes dargestellt“, Göttingen 1848, behandelt hat), tragen die Satyrn blos einen kurzen Schurz aus Thierfell oder Zeug um die Lenden, an welchem vorn der Phallos (ein künstliches männliches Glied aus Leder) angebracht ist; die Silene tragen den zottigen Chiton, die Heroen und Götter die reiche, bunte Tracht der Tragödie. — Das Costüm der Schauspieler der alten Komödie kennen wir durch zahlreiche Darstellungen auf Vasenbildern, deren Beziehung auf die alte attische Komödie deshalb außer Zweifel steht, weil eins derselben (Wieseler, „Theatergebäude u. s. w.“, Taf. A, 25) offenbar die erste Scene aus den „Fröschen“ des Aristophanes darstellt. Vgl. Wieseler, „Theatergebäude u. s. w.“ Taf. III, 18; Taf. IX, 4—15; Taf. A, 25 und 26; Archäologische Zeitung VII, Taf. 3—5; XIII, Taf. 78; Annali dell' istituto, XXV (1853), p. 29 ss. tav. d'agg. A—E; XXXI (1859), p. 368 ss. tav. d'agg. N. u. mon. VI. 35; XLIII (1871), p. 97 ss. tav. d'agg. G-I. Danach trugen die Männer ein vorn über dem Bauche und oft auch hinten gewaltig ausgestopftes Wams mit enganliegenden Ärmeln und Hosen, vorn einen mächtigen Phallos, während das Costüm der Frauen im wesentlichen das des täglichen Lebens war. Daß das Auftreten der Männer mit dem Phallos in der alten Komödie die Regel war, beweisen auch zahlreiche Stellen der Komödien des

Aristophanes; s. „*Wolken*“, B. 537 fg. c. schol. (eine erst bei der zweiten Bearbeitung dieser Komödie, die vom Dichter nicht zu Ende geführt und nicht aufgeführt worden ist, eingefügte Partie) und B. 734 c. schol. (eine aus der ersten Bearbeitung der Komödie stammende Stelle); „*Wespen*“, B. 1342 fg.; „*Lyfistrate*“ B. 989 fg.; „*Thesmophoriazusen*“, B. 643 (der als Weib verkleidete Mnesilochos trägt dort den Phallos unter der Weiberkleidung). Auch in den „*Acharnern*“, B. 97, ist das ἄσχωμα des Pseudartabas nicht mit den Auslegern als Bart, sondern als Phallos aufzufassen: der Kerl war mit Anspielung auf den Titel βασιλέως ὀφθαλμός (Auge des Perserkönigs) als ein großes Auge, welches Gesicht, Brust und Bauch bedeckte, maskirt. Die weiterhin in derselben Komödie auftretenden Obomanten (thrakische Söldner) erschienen, wie B. 158 und 161 lehren, mit gestutztem (wol als Beschnittene), aber sichtbarem Phallos.

29) Vgl. Pollux, IV, 118—120.

30) Hegelochos sprach als Protagonist in Euripides' „*Orestes*“ beim Recitiren des Verses 279: ἐκ κυμάτων γὰρ αὖτις αὖ γαλήν' ὄρω („nach den Wogen sehe ich nun wiederum Meeresstille“) die letzten Worte so aus, daß das Publikum γαλήν' ὄρω („ich sehe eine Kaye“) verstand: s. schol. Eurip. Orest., I. 1.; schol. Aristoph. ran., 303.

31) Nach Aristot. poet., 26, belegte der tragische Schauspieler Mynniskos, welcher in der Schule des Aeschylus sich gebildet hatte (s. oben Anm. 9), seinen jüngern Kunstgenossen Kallippides (vgl. über diesen Xenoph. conv., 3, 11; Plutarch. Alcib., 32; Agesil., 21 und apophthegm. Lacon. Ages., 57; Athen. XII, p. 535 d; Polyæn. strateg., VI, 10; Vita Sophoclis, p. 12 Dindorf) mit dem Spottnamen πείσηκος „ὡς λίαν ὑπερβάλλοντα“.

32) Vgl. D. Korn, De publico Aeschyli, Sophoclis, Euripidis fabularum exemplari Lycurgo auctore confecto (Bonn 1863), und J. Sommerbrodt im Rheinischen Museum, Neue Folge, XIX, S. 130 fg.

33) Aristot. Rhetor., III, 1: ἐκεῖ (nämlich ἐν τοῖς ἀγῶσι) μείζον δύνανται νῦν τῶν ποιητῶν οἱ ὑποκριταί. Man vergleiche über diese Periode der höchsten äußern Blüte und virtuosenhaften Entwicklung der griechischen Schauspielkunst auch die Abhandlung

34 Schauspieler und Schauspielfunst im griechischen Alterthum.

von C. Jos. Grynar: De Graecorum tragoedia qualis fuit circa tempora Demosthenis (Köln 1830).

34) Ein besonders charakteristisches Beispiel dieser von Aristoph. ran. 1330 fg. parodirten Gattung von Arien, welche nach Form und Inhalt oder vielmehr Inhaltslosigkeit an moderne Opernarien erinnert, ist die Monodie des phrygischen Sklaven in Euripides' „Drestes“, V. 1369 fg. Ähnliche Monodien finden sich aber zahlreich auch in andern Stücken desselben Dichters, wie die des Polymestor (Hecub. 1056 fg.), der Helena (Hel. 164 fg.), der Elektra (El. 112 fg.), der Iphigenia (Iphig. Aul. 1279 fg.), des Ion (Ion 82 fg.), der Hekabe (Troad. 98 fg.) und der Kassandra (ebend. 308 fg.), der Jokaste (Phönik. 301 fg.) und der Antigone (ebend. 1485 fg.).

35) S. Gellius Noct. att., VI, 5. Ueber Polos von Aegina, welchen Plutarch. Demosth., 28, als den ersten Meister seines Faches (τὸν ὑπερβαλόντα τῇ τέχνῃ πάντα) bezeichnet, vgl. man Grynar in der Ann. 33 citirten Schrift, S. 35 fg.

36) Vgl. Plutarch. Pelop., 29, und De Alexandri virtute seu fortitudine, or. II, 1; Aelian. Var. hist., XIV, 40. Der Ann. 31 erwähnte Schauspieler Kallippides brüstete sich nach Xenoph. conv., 3, 11, damit: ὅτι δύναται πολλοὺς κλαίοντας καθελεῖν.

37) S. Plutarch. Crass., 33; Polyæn. Strateg., VII, 41.

Savonarola.

Ein Culturbild aus der Renaissancezeit

von

Johannes Huber.



Das 15. Jahrhundert in der Geschichte der Kirche könnte man passend als das Zeitalter der mislungenen Reformbestrebungen bezeichnen. Seit dem Jahre 1378 war zu allen den Aergernissen, welche das Papstthum seit langer Zeit der Christenheit gegeben, auch noch das einer Kirchenspaltung gekommen. Zwei Päpste, der eine in Italien, der andere in Frankreich residirend, standen sich, jeder mit eigenem Cardinalscollegium und eigener Curie, einander gegenüber, bestritten sich ihre Legitimität und verfluchten sich und ihre Obedienzen wechselseitig. Da es auf solche Weise nur mehr Excommunicirte gab, so konnte die Kirche selbst als zerstört erscheinen. Die Verwirrung und Beängstigung der Gewissen wurde allgemein, denn niemand war sicher, ob er zur wahren Kirche gehörte und ob der Gebrauch der Sacramente ihm nicht zum Verderben statt zum Segen gereichte. Solche Unerträglichkeit der Lage veranlaßte manche Theologen und Kanonisten, ihren Blick zurückzuwenden nach den frühern bessern Zeiten des kirchlichen Lebens, um aus ihnen die Heilmittel gegen die Uebel der Gegenwart zu schöpfen. Man erkannte bald, daß die alte Kirche in Verfassung und Regiment auf andere Grundlagen gestellt war, und selbst die eifrigsten Anhänger des Papstthums konnten sich nicht verhehlen, daß die Quelle des Unheils vor allem in der Schrankenlosigkeit der Gewalten desselben aufgethan sei. Insbesondere auf Andringen der Universität Paris

trat endlich im März des Jahres 1409 zu Pisa ein Concil zusammen, zu dem Zweck der Wiederherstellung der kirchlichen Einheit und der Reformation des kirchlichen Lebens. Doch der Erfolg entsprach nicht im geringsten den Absichten; die Versammlung setzte die beiden Gegenpäpste ab und berief Alexander V., einen willensschwachen und gemächlichem Wohlleben geneigten Greis, auf Sanct-Peter's Stuhl, welcher sogleich die Reformation — angeblich wegen der nöthigen Vorarbeiten — auf ein nächstes, binnen drei Jahren zu berufendes Concil vertagte. Und da nun Gregor XII. und Benedict XIII. den Spruch von Pisa nicht anerkannten, sondern sich in ihren Würden behaupteten, so hatte man jetzt neben der Fortdauer der alten Misbräuche drei Päpste nebeneinander. Immer dringender äußerte sich daher das Verlangen nach dem neuen Reformationsconcil, welches im November 1414 zu Konstanz eröffnet wurde. Diese großartigste aller bisherigen Synoden im Abendlande ging zwar auf die ursprüngliche Verfassung der Kirche zurück, indem sie in feierlichen Decreten die Autorität des allgemeinen Concils über den Papst aussprach; es gelang ihr auch das Schisma zu beendigen, aber das Werk der Reformation, zu dem sie, wie die Verurtheilung von Johannes Huß und Hieronymus von Prag beweist, den nöthigen Geist der Unbefangenheit und Freiheit nicht besaß, vereitelte sie sich selbst durch die vorschnelle Wahl Martin's V. Dieser kluge Papst wußte durch diplomatische Künste und durch Concessionen in unwichtigeren Dingen das Verlangen der Christenheit abermals zu täuschen, sodaß dem im April 1418 auseinandergehenden Concil vorerst nur die Hoffnung auf die reformatorische Wirksamkeit der für die nächste Zukunft beschlossenen Kirchenversammlungen blieb. Da das im Jahre 1423 nach Pavia berufene und das Jahr darauf nach Siena verlegte Concil nur schwach besucht war, so zog Martin V. daraus

den Vorwand zur Auflösung, als sich reformatorische Bewegungen auf demselben kundzugeben anfingen. — Nur allmählich trat das Concil zu Basel (1431—43) zusammen, welchem sich Eugen IV. sogleich mit Feindseligkeit entgegenstellte, nachdem er von dessen selbständiger Haltung als oberster kirchlicher Autorität und dessen Ernste, an die Verbesserung der kirchlichen Zustände Hand anzulegen, vernommen hatte. Je energischer die Kirchenversammlung in der Abschaffung der Mißbräuche vorging, desto größer und unheilbarer wurde der Zwiespalt zwischen ihr und dem Papst, und der Kampf endigte wieder mit einem Triumph der unverbesserlichen Curie, da es Eugen IV. gelang durch sein in Florenz im Jahre 1437 constituirtes Gegenconcil, wo die Wiederherstellung der Union zwischen der lateinischen und griechischen Kirche dem Papstthum neuen Glanz verlieh, das Ansehen der Baseler, welche durch die kühne That der Wahl eines Gegenpapstes sich um die Sympathien der vor einem neuen Schisma bangenden christlichen Völker großentheils brachten, herabzudrücken, dann durch Bestechungen und Concessionen und schlau geführte Unterhandlungen den deutschen Kaiser, den König von Frankreich und andere Fürsten der Sache der Reformation abtrünnig zu machen.

So waren auch die Hoffnungen auf die Concilien enttäuscht und begann man fast allgemein an einer Wendung der kirchlichen Dinge zum Bessern zu verzweifeln. Eugen IV., geschmückt mit den Trophäen der Kirchenvereinigung zwischen dem Occident und Orient und des Sieges über das Concil, konnte seinen Nachfolgern das Papstthum, vor der Reformation gerettet und in seiner Machtsstellung neu befestigt, hinterlassen. Freilich hinterließ er damit auch noch etwas anderes: ein fortwährendes Verderben in der Kirche von oben bis unten, eine immer tiefer in das Herz der christlichen Völker sich einwühlende Abneigung gegen Rom, eine

steigende Abkehr von dem Christenthum selbst und eine mit Grauen erfüllende Verwilderung der Sitten — und zwar zumeist in Italien. „Durch das Beispiel der Curie“, sagt Machiavelli, „hat Italien alle Frömmigkeit und Religion verloren . . . der Kirche und den Priestern verdanken wir es, daß wir schlecht geworden sind.“¹⁾

Der Einfluß der Antike, welcher die Tugend vor allem als natürliche Kraft und Tüchtigkeit und der Genuß des Lebens als höchste Weisheit galt, traf mit der Verachtung der Kirche und ihrer Lehren im Zeitalter der Renaissance zu der Wirkung zusammen, daß die heißblütige und begierdenreiche italienische Individualität alle Schranken der Sittlichkeit und des Rechts in wilden Excessen durchbrach. Die brutalste Selbstsucht tritt nun schamlos ans Licht, entsetzliche Greuelthaten geschehen allenthalben, namentlich unter den Großen Italiens, dem Despotismus der Mächtigen wird mit Verschwörungen und Attentaten von seiten der Unterworfenen erwidert; Vornehme und Niedere, Adelige und Bauern nehmen sich selbst ihr Recht und die Blutrache kommt allgemein in Übung; die Giftmischerei wird zu einem eifrig gepflegten Studium und der Mord zu einem verbreiteten Gewerbe, Fürsten und Regierungen nehmen ihn ohne Bedenken unter die Mittel ihrer Politik auf, sodaß Pontanus sagte: „In Italien ist nichts wohlfeiler als ein Menschenleben.“ Das Räuberwesen, häufig auch von Geistlichen betrieben, blüht; in gewissen Gegenden Italiens tödten und berauben die Bauern jeden Fremden; die Ehe und ihr Recht wird bewußter als je mit Füßen getreten. Ja, bis zu einer solchen Austilgung jedes rechtlichen und moralischen Gefühls schreitet die Entartung fort, daß das Verbrechen als ein Beweis des Muthes und der Kraft gilt und mehr angestaunt als verabscheut wird.

Vergeblich erhebt hier und dort ein Mönch als Bußprediger

seine Stimme gegen das maßlose Verderben der Zeit, gewöhnlich nur mit Hohn wird ihm geantwortet; denn kein Stand war damals verächtlicher geworden als das Mönchsthum. In der zeitgenössischen Novellenliteratur, die zum Theil von Mönchen selbst herrührt, wird es als ein mit allen Schändlichkeiten befudelter Auswurf des Menschengeschlechts charakterisirt. — Der religiöse Cultus äußerte sich nur mehr als ein selbstsüchtiger Aberglaube; die Segnungen der Kirche werden als magische Mittel, welche auch ohne Wandlung der Gesinnung zu zeitlichem und ewigem Heil nützen, gesucht und gespendet; die Heiligen und vor allem die Madonna dienen als Schutzgötter und Nothhelfer in den verschiedensten Angelegenheiten des Lebens, die Reliquien gelten als zauberkräftige Talismane. Kurz, die Religion ist im 15. Jahrhundert in Italien wieder ganz dasselbe, was sie allmählich im alten Rom geworden war, als die Auguren einander belächelten, die einen um den Tod eines reichen Verwandten, die andern um das Gelingen einer Testamentsfälschung, die dritten um die Gelegenheit, natürliche und unnatürliche Laster zu befriedigen und um Aehnliches beteten.²⁾

Daneben hatte die Erneuerung der classischen Studien bei den Humanisten und in den gebildeten Kreisen einen tiefgreifenden Scepticismus großgezogen: der Glaube an eine göttliche Weltregierung, die Ueberzeugung von der Freiheit und der Unsterblichkeit der Seele war bei vielen mindestens erschüttert, wenn nicht ganz aufgegeben. Dafür aber nahm das mystische Bedürfniß gerade bei vielen Cultoren der Antike die Form an, wieder an Vorzeichen und Augurien, namentlich an den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen zu glauben. Die Astrologie kam neuerdings zu Ehren, an den Universitäten wurde sie gelehrt, Fürsten und Magistrate zogen die Astrologie in wichtigen Staatsangelegenheiten zu Rathe, selbst Päpste, wie z. B. Nikolaus V.,

Calixt III., Paul II. u. a. bekannten sich offen zu diesem Glauben. Der letztere erwähnte in feierlichen Allocutionen, daß ihm die Astrologen Cardinalat und Pontificat prophezeit hätten³⁾, und Leo X. war bei seiner Geburt durch Marsilio Ficino das Horoskop auf das gleiche Schicksal gestellt worden. Ja bis tief ins 16. Jahrhundert hinein hingen Päpste an diesem Wahn, wie denn Paul III. kein Consistorium hielt, ohne sich vorher von den Astrologen die günstige Stunde bestimmen zu lassen.

Schwer fielen diese Zustände auf die Seele eines jungen Ferraresen, der von Kindheit auf ernst und in sich gefehrt unter der Pflege von Kunst und Wissenschaft und einem endlosen Reigen glänzender Feste, wie sie die freigebigen und prachtliebenden Fürsten seiner Vaterstadt liebten, über den allgemeinen sittlichen und religiösen Zerfall seines Zeitalters sich nicht zu trösten vermochte. Es war Girolamo Savonarola. Am 21. September 1452 als das dritte unter sieben Kindern seinen Aeltern in Ferrara geboren, hätte er nach dem Willen seines Großvaters, der ein berühmter Arzt war, sich gleichfalls der Medicin widmen sollen, ihn aber fesselte mehr das Studium der Theologie des Aquinaten und der Wunsch seines Herzens ging nach Flucht aus der Welt und stiller religiöser Betrachtung. Eine nicht erwiederte Jugendneigung mag auf diese Richtung seiner Seele nicht ohne Einfluß gewesen sein. — Wie ein Aufschrei tiefsten Seelenschmerzes berührt uns ein Gedicht: „De ruina mundi“, das er im Jahre 1472 verfaßte. Darin erscheint ihm die Welt in Trümmern, Tugend und Sitte für immer entflohen, jedes Laster im schamlosen Triumph und von der blinden Menge verehrt offen einherschreitend, der Glaube an eine göttliche Vorsehung verschwunden, jedes lebenspendende Licht erloschen. „Auch Rom habe sein Haupt zur Erde gebückt, um nie mehr zu seinem großen Amte zurückzukehren; nur

die Hoffnung auf ein künftiges Leben vermöge die geängstigte Seele noch aufzurichten.“

Sprach Savonarola bereits in diesem Gedicht von seinem großen Ekel an der Welt, so zeigt sich in einem spätern Aufsatz: „Von der Verachtung der Welt“, worin er zugleich den Anbruch einer neuen Zeit mit furchtbaren Strafgerichten Gottes voranzusehen glaubt, sein Entschluß aus ihr zu fliehen, völlig gereift. Am 24. April 1475 verläßt Savonarola nach langem innern Ringen heimlich und ohne Wissen und wider Willen der Seinigen das väterliche Haus und zieht nach Bologna, um hier bei den Dominicanern Aufnahme und Verwendung zu den niedersten Dienstleistungen zu finden. „Was mich bewogen hat, ins Kloster zu gehen“, schrieb er an die Aeltern, „ist das ungeheuere Elend der Welt und die Bosheit der Menschen.“ Nach inbrünstigem Gebet habe ihm Gott diesen Weg gezeigt, und wenn der Vater mehr um das geistige als um das leibliche Wohl des Sohnes besorgt sei, so müsse er mit dieser That zufrieden sein. Heiße Thränen habe ihn der Entschluß gekostet, von der Familie zu scheiden und in die Hände unbekannter Menschen seinen freien Willen dahinzugeben; aber dem sanften und frommen Rufe Gottes zu widerstehen sei ihm unmöglich gewesen. — Und in einem zweiten Briefe verweist er den Aeltern ihren maßlosen Kummer und tadelt es, daß sie, die doch ihr Haus geehrt gefühlt und sich darüber gefreut haben würden, wenn ihn ein weltlicher Fürst mit dem Schwert umgürtet und in sein Gefolge aufgenommen hätte, nun darüber trauerten, daß ihn Christus zu seinem Ritter gemacht habe.

In dasselbe Jahr 1475 fällt eine andere Canzone: „De ruina ecclesiae“, worin sich die Kirche dem Dichter als eine keusche und schöne, aber von Wunden entstellte Jungfrau zeigt. Als auf seine Frage, woher ihr solches Unglück

gekommen, die Erscheinung auf Rom, „die ränkevolle und hochmüthige Dirne“, hinweist, bricht er in den Wunsch aus, dieser die großen Flügel zu zerbrechen. Doch wird er ermahnt, vorerst zu weinen und zu schweigen. So begleitete ihn denn der Gedanke an die Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche ins Kloster, er ist bereit seine eigene Kraft in den Dienst einer solchen Aufgabe zu stellen, zunächst aber will er in der Stille des klösterlichen Lebens an seiner eigenen Läuterung arbeiten und sich den Rathschlüssen Gottes demüthig hingeben. Wie das Verderben der Welt von dem der Kirche ausgegangen, so war — dies stand in seinem Geiste fest — die Rettung der Welt von einer vorausgehenden Reformation der Kirche bedingt.

Die härtesten Proben des Noviziats trug Savonarola nicht nur leicht und freudig, sondern er that sich in Werken der Frömmigkeit und Selbstverleugnung nie genug, sodaß ihn seine Vorgesetzten von Uebertreibungen zurückhalten mußten. Unvergleichlich war die Demuth seines Wandels, ergreifend die Glut seiner Andacht. Vom Jahre 1475 bis 1482 dauerte dieser Aufenthalt in Bologna. Da seine Fähigkeiten und Gelehrsamkeit nicht verborgen geblieben, hatte man ihn allmählich, doch gegen seinen Wunsch, zum Unterricht der Novizen in scholastischer Philosophie und alttestamentlicher Exegese sowie zum Predigtamt herangezogen.

Mit dem Pontificat war damals Sixtus IV. bekleidet, der in dem Bestreben, für seine Nepoten Reichthümer, Würden und Länder zusammenzuraffen, auch vor dem Verbrechen nicht zurückscheute und dadurch Italien in große Wirren stürzte. Nachdem ihm seine Anschläge gegen Florenz, welches er durch die Ermordung der beiden Mediceer Lorenzo und Giuliano in seine Gewalt zu bringen gedacht hatte, mißglückt waren, hatte er sich zuletzt mit Venedig verbündet und im Mai des Jahres 1482 Ferrara mit Krieg überzogen, um

diese Herrschaft an einen seiner Verwandten zu bringen — unbekümmert darum, daß zu derselben Zeit die Türken drohend vor den Thoren Italiens standen. Diese Unruhen veranlaßten den General der Dominicaner, einen Theil der Ordensbrüder aus Ferrara zu entfernen, welches Los auch Savonarola traf, der kurz vorher in seine Vaterstadt zurückgekehrt war und nun in das Kloster San-Marco in Florenz übersteden sollte.

Als der arme und bescheidene Mönch in die üppige und im reichsten Schmucke der Kunst glänzende Stadt einzog, konnte ihm wol das große Geschick nicht ahnen, welches ihn hier erwartete.

San-Marco war durch Cosimo von Medici aus einer verfallenen Hütte in ein prächtiges Kloster umgewandelt worden, und da derselbe hier zugleich die erste öffentliche Bibliothek Italiens errichtet hatte, so blühte es auch zu einem Mittelpunkte gelehrter Thätigkeit und wissenschaftlichen Verkehrs empor. Mit Antonin von Florenz, seinem Stifter, war der Geist lauterer Frömmigkeit in den Convent eingezogen. — Aber wie sympathisch sich Savonarola auch von den Verhältnissen in San-Marco berührt fühlen mußte, so wenig gefielen ihm die öffentlichen Zustände in Florenz. Lorenzo der Prachtige war auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes angelangt; selbst ein feingebildeter Geist pflegte und ehrte er Kunst und Wissenschaft und zog ihre Meister in seine Nähe. Eifrig betheiligte er sich an den Disputationen der von Cosimo gegründeten Platonischen Akademie; aber die hier über Tugend und Unsterblichkeit gepflogenen Erörterungen hinderten ihn nicht, die Florentiner um die letzten Reste ihrer Freiheiten zu bringen und sein Leben in wüsten Orgien zu verschwelgen, sodaß außer seinem Mäcenatenthum kaum noch andere lobenswerthe Züge in seinem Charakter zu entdecken waren. Die unaufhörlichen

Feste, womit er die Florentiner berauschte, nährten die Leichtfertigkeit der Sitten und tilgten den republikanischen Sinn aus; je höher die ästhetische und gelehrte Bildung stieg, desto schlechter wurde es um Religion und Zucht bestellt; das Heidenthum lebte nicht nur in den Gedanken, auch in den Handlungen der Menschen wieder auf, ja sogar bei den Mönchen von San-Marco glaubte Savonarola zu entdecken, daß sie über Platon und Aristoteles Christus vergäßen. Es schien ihm daher vor allem nothwendig, den Enthusiasmus für die Alten zu dämpfen und statt ihrer das Studium der Heiligen Schriften zu empfehlen. Als er aber von der Kanzel aus in diesem Sinne zu wirken versuchte, da fand er zunächst nur taube Ohren. Schon die schmucklose und herbe Art seiner Rede stieß die feinen und geglätteten Florentiner ab, welche gewohnt waren, daß zu ihnen in den glänzendsten Formen gesprochen wurde, und die über denselben wenig auf den Inhalt gaben. Darum machte er bei seinem ersten Auftreten im Jahre 1483 kein Glück, die Masse des Publikums strömte zu den Predigten des Franciscaners Mariano da Genizzano, der in der Kirche von San-Spirito mit allen Künsten der Rhetorik und des Witzes auf seine Zuhörer wirkte. Anfangs dachte Savonarola daran, sich von dem Predigtamt ganz auf den Unterricht der Novizen zurückzuziehen; aber das Beispiel der alten Propheten, welche mit ungebrochener Ausdauer gegen die Gleichgültigkeit und Herzenshärte des hebräischen Volkes gekämpft hatten und der Blick auf den religiös-sittlichen Verfall der Zeit weckten in ihm die Ueberzeugung, zu gleicher Mission eines unermüdeten und furchtlosen Krieges gegen Laster und Unglauben berufen zu sein. Sich immer tiefer in die Lektüre der Propheten und der Apokalypse versenkend und in der Geschichte Israels und den Verkündigungen der letzten Dinge Andeutungen auf die Gegenwart und die

Geschichte Italiens sowol wie der Kirche zu erkennen glaubend, gerieth sein Gemüth in immer größere Aufregung und fing er an in visionäre Zustände zu verfallen, wo er Stimmen vom Himmel, die ihn zu Thaten der Bekehrung aufforderten, vernahm.

Im August des Jahres 1484 starb Sixtus IV., unter dem, wie Baptista Mantuanus sang, in Rom alles, der Himmel und Gott selbst, käuflich geworden war.⁴⁾ Als einen höchst glücklichen Tag pries daher der Römer Stephan Infessura den Todestag dieses Papstes, weil an ihm Gott wieder seine Macht auf Erden gezeigt und sein christliches Volk aus der Hand des gottlofesten und ungerechtesten Herrschers, bei dem nur schändliche Wollust, Geiz, äußerer Pomp und eitler Ruhm vorhanden gewesen, befreit habe. Ein so furchtbares Gemälde von den Sünden dieses Papstes entwirft der Geheimschreiber des Senats, daß man sich nur schwer überwinden könnte, es zu wiederholen.⁵⁾

Doch die Hoffnung auf bessere Schicksale der Kirche mußte schon durch den großen Zwiespalt, welcher zwischen den Cardinälen im Conclave ausgebrochen war und der mit einem neuen Schisma drohte, vollständig wieder dahinsinken. In der Furcht vor solcher Gefahr dichtete Savonarola sein „Gebet für die Kirche“, wo er Christus um Hülfe für seine Braut, die römische Kirche nämlich, ansieht. Diesem Gebet ward keine Erhörung. Innocenz VIII. ging durch Bestechung aus der Wahl hervor, ein Mann, welcher, nach der Bemerkung eines Zeitgenossen, des Rafael von Volterra, das neue Beispiel gab, sich seiner zahlreichen unehelichen Kinder öffentlich zu rühmen⁶⁾, und welchem daher gleichfalls der Pontificat nur ein Mittel war, um dieselben in glänzende Lebensstellungen zu bringen. Savonarola verlor zwar den Glauben an die Rettung der Kirche nicht, aber nur durch schwere Strafgerichte, die erst über sie und über die Welt

ergehen müßten, schien ihm eine Besserung der Dinge möglich. Wie ein apokalyptischer Seher und mit der erschütternden Gewalt eines aus tiefster Erregung strömenden Wortes sprach er daher von der in nächster Zukunft erfolgenden Züchtigung und Reinigung der Kirche. Als er in der Fastenzeit des Jahres 1486 in mehrern Städten der Lombardei im Hinblick auf diese bevorstehenden Drangsale zur Buße aufrief, da traf er das Gemüth des Volkes und riß es mit sich fort. Nun wurde sein Name durch ganz Italien genannt; hervorragende Männer, wie der Fürst Picus von Mirandola, suchten seine Freundschaft, er selbst aber bestärkte sich in dem Glauben an seine Sendung und gerieth durch fortwährende strenge Selbstprüfung und über Werken der Andacht und Ascese in einen Zustand religiöser Exaltation, der ihn seinen Ordensbrüdern fast unheimlich machte.

Auf den Wunsch von Lorenzo, welchen hierzu wol auch Picus von Mirandola überredet hatte, war es geschehen, daß Savonarola nach vierjähriger Abwesenheit aus seiner Wirksamkeit als Wanderprediger in Oberitalien, wo er zuletzt in Genua den größten Erfolg erzielt hatte, von seinen Obern wieder nach San-Marco zurückberufen wurde. Hier erklärte er zuerst in einem engern Kreise, der sich im Klosterhofe um ihn versammelte, die Apokalypse; da aber die Zahl seiner Zuhörer fortwährend wuchs, bestieg er auf ihr dringendes Verlangen am 1. August 1490 neuerdings die Kanzel. Das Thema seiner Predigt, welche diesmal auf die Florentiner einen tiefen Eindruck hervorbrachte, war auch jetzt wieder die Ankündigung göttlicher Strafgerichte und die Forderung der Reform der Kirche. Zugleich um an die Stelle des flüchtigen Wortes eine dauernde Belehrung treten zu lassen und um dem Widerstande philosophischer Gegner von vornherein zu begegnen, beschloß er eine Reihe von ascetisch-moralischen und scholastisch-gelehrten Schriften zu

bearbeiten. In den erstern⁷⁾ hob er insbesondere hervor, daß die Grundlage der christlichen Liebe die Demuth sei, daß man Gott nicht außer sich, sondern im eigenen Herzen zu suchen habe, daß es ein geistiges Gebet ohne Worte gebe, in welchem der Mensch zu Gott sich erhebend die Welt und seine weltlichen Wünsche hinter sich zurücklasse. „Einen innern Cultus“, sagt er, „will der Herr ohne alle äußere Ceremonien, welche ja nur zur Belebung der Andacht des Herzens erfunden sind und außerdem keinen Werth besitzen.“ Jedes gute Werk nennt er ein Gebet, und der wahre Gläubige ist ihm nur der, welcher Christi Beispiel in sich wiederholt und durch die Liebe Gottes, welche selbst wieder ein Geschenk der Gnade ist, zum Ziel des Lebens, nämlich zur Gemeinschaft mit Gott, welche geistige Verzückung schafft, emporgetragen wird.

In seinen philosophischen Versuchen⁸⁾ zeigt sich Savonarola von Thomas von Aquin beherrscht, doch ist darin auch der Einfluß des seiner mystischen Gemüthsrichtung entsprechenden Platonismus erkennbar. Ueber alle Philosophie stellt er selbstverständlich als gläubiger Christ die Theologie, weil sie die Zweifel löse, in welchen jene zu keinem Resultat zu kommen vermöge. „Euer Aristoteles“, sagt er, „ist ja nicht einmal im Stande, die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen; in Fragen von so einschneidender Wichtigkeit bleibt er im Ungewissen, sodasß ich wahrhaftig nicht begreife, wie ihr euch mit so unsäglichen Mühen in seine Schriften vergraben könnt.“

Er hingegen sieht in der Bibel alle Weisheit enthalten, Vergangenheit und Zukunft vor sich aufgedeckt. Mit heiligem Schauer überkam es ihn, so oft er in ihr las, weil er darin Gottes Wort unmittelbar zu vernehmen glaubte. Mit allen Hülfsmitteln der damaligen Exegese suchte er den Sinn des heiligen Buches zu enträthseln und hinter dem buch-

stäblichen Inhalt den höhern moralischen und mystischen zu erfassen. Indem er von der allegorischen Interpretation einen weitgehenden Gebrauch machte, las er seine eigenen Ideen in die Schrift hinein, obwohl er selbst davor warnte, sie nach persönlichen Meinungen auszulegen. Aber er war überzeugt und er war es auch von sich, daß Gott oft einzelnen Menschen eine besondere Erleuchtung für das Verständniß der Bibel zutheil werden lasse, damit sie die andern führten.

So massenhaft wurde der Zudrang zu Savonarola's Predigten, daß er in den Fasten des Jahres 1491 die Kanzel der Klosterkirche von San-Marco mit der des Domes vertauschen mußte. Wie mit magischer Gewalt fesselte er von Tag zu Tag mehr das Volk an sich; seine Schilderungen von den Sünden der Zeit ließen hinter dem Firniß des Lebens in einen Abgrund der moralischen Verwerfung blicken, seine mit kühner Phantasie gezeichneten Schreckbilder der Zukunft machten die Herzen erbeben und sein Ruf nach Umkehr und Buße verhallte nicht mehr wirkungslos.

Lorenzo und sein Anhang wurden durch diese Predigten, die manche Anspielungen auf ihr Treiben enthielten, peinlich berührt; auch lag eine ernste Richtung des Volksgeistes nicht im Plane ihrer Politik. Der Herrscher von Florenz ließ daher Savonarola zur Mäßigung auffordern; dieser aber richtete an die Abgesandten selbst ernste Ermahnungen, verweigerte jedes Nachgeben und verkündigte, als jene ihm andeuteten, daß er verbannt werden könne, er werde in Florenz bleiben, Lorenzo aber von hinnen gehen. — Damit deutete er auf den Tod desselben hin, — welchen er sowie auch den des Papstes und des Königs von Neapel um diese Zeit als nahe bevorstehend prophezeite. Ueberhaupt meinte er für die nächste Zukunft eine große Umgestaltung der Dinge in Italien vorauszu sehen.

Die Mediceische Partei, so sehr ihr Unwille stieg, wagte, da das Volk hinter ihm stand, doch keine Gewaltmaßregeln gegen den kühnen Mönch. Und dieser, als er noch in demselben Jahre zum Prior von San-Marco erwählt wurde, verstand sich auch nicht einmal zu dem herkömmlichen Huldigungsbesuch, welchen jeder neue Vorstand des Klosters den Mediceern als den Gründern und Wohlthätern desselben zu machen pflegte; denn er sah in diesem Herrscherhause die vorzüglichste Ursache der öffentlichen Immoralität und das größte Hemmniß für eine Verbesserung der Sitten, den Feind und Zerstörer der Freiheit. Lorenzo aber, nachdem er Mariano vergeblich gegen Savonarola hatte predigen lassen, gab im Gefühle seiner zunehmenden Krankheit jeden Widerstand auf, ja er fing an, im geheimen den seltenen Mann zu bewundern und zu verehren. Und als er im April des Jahres 1492 auf seiner reizenden Villa zu Careggi hoffnungslos daniederlag, da stieg ihm im Angesichte des Todes und nachdem ihm die Sakramente keine Beruhigung gebracht, weil er auch den Beichtvater, der ihn absolvirt hatte, für einen Heuchler und darum die Absolution für ungültig hielt, die ernste zürnende Gestalt des Priors von San-Marco wie die eines Heiligen in der Seele empor und ließ er ihn bitten, an sein Sterbebett zu eilen. Savonarola konnte den von Aengsten des Gewissens ergriffenen Fürsten nur mit Mühe durch den Hinweis auf Gottes Barmherzigkeit beruhigen, doch machte er ihm drei Dinge zur Pflicht, wenn er Vergebung erlangen wollte, nämlich den lebendigen Glauben an Gottes Barmherzigkeit, die Zurückstattung aller unrechtmäßig gewonnenen Güter und die Wiederherstellung der florentinischen Freiheit. Schon bei der zweiten Forderung stimmte Lorenzo nur mit Widerstreben bei, bei der dritten aber kehrte er sich unwillig ab. So verließ ihn

Savonarola ohne Absolution; kurz darauf, am 8. April, starb Lorenzo.

Mit dem Tode des klugen Fürsten, welcher gewissermaßen zum Lenker der Politik Italiens geworden war und zwischen dessen Machthabern häufig durch seine Vermittelung den Frieden erhalten hatte, brachen große Veränderungen in den Verhältnissen der Halbinsel und Toscanas herein. Sein Sohn Piero, ein zwar mit Schönheit und Geist geschmückter, aber üppiger, hochmüthiger, in Regierungsgeschäften fauler und überhaupt unzuverlässiger und treulofer Genußmensch, suchte die öffentliche Gewalt noch mehr in seiner Hand zu concentriren und zerstörte die letzten äußerlichen Abzeichen der Freiheit, an denen das florentinische Volk mit großer Liebe hing. Selbst unter der Mediceischen Partei regte sich vielfach Unwillen und Opposition; das Volk aber scharte sich um Savonarola's Kanzel, in dem es seinen geistigen Führer, den Hort seiner Sache und einen Propheten zu verehren anfing; denn schon lag auch Innocenz VIII. im Sterben und die verzweifelten Mittel seines jüdischen Arztes, der ihm das Lebensblut von Knaben einslößte, vermochten ihn nicht mehr zu retten, tödteten aber drei zehnjährige Kinder, wovon jedes um den Preis eines Dukaten zu dem frevelhaften Experiment entweder verlockt oder durch die Angehörigen genöthigt worden war.⁹⁾

Die abermals durch Bestechung erwirkte Wahl Alexander's VI. — im August des Jahres 1492 — rief in ganz Italien Trauer hervor, selbst König Ferrante I. von Neapel, der beim Tode seiner Kinder nicht geweint hatte, brach darüber in Thränen aus. In dem Cardinal Roderich Borgia war ein Mann mit der dreifachen Krone geschmückt worden, der zwar viele Eigenschaften zu einem weltlichen Herrscher besaß, bei dem aber die Laster der Wollust, Habucht und Grausamkeit jede Regung des Gewissens abstumpften. Ihn meint

Picus von Mirandola, wenn er von einem Papste erzählt, daß derselbe seinen Vertrauten bekannt habe, daß er während seines Pontificats eine Zeit lang gar nicht einmal an Gott geglaubt habe.¹⁰⁾ Freilich schloß dieser Unglaube in der Seele des Papstes den Aberglauben nicht aus, wie er denn stets das Sacrament bei sich trug, in der Meinung, es werde ihn gegen Vergiftung schützen.

Bei seinem Krönungsfeste begrüßte Alexander VI. die Schmeichelei der Römer mit Huldigungen, die an die Vergötterungen der Kaiser des alten Roms erinnerten. „Größer als unter Cäsar“, heißt es in einem Epigramm, „ist jetzt Rom unter Alexander VI., denn jener war nur ein Mensch, dieser aber ist ein Gott.“¹¹⁾ Doch wundern wir uns darüber nicht, wurden doch die Bildnisse des Papstes und seiner Buhlerin Banozza, die ihm vier Söhne und eine Tochter gebar, in der Kirche Maria del popolo in Rom bis auf Clemens XII., der erst dem Aergernisse ein Ende machte, als Heilige ausgestellt und verehrt, indem das Volk die beiden für Joachim und Anna hielt.¹²⁾ Alexander gab zu solchen Verwechslungen wol selbst Anlaß, wenn er z. B. seine Geliebte, die schöne Julia Farnesi, als Mutter Gottes und sich als Hohenpriester zu ihren Füßen malen ließ. Gegenwärtig, nachdem selbst frühere Historiker aus dem Jesuitenorden, z. B. der große Mariana, diesem Papste ein vernichtendes Urtheil gesprochen haben¹³⁾, erleben wir das kaum Glaubliche, daß Literaten der Curie, wie Cerri, die Rettung Alexander's VI. unternehmen, und daß Pius IX. mit Belobungsschreiben dieses Bestreben ehrt. „Statt aus Alexander VI. ein Gefäß der Schmach, welches zur Verwerfung bestimmt ist, zu bilden, wird ihm die Geschichtschreibung einen nicht unehrenvollen Platz in der Reihe der 259 Hierarchen verschaffen, wovon beinahe alle ausgezeichnet,

83 davon aber zu den Ehren der Altäre erhoben worden sind“, sagt Cerri. ¹⁴⁾

In der Bestürzung, die auch in Florenz über die unglückliche Papstwahl herrschte, richteten sich wieder alle Augen auf Savonarola, an dessen prophetische Gabe immer mehr geglaubt wurde, da nun auch der Tod des Königs von Neapel nächstens zu erwarten stand und niemand die Nothwendigkeit einer Züchtigung und Reform der Kirche bezweifeln konnte. Aber auch er selber wuchs in diesem Glauben, wiederholt las er die Propheten und in der mächtigen Ergriffenheit seines Gemüths gestalteten sich ihm seine Gedanken und Wünsche zu sichtbaren Bildern, die er in seinen Predigten als Eingebungen von oben mittheilte.

Ueber der Sorge um die allgemeine Lage der Welt und der Kirche vergaß er jedoch seine nächste Aufgabe, vergaß er San-Marco nicht. Er führte die Trennung der toscanischen Congregation der Dominicaner von der lombardischen durch und gewann dadurch für sich und sein Kloster eine größere Selbständigkeit, indem er von nun an nur mehr von Rom abhing. Abermals zum Prior gewählt, reformirte er seinen Convent durchgreifend; er führte die Armuth wieder ein, ordnete an, daß die Brüder von dem Ertrage ihrer Arbeit lebten, und errichtete zu diesem Zwecke Schulen, worin Architektur, Sculptur und Malerei, sowie die Kunst des Copirens von Handschriften erlernt werden konnte; er verbesserte das Studium der Theologie und erweiterte es insbesondere durch den Unterricht in den orientalischen Sprachen, da er an die nahe Befehrung der Heiden glaubte und selbst, wenn die Reformation Italiens vollendet wäre, sich an dieses Werk machen wollte. Zumeist aber besserte er an sich selbst, und so zog er als ein leuchtendes Vorbild nicht nur die Brüder sich nach, sondern auch das Volk folgte ihm in stets wachsender Begeisterung; vornehme Bürger und

Männer von großem wissenschaftlichem Ruf beehrten eingekleidet zu werden, und andere Klöster ahmten San-Marco nach und wünschten sich ihm anzuschließen.

Vom Advent des Jahres 1493 bis zum September des folgenden entfaltete Savonarola auch eine große Thätigkeit auf der Kanzel, schonungslos geißelte er die Sünden der Fürsten und Geistlichen und die Corruption der Kirche, den Mahnungen zur Bekehrung gab er durch seine düstern Prophezeiungen, worunter nun auch die der Ankunft eines neuen Cyrus in Italien auftrat, mächtigen Nachdruck. Er sprach von einer neuen mystischen Arche, das ist der Gemeinschaft der Frommen, wohin sich jeder, der bei der bald hereinbrechenden Sündflut sich retten wolle, flüchten müsse, und erörterte die wichtigsten Punkte der Theologie, darin sich durchgängig als einen Schüler des Augustinus und Thomas erweisend. Deutlich zeichnete er den sittenlosen Hof der Mediceer, unverhohlen griff er die Zustände in Rom an, und indem er einerseits die Ausartungen der Kirche, die ihre innere Armuth in glänzendem äußern Flitter verbarg, und die Versunkenheit des Prälathums rügte, suchte er seinen Zuhörern andererseits das Verständniß für das Wesen der christlichen Religion zu erschließen. „Das Evangelium, o Christen“, rief er aus, „solltet ihr stets bei euch tragen, ich meine aber nicht das Buch, sondern dessen Geist; denn hast du den Geist der Gnade nicht und trügst du auch den ganzen Band bei dir, es würde dir nichts nützen. Um wie viel thörichter sind nun erst diejenigen, welche sich den Hals mit Scheinen und Ablasszetteln vollhängen, wie Krämer, die zum Jahrmarkt ziehen . . . die wahren Bücher Christi sind die Apostel und die Heiligen und das wahre Lesen besteht in der Nachahmung ihres Lebens.“

Als am 21. September 1494 die Nachricht nach Florenz gedrungen war, daß ein fremdes Heer, nämlich die Franzosen

unter Karl VIII. in Italien eingebrochen seien, da erfaßte alle Schrecken und Entsetzen, denn nun schien auch die Prophezeiung von dem großen König, der mit dem Schwerte über die Berge kommen werde, erfüllt und das göttliche Gericht über Italien bevorstehend. Die Ursache dieses Zuges der Franzosen war Ludwig der Mohr, der in der Furcht, es möchte ihm die Herrschaft über Mailand, die er seinem Neffen Gian Galeazzo gewaltthätig entrißen hatte, von dem neuen König von Neapel, Alfonso II., dem Schwiegervater desselben, wieder abgenommen werden, den zweiundzwanzigjährigen König von Frankreich, Karl VIII., einen nach Ruhm und Abenteuer lüsternden Fürsten von raschem unüberlegtem Handeln, zur Eroberung Neapels, als dem ersten Schritte zu einem Kreuzzuge gegen die Türken, aufgestachelt hatte. Nicht mindere Schuld als Ludwig der Mohr trug an dem namenlosen Unglück, welches mit dieser Invasion über Italien hereinbrach, denn von nun an wurde es wieder auf Jahrhunderte lang als eine Beute für fremde Eroberer betrachtet und auch so behandelt, der Cardinal Julian della Rovere, der nachmalige Papst Julius II., welcher vor Alexander VI. an Karl's Hof geflohen war, hier den König mit Aufforderungen zum unverzüglichen Kriegszuge nach Rom und Neapel bestürmte und ihm alle Bedenken ausredete.

Piero von Medici, anfänglich mit Neapel verbündet, verlor bei der Annäherung des Königs, der nach leicht gewordenen Siegen mit einem Heere von 90000 Mann und vielen Geschützen seinen Weg durch Toscana und Florenz einschlug, jeden Muth zum Widerstande und ersuchte im Lager des Feindes den Frieden um jeden Preis. Die zugleich mit ihm dahin abgegangenen Gesandten von Florenz, welche durch solche Feigheit und Thorheit die Interessen des Staates aufs ärgste geschädigt sahen, reisten in tiefer

Erbitterung allein zurück und schürten den längst im Volke gegen Piero vorhandenen Groll zum hellen Aufruhr an. Alles griff zu den Waffen, und man beschloß, das Joch der Mediceer abzuschütteln und die Republik wiederherzustellen. Aber wo waren zu solchem Unternehmen die zuverlässigen Führer zu finden, nachdem das Geschlecht der thatkräftigen Vorkämpfer der Freiheit in den letzten 60 Jahren theils hingerichtet worden, theils im Kerker oder in der Verbannung gestorben war? Nur Ein Mann in Florenz besaß eine unbedingte Gewalt über das Volk — es war Savonarola. In diesen Tagen der Aufregung, wo Excesse der Rachsucht gegen die den Mediceern befreundeten Bürger drohten, leitete er durch sein Wort, welches Frieden, Liebe, Einigkeit und Buße forderte, die Massen an seiner Hand wie ein Kind.

Als Piero, Schlimmes ahnend, nach Florenz zurückeilte, hatte ihn die Signoria und eine Versammlung der angesehensten Bürger bereits fallen lassen. Er und sein Bruder, der Cardinal Giovanni und spätere Papst Leo X., wurden für Rebellen erklärt und auf beide, nachdem sie sich durch die Flucht dem Gericht entzogen hatten, ein Preis für ihre Ergreifung oder Tödtung gesetzt. Alle Zeichen der Knechtschaft wurden vertilgt, die Verbannten zurückgerufen, die Eingekerkerten befreit. Dem König Karl aber bot man einen feierlichen Empfang an und setzte zugleich für den Fall, daß er ausschweifende Forderungen stellen würde, die Stadt in Vertheidigungszustand.

Da die Gesandten nichts Günstiges von den Gesinnungen des Königs gegen die Republik berichten konnten, indem derselbe vielmehr für Piero Medici eingenommen schien, so begab sich Savonarola in das Lager, ihm mit Freimuth den Zorn Gottes verkündigend, wenn er seine Mission, Italien von seinen Leiden zu befreien und die Kirche zu reformiren,

nicht erfüllen und gegen Florenz unbarmherzig handeln würde. Doch so großen Eindruck er auch auf Karl VIII. machte, dies konnte er nicht erzielen, daß der König von seinen Forderungen abging, nämlich ohne Bedingungen und an der Spitze seines Heeres wie ein Eroberer in die Stadt einzuziehen. Festgepränge empfangend Karl; aber als er in den Verhandlungen mit der Signoria immer maßlosere Ansprüche zu erheben anfangte, da verwandelte sich vor seinen Blicken rasch die Physiognomie der Stadt, und ein blutiger Straßenkampf stellte sich ihm in drohende Aussicht. Er ließ sich daher zu einem Vertrage herbei, wonach zwischen Frankreich und Florenz Freundschaft geschlossen werden, der König den Titel eines Wiederherstellers und Beschützers der florentinischen Freiheit annehmen, in drei Raten 120000 Gulden empfangen und nach zwei Jahren die ihm von Piero Medici ausgelieferten Festungen des Landes räumen sollte. Nun begann sich Karl VIII. in Florenz zu gefallen, aber sein Bleiben wirkte störend auf die öffentliche Ordnung und auf Handel und Gewerbe. So forderte ihn Savonarola abermals mit der Hinweisung auf seine Mission zum Verlassen der Stadt auf, und der König folgte auch am 28. November. Die Zustände in Florenz und Toscana erheischten dringend die Herstellung einer starken Regierung, denn bei den mächtigen Familien zeigte sich ein widerwilliger Geist gegen die republikanische Verfassung, und der Tribut an den König von Frankreich sowie der Krieg mit Pisa und andern um ihre Selbständigkeit ringenden Städten brachten schwere Kosten dem Gemeinwesen. Da die Staatsmänner und Juristen in langen Berathungen über die zu treffenden neuen republikanischen Einrichtungen zu keinem Beschlusse kommen konnten und darüber Unruhe und Verwirrung im Volke entstand, so glaubte Savonarola nicht länger sich zurückhalten zu dürfen und predigte am 12. December, am dritten Advents-

sonntage, von der Republik auf breiter gesetzlicher Grundlage als der einzigen für Florenz passenden Verfassung. Mit einer solchen Verfassung und der Erneuerung der Stadt im Geiste Christi werde Florenz die Reform für ganz Italien, ja für die ganze Welt bringen.

In der nähern Entwicklung seiner politischen Anschauungen schlug er vor, daß zum Theil nach dem Vorbilde von Venedig auch für Florenz ein Consiglio grande eingeführt würde, in welchen alle Bürger, denen nach den alten Gesetzen ein Antheil an der Regierung zukam, zu berufen wären. Dieser Rath sollte die wichtigern Aemter durch Wahl vergeben, die Besteuerung feststellen und die Gesetze bestätigen; minder bedeutende Stellen aber nach dem Lose besetzen lassen, damit jeder Hoffnung habe, an der Regierung theilzunehmen. — Zugleich deutete der Redner auf die Nothwendigkeit einer allgemeinen Amnestie hin und legte seinen Zuhörern Gottesfurcht, Wiederherstellung der guten Sitten und aufrichtige Liebe zu dem demokratischen Gemeinwesen mit Hintansetzung aller Privatinteressen dringend ans Herz.

Diese Predigt entschied über die Verfassungsfrage, das Volk stimmte Savonarola enthusiastisch bei und zog mit dem Rufe nach dem Consiglio grande durch die Straßen.

Von nun an erscheint Savonarola auch als oberste Autorität in politischen Dingen; alle neuen Gesetze werden durch seine Predigten veranlaßt und in den berathenden Versammlungen sogar mit seinen Gründen motivirt.

Die über der Stadt schwebenden Gefahren zwangen zu raschem Handeln, der Consiglio grande wurde als der eigentliche Souverän constituirt. Alle unbescholtenen Bürger, welche das 29. Jahr erreicht hatten und zu den cittadini beneficiati, d. h. zu denjenigen gehörten, welche entweder selbst schon oder deren Ahnen Staatsämter verwaltet hatten, konnten in denselben eintreten und zwar in der Weise, daß

für je eine Periode von sechs Monaten immer ein anderes Drittheil dieser Bürgerschaft, die vielleicht aus etwas über 3000 Köpfen bestand, einberufen wurde. Zur Beschlußfähigkeit der Versammlung war die Anwesenheit von zwei Dritteln der Mitglieder nöthig. Die Regierung lag bei den acht Prioren der Signoria mit dem Gonfalonieri di giustizia an der Spitze und ihr wurde in dem Rathe der Achtzig (Consiglio degli Ottanta) eine Art von Senat an die Seite gesetzt, nicht bloß als ein beständiger Beirath, sondern auch als ein Collegium, welches mit der Signoria und den andern Behörden zusammen über wichtige Anstellungen und Angelegenheiten, deren Behandlung sich nicht für die Doffentlichkeit eignete, zu entscheiden hatte. Die höhern Aemter sollten alle zwei Monate neu besetzt werden. Und um den Eifer der Jugend anzuspornen und unter den Männern einen tüchtigen Bürgerfönn zu erwecken, wurde endlich noch bestimmt, daß alle drei Jahre 60 Bürger aus der Zahl der Nicht-Benefiziati und 24 Jünglinge von 24 Jahren in den Consiglio grande gewählt werden sollten.

Das Urtheil der ersten Geschichtschreiber und Staatsgelehrten Italiens über Savonarola's Verfassung und darunter auch das von Machiavelli erklärt sie als die beste, überhaupt als die einzig gute, welche Florenz während seiner ganzen stürmisch-bewegten Geschichte besessen habe. Für Savonarola aber war die Verfassungsänderung nur ein Mittel für die Wiederbelebung des sittlich-religiösen Geistes und die Reformation der Kirche.

Er blieb auch bei dem erzielten Resultat nicht stehen, er drang auf eine Steuerreform, und am 5. Februar 1495 nahm der Große Rath ein seinen Vorschlägen entsprechendes Gesetz an, wodurch in die Besteuerung, welche bisher mit hartem Druck auf den niedern Klassen gelastet, Ordnung und Gerechtigkeit kam und zum ersten mal in Italien die Grund-

steuer angeordnet wurde. Er empfahl dann eine Reform des ganz in Willkür ausgearteten Justizwesens, sprach sich gegen die Folter aus und forderte, daß von der obersten Justizbehörde (Otto di guardia e Balìa), welche mit sechs Bohnen oder Stimmen verurtheilen konnte, noch eine Appellation an eine höhere Instanz, als welche er einen Rath von 80 oder 100 Bürgern vorschlug, eingeräumt werde. — Auch dieses Gesetz kam zu Stande, wenn auch nicht ganz nach dem Sinne Savonarola's, indem die heimlichen Feinde der neuen Ordnung in der Absicht, sie allmählich in Miscredit zu bringen, die Appellation an den Consiglio grande durchsetzten, wodurch das oberste Richteramt an eine große, von Parteigegensätzen erfüllte Versammlung kam, bei welcher kaum an eine ruhige und gerechte Aburtheilung zu denken war.

Nicht minder drang Savonarola mit einer Reihe von andern Vorschlägen durch. Ein großes Verdienst erwarb er sich um die Armen der Stadt durch die Gründung eines Leihhauses (Monte di pietà), wozu schon unter Lorenzo ein Gesetz in Aussicht stand, durch jüdische Bestechung jedoch vereitelt worden war. Die Juden von Florenz ließen sich nämlich damals für ihre Darlehen häufig $32\frac{1}{2}$ Proc. mit Zinseszinsen bezahlen, sodaß 100 Gulden, zu diesen Bedingungen ausgeliehen, in 50 Jahren auf 49,791556 Gulden 7 Groschen und 7 Pfennige anwuchsen. Dieser Wucher hatte den Haß des Volkes gegen die Juden erregt; Savonarola, welcher vorher niemals gegen sie gesprochen, rügte jetzt von der Kanzel aus dieses ihr schändliches Treiben. Das neue Leihhaus, zu welchem er von den Reichen Beiträge erbat und erhielt, setzte seinen Zins auf 6 Proc. fest; die Juden aber wurden ausgewiesen.

So war im Laufe eines einzigen Jahres in Florenz die Freiheit wieder begründet, eine neue Verfassung geschaffen,

eine durchgreifende Ordnung und Gerechtigkeit im Steuer- und Justizwesen hergestellt, eine allgemeine Amnestie erlassen und der Wucher unterdrückt worden, und dies alles, ohne daß ein Tropfen Blut geflossen wäre, zumeist durch einen einfachen Mönch von der Kanzel herab, durch keine andern Mittel als durch die Macht seines moralischen Ansehens und einer feurigen, von Vaterlands- und Menschenliebe inspirirten Beredsamkeit.

Aber alle diese Erfolge berauschten Savonarola's Seele nicht, er täuschte sich darüber nicht, daß er durch sein politisches und reformatorisches Auftreten ein dunkles Verhängniß auf sich herabrufe. Es ist die Eigenthümlichkeit tiefer Naturen, daß der Ernst der großen That auf sie auch wieder zurückwirkt und in ihnen statt leichter Freude nur wieder tiefern Ernst und Schwermuth erweckt. Wer von einem mächtigen Geiste getrieben in die Geschichte umgestaltend eingreifen will, der fordert den Widerstand der in ihr herrschenden Mächte und das tragische Verhängniß, als ein Opfer seiner Sendung zu fallen, für sich heraus. An demselben Tage, wo das Volk voll Freude über die Einführung der neuen Verfassung in seine Predigt strömte und von ihm nur eine Lobpreisung Gottes über die glückliche Wendung der Dinge erwartete, gerade da gab er den düstern Ahnungen seines Gemüths über sein Schicksal einen ergreifenden Ausdruck.

„Ein Jüngling“, so begann er seine Rede, „verließ sein Haus und fuhr auf das Meer um zu fischen. Und der Herr des Schiffes führte ihn während des Fischens auf die hohe See, von wo aus er den Hafen nicht mehr sehen konnte. Darüber fing der Jüngling an zu wehklagen. O Florenz! Der Jüngling, der da klagt, steht auf dieser Kanzel. Ich wurde aus meinem Hause zum Hafen der Religion geführt; ich suchte ihn auf, als ich 23 Jahre alt

war, nur um Ruhe und Freiheit zu finden, zwei Dinge, welche ich über alles liebte. Aber da sah ich auf die Wasser dieser Welt und fing an durch meine Predigt einige Seelen zu gewinnen. Und da ich daran Vergnügen fand, so schickte mich der Herr auf das Meer und trug mich auf die hohe See hinaus, wo ich nun bin und von wo aus ich den Hafen nicht mehr sehe. Undique sunt angustiae. Vor meinen Augen sehe ich Trübsal und Sturm heraufziehen; hinter mir habe ich den Hafen verloren, und der Wind treibt mich auf das hohe Meer hinaus. Zu meiner Rechten sehe ich die Auserwählten, welche um Hülfe schreien, zur Linken die Dämonen und die Bösen, welche uns bedrohen und angreifen. Ueber mir erblicke ich die ewige Tugend, und Hoffnung zieht mich empor; aber unter mir öffnet sich die Hölle, die ich als Mensch fürchten muß, weil ich ohne den Beistand Gottes sicherlich hineinstürzen würde. — O Herr, Herr! wohin hast du mich geführt? Weil ich dir einige Seelen retten wollte, bin ich an einem Orte, von wo ich nicht mehr in den Hafen der Ruhe zurück kann. Warum hast du mich zu einem Menschen des Haders und der Zwietracht für die ganze Erde geschaffen? Ich war frei, und jetzt bin ich jedermanns Sklave. Ich sehe Krieg und Zwietracht von allen Seiten über mich hereinbrechen. So habt ihr wenigstens, meine Geliebten und Auserwählten des Herrn, um die ich Tag und Nacht trauere, habt ihr wenigstens Barmherzigkeit mit mir. Gebt mir Blumen, wie das Hohelied sagt, quia amore langueo. Die Blumen aber das sind die guten Werke; denn ich habe nur den einen Wunsch, daß ihr Gott gefallen und euere Seele retten möget!“

Vor den Blick seines Geistes trat als unabwendbares Schicksal der Märtyrertod. „Siehe“, rief er aus, „schon glaube ich die Art geschärft zu sehen. Aber der Herr spricht zu mir: warte noch eine kleine Weile, auf daß die

Dinge geschehen, die da kommen sollen; dann sollst du die Seelenstärke gebrauchen, die dir verliehen ist!"

In solchen Momenten höchster Erregung, wo ein anderer Geist aus ihm zu reden schien, wandelte die Zuhörer ein unheimliches Grauen an, wie ein Gewitter rauschten seine Predigten über die erbebenden Herzen hin, bald in den Blitzen prophetischer Ferngesichte die dunkeln Schleier der Zukunft zerreißend, bald in den Donnern des Jorns über die Sünden der Zeit strafend dahinrollend. Männer und Frauen von jedem Stande und Alter, nicht bloß einfache, sondern auch hochgebildete Menschen, Dichter und Philosophen standen unter der dämonischen Gewalt dieser Beredsamkeit und brachen in lautes Schluchzen aus. Savonarola aber sank nach solchen Anstrengungen erschöpft zusammen, wie das Werkzeug, welches wieder todt ist, nachdem die Seele des Künstlers aus ihm gewichen. Der Nachschreiber seiner Predigten bemerkt an solchen ergreifenden Stellen: „Hier brachen mir die Thränen aus und ich konnte nicht weiter fortfahren.“

Aus dem Sturm der Welt flüchtete sich Savonarola zur Sammlung und Stärkung vor das Bild des Gekreuzigten. Aus solchen Stunden weisevoller Andacht mögen manche seiner Lieder an den Erlöser stammen, in denen sich sein innerstes Leben mit den Schmerzen der Reue und der Seligkeit der Versöhnung, mit dem Bangen des Zweifels und dem Trost der Hoffnung vor uns aufthut. Auf den einsamen Wegen, die er wandelt, überfällt ihn oft die Angst und ruft er nach dem starken und rettenden Arme des Erlösers. Dann aber singt er auch wieder von dem Gottesfrieden des Herzens, den er bei diesem gefunden, und preist seine Liebe als die Kraft, welche alle Drangsal und Trauer des Lebens hinwegnimmt.¹⁵⁾

Die wunderbare Erfüllung der meisten seiner Prophe-

zeiungen konnte Savonarola's Glauben an sich selbst nur bestärken; außerdem aber zog ihn in dieser schwärmerischen Richtung ein Mönch von San-Marco weiter, nämlich Silvestro Maruffi, welcher selbst von Jugend auf somnambul anfänglich seine Gefühle auf krankhafte Zustände zurückgeführt, dann aber für höhere Inspirationen zu halten sich gewöhnt hatte. Auf ihn setzte Savonarola ein blindes Vertrauen. In den zwei Schriften: „Compendium Revelationum“ vom Jahre 1495 und in dem „Dialog über die prophetische Wahrheit“ vom Jahre 1497 legte er Bericht darüber ab, wie er zum Prophezeien sich innerlich gedrungen gefühlt habe, führt die Zahl seiner bedeutendsten Vorgesichte an und behauptet von sich bald, daß er aus der Heiligen Schrift und den Zeitverhältnissen mit der Kraft der Vernunft die Zukunft erschließen könne, bald aber will er directe Offenbarungen von Gott erhalten haben; dann aber lehnt er auch wieder ganz die Würde eines Propheten von sich ab. „Wahrlich“, schreibt er, „es sind euere Sünden, die Sünden Italiens, welche mich mit Gewalt zum Propheten machen und jeden von euch dazu machen sollten. Himmel und Erde prophezeien wider euch und ihr seht es nicht und hört es nicht. Euer Verstand ist blind; ihr verschließt euer Ohr der Stimme des Herrn, der euch ruft. Hättet ihr den Geist der christlichen Liebe, so würdet ihr alle die nahende Strafe sehen, wie ich sie sehe.“

Man erkennt, daß Savonarola das Räthsel seiner Prophezeiungen natürlich zu erklären bestrebt ist; aber gerade die Demuth, welche ihm verbietet, solche sich erfüllende Fernschau auf seine eigenen natürlichen Kräfte zurückzuführen, bringt ihn schließlich auf die durch den Kirchenglauben ihm nahe gelegte Annahme der Erleuchtung durch die Macht Gottes. Treffend sagt C. Hase: „Was Savonarola von der Zukunft verkündet und zum Theil durch seine Weissagung

herbeigeführt hat, das war die Sehnsucht seines Herzens, sein Gottvertrauen und ein geniales Vorgefühl. Der Prophet wurzelte im Reformator.“¹⁶⁾ Im übrigen herrschte der Glaube an das Hereinwirken höherer geistiger Mächte in die Menschenwelt selbst bei den gebildetsten Geistern des Zeitalters, wie bei Marsilio Ficino, Picus von Mirandola, Cardano, Guicciardini u. a.

Auch Machiavelli, der übrigens selbst dem Glauben zuneigte, daß die Luft mit Intelligenzen erfüllt sei, welche die Zukunft voraussehen und den Menschen dieselbe aus Mitleid verkünden, damit sie sich vorbereiteten¹⁷⁾, auch Machiavelli wagt über Savonarola's Prophetengabe nicht leichtthin abzuurtheilen. „Das Volk von Florenz“, sagt er, „scheint nicht unwissend noch roh zu sein; nichtsdestoweniger war es von Fra Girolamo überzeugt, daß er mit Gott rede. Ich will nicht entscheiden, ob es wahr gewesen oder nicht, denn von einem so großen Manne ziemt es sich mit Ehrfurcht zu sprechen. Aber Unzählige glaubten es; ohne irgendetwas Wunderbares von ihm gesehen zu haben, war sein Leben, seine Lehre, seine Tendenz ihnen hinreichend, um an ihn zu glauben.“¹⁸⁾ Unbedingt aber glaubte der französische Geschichtschreiber Philipp de Comines an Savonarola, denn „dieser habe den Zug des Königs vorausverkündigt, als noch niemand an denselben dachte, und er habe diesem später Dinge geschrieben und ihm selbst gesagt, an die niemand glauben wollte und die sich alle erfüllt hätten“.¹⁹⁾

In Florenz gährte vom Anfang der neuen Ordnung die Zwietracht der Parteien, und seit dem Anfang des Jahres 1495 begannen die heimlichen Conspirationen und offenen Wühlereien gegen dieselbe. Die Freunde der Medici, auch die Grauen (Bigi) heißen, intriguirten für die Restauration des vertriebenen Fürstenhauses; eine andere Partei, genannt die Arrabiati, weil sie voll Erbitterung über die demokratische

Verfassung war, wünschte an deren Stelle eine aristokratische Republik und haßte den ascetischen Geist, welchen Savonarola der Stadt aufzuzwingen versuchte; eine dritte endlich, die der Bianchi, hing wol an den neugeschaffenen Zuständen, aber es mißfiel ihr der überwiegende Einfluß eines Mönches. Ihre eigentliche und feste Stütze hatte die Verfassung nur an der sogenannten Volkspartei, welche in dem Prior von San-Marco ihr Orakel verehrte und sich von ihm in allen Dingen leiten ließ. Wegen ihres Eifers, die öffentlichen Sitten zu verbessern und ein christliches Gemeinwesen herzustellen, wurde sie von den Gegnern mit dem Spottnamen Piagnoni, d. i. die Wimmerer, belegt.

Savonarola, dem die schleichenden Intriguen nicht entgingen und der ihre Gefahren für das gemeinsame Wohl nicht unterschätzte, mahnte zur Eintracht, aber die Gegner ruhten nicht. Die Arrabiati zogen seine Prophezeiungen ins Lächerliche, erklärten seine Einmischungen in die Politik als unverträglich mit seinem Stande und ergriffen den Plan, ihn von Rom aus zu stürzen, indem sie dort sein Auftreten für die Reformation der Kirche denunciren ließen. Schon damals dachte der Papst an Maßregeln gegen Savonarola; aber die Partei desselben wußte ihn noch umzustimmen. Savonarola vermied daher zunächst über politische Dinge sich zu äußern, in den Fastenpredigten des Jahres 1495, wozu sich aus Stadt und Land massenhaft das Volk herbeidrängte, sprach er nur von der Verbesserung der Sitten. Seine Worte zündeten; das Aussehen der Stadt veränderte sich, die Frauen legten ihren prunkvollen Putz ab und kleideten sich einfach und züchtig; der lebenslustigen und ausschweifenden männlichen Jugend bemächtigte sich ein ernster und religiöser Sinn, beliebte Volksfeste unterblieben, statt der Carnevalslieder wurden geistliche, von Savonarola selbst gebichtete, gesungen, die Kirchen füllten sich und öffentliche

Gebete wurden veranstaltet; Gaben der Barmherzigkeit flossen reichlich, Kaufleute und Geldwechsler, welche unrechtmäßiges Gut an sich gebracht, gaben es zu Tausenden wieder zurück, das Fasten wurde so herrschend, daß die Taxe der Fleischer herabgesetzt werden mußte, die Bibel und Savonarola's Schriften wurden die allgemeine Lektüre, in aller Mund war sein Name, von den Freunden hoch gefeiert, von den Gegnern mit Hohn überschüttet. Eine ganze Literatur erschien für und wider ihn; die Arrabiati, welche sich nach den alten lustigen Tagen von Florenz zurückkehrten, gingen in ihrem Groll bis zu Anschlägen wider sein Leben.

Während die Parteibestrebungen das neue Gemeinwesen im Innern schwächten, wurde es auch von äußern Feinden schwer gefährdet.

Ein seltenes Glück hatte Karl VIII. auf seinem Zuge durch Italien begleitet, ohne Widerstand war ihm Neapel zugefallen. Aber der Uebermuth und die argen Erpressungen, mit denen er und sein Kriegsvolk hier wirthschafteten, verletzten Neapel und ganz Italien in Schrecken; die auswärtigen Mächte wurden eifersüchtig auf die Erfolge der Franzosen, und vor allem glaubte Ludwig der Mohr durch die Gründung einer großen Coalition gegen dieselben für sich selbst sorgen zu müssen. Unter dem Vorwande der Vertheidigung der Christenheit gegen die Türken und der Aufrechterhaltung der Integrität Italiens und ihrer eigenen Staaten traten im März 1495 der deutsche Kaiser, der Papst, Spanien, Venedig und Ludwig zu einer italienischen Liga zusammen, mit der Aufstellung einer Armee von 60000 Mann. Selbst der Sultan soll heimlich dem Bunde angehört haben. Von allen italienischen Staaten hielt nur Florenz zu Karl, welcher indeß diese Bundestreue schlecht vergalt, indem er die Verträge nicht nur nicht erfüllte, sondern auch stets neue Geldforderungen erhob, Pisa in seinem Widerstande unterstützte

und nun bei seinem Rückzuge aus Neapel, wozu ihn die drohende Gestaltung der politischen Situation zwang, Florenz mit einem offenen Attentat auf seine Freiheit gefährden zu wollen schien, indem er Piero Medici mit sich führte. Mit Mißtrauen sah daher die Stadt seiner Ankunft entgegen und setzte sich in Vertheidigungszustand. Da er die ihm entgegengeschickten Gesandten nicht vorgelassen hatte, war abermals Savonarola an ihn abgeordnet worden, der ihm in scharfem Tadel seinen Treubruch vorwarf und ihm Gottes nahes Strafgericht ankündigte, weil er sich arge Ungerechtigkeiten erlaubt und die Christenheit um die Reform der Kirche getäuscht habe. Als bald darauf dem Könige der Dauphin starb, sah man darin den Finger Gottes. — Karl zog nun wol ohne weitere Behelligung an Florenz vorbei, aber zur Erfüllung des Vertrages bezüglich der Zurückgabe der Festungen an die Republik konnte er sich doch nicht entschließen. Bei Formuovo am Taro erwartete ihn das Heer der Liga, rasch durchbrach er seine Reihen und bahnte sich den Weg nach Frankreich. So schnell, wie sie entstanden, brach hinter ihm seine italienische Schöpfung zusammen, am 7. Juli 1495 zog Ferdinand II. von Aragon als König in Neapel ein. Nun kam Florenz in eine sehr bedenkliche Lage; die Liga wollte die Republik wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich züchtigen, der Papst und Venedig hatten die Wiederherstellung der Medici beschlossen, und Piero selbst zog mit einem Heere gegen die Stadt heran. Die drängende Noth rief Savonarola auf die Kanzel, er forderte die Anordnung rücksichtsloser Strenge gegen die hochverrätherische Medicische Partei und veranlaßte die Florentiner, eine offene Feldschlacht Piero anzubieten, die aber anzunehmen dieser schon nicht mehr im Stande war, indem aus Mangel an Sold sein Heer sich bereits aufgelöst hatte.

Auch Ludwig der Mohr richtete seine Gedanken auf die

Erwerbung der Herrschaft über Florenz, und nicht entging ihm, daß für solche Pläne Savonarola ein starkes Hinderniß bilde.

Längst war ihm der Mönch wegen seiner Rede gegen die Tyrannei der Fürsten verhaßt, und so spann er nun gegen denselben seine Ränke, sowol in Florenz, wo er sich mit den Arrabiati zu seinem Sturz verband, als insbesondere in Rom, wo sein Bruder, der Cardinal Ascanio Sforza, mit Fra Mariano, welcher seine Niederlage nicht verschmerzen konnte, den Papst gegen Savonarola immer mehr aufzubringen unternahm. In drei rasch aufeinander erfolgenden Breven forderte Alexander den Prior von San-Marco zur Prüfung seiner Prophezeiungen und Lehren vor sein Tribunal nach Rom, drohend war zuletzt der Ton dieser Citation geworden, doch Savonarola, von einer kaum überstandenen Krankheit noch sehr geschwächt und von den Freunden zurückgehalten, andererseits wohl durchschauend, daß den Papst bei diesem Schritte politische Hintergedanken zum Nachtheil der Republik Florenz leiteten, leistete keine andere Folge, als daß er sich vorläufig des Predigens enthielt. Ungefähr um diese Zeit war es auch, daß er in wiederholten Briefen König Karl für die Berufung eines allgemeinen Concils zu gewinnen suchte.

Erst im Carneval des Jahres 1496 sehen wir Savonarola wieder in die öffentlichen Zustände der Stadt eingreifen, indem er die Kinder, welche bisher bei dieser Gelegenheit sich großen Ausgelassenheiten hinzugeben pflegten, zu einer religiösen Feier und zur Sammlung von Almosen für die Armen veranlaßte. Auch der Papst hatte mittlerweile wieder eine freundlichere Miene gegen ihn angenommen, ihm nicht nur das Predigen wieder erlaubt, sondern in der Hoffnung, dadurch sein Schweigen zu erkaufen, ihm unter der Hand sogar den Cardinalsshut anbieten lassen. In der Fastenzeit nahm darum

Savonarola seine Thätigkeit auf der Kanzel wieder auf. Ganz Florenz gerieth darüber in Bewegung, und die Arrabati brüteten Mordanschläge, welche nur dadurch vereitelt wurden, daß die Piagnoni den Prior auf seinem Wege zum Dom nie ohne bewaffnete Begleitung ließen. In diesen Fastenpredigten gab Savonarola Alexander VI. auf seinen Bestechungsversuch eine unzweideutige Antwort, indem er darauf hinwies, daß wol die Kirche, nicht aber der Papst unfehlbar sei, und man daher dem Letztern, wenn er etwas gegen die christliche Liebe und das Evangelium gebiete — wie Alexander es ihm gegenüber mit der Aufforderung, seine Wirksamkeit in Florenz zu verlassen, gethan habe — nicht Gehorsam schenken dürfe, da in diesem Falle der Papst nicht mehr Hirt der Kirche, sondern ein Irrender sei. Er geißelte hierauf die Laster Roms, wo mehr als 14000 Menschen, Männer und Frauen, das Gewerbe der Unzucht trieben, und stellte es mit Babylon zusammen, denn Babylon heiße Verwirrung und Rom habe die ganze Heilige Schrift verwirrt, alle Laster untereinander gewirrt, alles verwirrt. Weiter beklagte er die Heuchelei der Zeit, wo alles nur Eitelkeit und die wahre Religiosität erloschen sei, und sieht am Schlusse den Greuel der Verwüstung, Krieg, Pest und Hungersnoth, über Italien hereinbrechen. Mit Bezug auf seine Person aber sagte er: „Wenn ihr mich fragt, was der Ausgang dieses Kampfes sein wird, und ihr fragt im allgemeinen, so sage ich euch: Sieg. Fragt ihr mich aber im besondern, so sage ich euch: sterben und in Stücke gehauen werden. Aber auch das wird nur dazu dienen, meine Lehre immer weiter zu verbreiten, die ja nicht von mir, sondern von Gott kommt; denn ich bin nur ein Werkzeug in seiner Hand und darum entschlossen zu kämpfen bis ans Ende.“

Der Papst, die Wuth dieser Angriffe fühlend, schäumte vor Wuth. Nicht minder aufgebracht auf Savonarola waren

die andern Fürsten Italiens wegen seiner Predigten wider ihre Tyrannei und Lasterhaftigkeit. Auf ihre Briefe voll bitterer Beschwerden antwortete er ihnen nur mit noch kühnerm Freimuth. Alexander aber beschloß ein Ende zu machen und beauftragte ein Consistorium von 14 Dominicanern, das Verhalten und die Lehre des verwegenen Mönches zu untersuchen. Doch der Bescheid dieses Collegiums lautete nur dahin, daß derselbe an dem Unglück Piero's von Medici schuld sei. Savonarola hingegen säumte nicht, sich gegen die Nachstellungen des Papstes zu decken, indem er die Schrift „Della simplicità della vita christiana“ veröffentlichte, worin er den streng katholischen Lehrbegriff als sein Glaubensbekenntniß entwickelte und zugleich seine Unterwürfigkeit unter die Autorität der römischen Kirche erklärte. Und in der That, Savonarola war nicht in dem Sinne ein Vorläufer der Reformation, daß er eine Veränderung im Dogma und in der Disciplin der Kirche angestrebt hätte, seine Forderungen gingen vor allem auf eine Erneuerung des christlichen Geistes und Lebens in Haupt und Gliedern. Und darin vermochten ihn auch die neuesten Anschläge des Papstes nicht einzuschüchtern, so oft er jetzt predigte, war sein Thema das Verderben des hohen Klerus und die Nothwendigkeit dieser Reformation. Den Vorwurf ehrgeiziger Absichten, welchen namentlich die Arrabiati gegen ihn erhoben, wies er in der Predigt vom 20. August 1496 zurück. „Ich will keine Mitra und keinen Hut“, rief er hier aus, „ich will nur, o Gott, was du deinen Heiligen gegeben hast — den Tod. Einen rothen Hut, einen Hut von Blut — den will ich.“

Die Angelegenheiten von Florenz sowol nach innen wie nach außen nahmen während des Jahres 1496 eine Wendung fast zur Hoffnungslosigkeit. Handel und Gewerbe lagen infolge der politischen Veränderungen der letzten Zeit noch sehr danieder; der Krieg mit Pisa hatte zuletzt Niederlagen

gebracht und erschöpfte die Mittel des Staats und der Privaten; Theuerung und Hungersnoth trieben die Landleute in die Stadt, wo sie auf Savonarola's Rath barmherzig aufgenommen wurden, aber durch die zu große Anhäufung der Menschen nun selbst die Hungersnoth und in ihrem Gefolge die Pest ausbrach.

Unter der Androhung des Krieges hatte die Liga die Forderung gestellt, daß Florenz vom Bündniß mit Frankreich zurücktreten und sich ihr anschließen solle, in welchem Fall die Erhaltung der republikanischen Verfassung und bewaffneter Beistand gegen Pisa zugesichert wurde. Da das Volk von Florenz voll Mißtrauen auf die Absichten der Liga und in der Hoffnung auf eine Rückkehr Karl's VIII. dieses Verlangen zurückgewiesen hatte, begann zuerst der Papst, der die Medici als Vasallen zurückführen und dabei seinen Kindern die Herrschaft über die Stadt erwerben wollte, mit Feindseligkeiten, wurde aber zurückgeschlagen. Glücklicher operirte der Kaiser, welcher von Mailand und Venedig unterstützt, Livorno aufs äußerste bedrängte. Unter dem Druck dieser Widrigkeiten und bei dem Ausbleiben der von Frankreich versprochenen bewaffneten Hülfe und Getreidesendung wuchs das Elend und die Verzweiflung in Florenz von Tag zu Tag. Die Arrabiati sprachen bereits offen von der Nothwendigkeit nachzugeben und machten Savonarola für alles Unglück verantwortlich. Dieser hatte sich zuletzt wieder ganz des Predigens enthalten, um nicht den Conflict mit dem Papste zu verschärfen, welcher gerade während dieser für Florenz so gefährlichen Zeit durch allerlei Kunstgriffe Savonarola in seine Gewalt zu bringen versuchte, da er ja in ihm die Seele des Widerstandes erkannte, und nachdem ihm dieses nicht gelungen war, wenigstens das Stillschweigen unter der Androhung der *excommunicatio latae sententiae* ihm zur Pflicht gemacht hatte. Nur mit schwerem

Herzen konnte sich der Mönch fügen, er wußte zu gut, wie nothwendig sein Wort dem Volke zur Begeisterung und Ausdauer im Kampfe für das Vaterland und die Freiheit war. Als ihn endlich die Signoria bei seiner eigenen Vaterlandsliebe aufrief, nicht länger zu schweigen, da trat er mit der Mahnung zur Befehrung und Eintracht und zum Vertrauen auf Gott wieder vor das Volk. Und nun schien sich rasch, wie durch höhere Hand, die Lage der Dinge verändern zu wollen; denn als hierauf Savonarola mit dem für wunderthätig gehaltenen Bilde der Maria dell' Impruneta eine feierliche Proceßion veranstaltete, erschien während derselben plötzlich ein reitender Bote, einen Olivenzweig hoch in der Hand haltend, mit der frohen Kunde, daß aus Frankreich Hilfstruppen und Getreideeinfuhr wie durch ein Wunder nach Livorno gekommen seien, indem ein heftiger Südwest, welcher die venetianische Flotte nöthigte, unter Meloria Schutz zu suchen, die französischen Schiffe eher in den Hafen getrieben habe. — Doch der übermäßige Jubel, der sich über diese Botschaft erhob, wurde von Savonarola selbst eingedämmt, er forderte vielmehr zur Ergreifung aller Maßregeln auf, um den Krieg mit Energie fortzuführen.

Aber schon hatte der Papst einen wichtigen Schritt gegen die Autorität und Unabhängigkeit des Priors von San-Marco unternommen, nämlich in einem Breve vom 7. November vereinigte er alle Dominicanerklöster von Toscana in eine toscanische Congregation unter einem eigenen Vicar, der alle zwei Jahre von den Prioren der Congregation gewählt werden sollte. Infolge dieser Anordnung konnte der Papst Savonarola jeden Augenblick in ein anderes Kloster versetzen. Auf's äußerste bedrängt bekämpfte dieser in einer eigenen Schrift die päpstliche Maßregel als schädlich und erklärte, daß, da dieser Befehl wider die christliche Liebe verstöße, der Gehorsam des Ordensmannes dem Papste gegenüber zu Ende sei.

So befand sich jetzt der Mönch in offenem Kriege gegen den Papst. Ein Roderich Borgia konnte die Rache wol verschieben, nie aber auf sie verzichten.

Immerhin günstiger, als erwartet werden konnte, ging das Jahr 1496 für Florenz zu Ende, ein Sturm hatte die feindliche Flotte vor Livorno zerstört und der Kaiser war ruhmlos in die Lombardei zurückgegangen. Da die Rettung der Republik zum großen Theil Savonarola's Verdienst war, so waltete er nun an der Spitze seiner Partei mit unbedingtem Ansehen.

Aber den Intriguen seiner Feinde kam es gelegen, als im Januar 1497 der neugewählte Gonfaloniere Francesco Balori, ein Führer der Volkspartei, wider Savonarola's Meinung den Großen Rath erweiterte, indem er den Eintritt in denselben schon für Leute von 25 Jahren durchsetzte und dadurch die Partei der unzufriedenen Jugend der Arrabiati ansehnlich in denselben vermehren half. Trotziger erhoben daher diese das Haupt, in einen Club vereinigt zogen sie bewaffnet und allerlei Unfug verübend durch die Straßen, allgemein als Compagnacci, d. h. als wilde Gefellen bezeichnet. Andere Mißgriffe, wie z. B. der Versuch, die progressive Einkommensteuer einzuführen, machten die wohlhabenden Bürger der Republik abgeneigt. Neue Erbitterung unter den Arrabiati rief es hervor, als ihnen durch Fra Domenico, Savonarola's anhänglichstem Schüler, abermals ein Theil der Carnevalsfreuden verdorben wurde, indem dieser statt seines Meisters, der sich mit der Abfassung von Schriften zur Ausbreitung seiner Lehre und zur Bekämpfung des Papstes beschäftigte, den Kindercarneval abermals zu einer religiösen Feier gestaltete, wodurch die Stadt namentlich am Faschingsdienstag anstatt mit ausgelassener Lustbarkeit mit einer ernsten Stimmung erfüllt wurde. Die Kinder hatten diesmal auf Domenico's Anlaß von Reichen und Armen

allerlei Gegenstände, wie Masken, Carnevalsanzüge, Putzsachen, Würfel, Karten, obscene Schriften und dergleichen abgefordert, welche „Eitelkeiten“, wie man sie nannte, auf der Piazza zu einer großen Pyramide aufgehäuft und hier nach Abhaltung einer großen Procession unter den frommen Gefängen der Kinder bei Trompetenschall und Glockenklang und dem Freudengeschrei des Volkes verbrannt wurden.

Man beschuldigte Savonarola, daß er bei dieser Gelegenheit kostbare Werke habe vernichten lassen. Daran mochte so viel wahr sein, daß manches Exemplar des Boccaccio, welcher damals eine Lieblingslektüre der Nonnen geworden war, und noch ein und der andere erotische Dichter den Flammen zum Opfer fiel. Der ascetische Mönch konnte die Werke der Poesie nicht bloß nach ihrem ästhetischen Werth abschätzen, er mußte auf die Art ihres Inhaltes sehen, und da konnten ihm viele der ältern und neuern Dichter nicht gefallen, und wünschte er gleich Platon ihre Vernichtung. Aber ein Feind aller Kunst und ein Barbar, wie ihn seine Gegner darstellen, war er durchaus nicht; wir wissen ja, wie er in San-Marco selbst Einrichtungen zur Pflege von Kunst und Wissenschaft traf; Künstler ersten Ranges, wie Michel Angelo, der seine Predigten regelmäßig besuchte, Fra Bartolommeo u. a. verkehrten mit ihm, er sprach und schrieb über das Wesen der Schönheit und verfaßte nicht nur eine Apologie der Dichtkunst, sondern versuchte sich selbst in religiösen Gefängen.

In den Fastenpredigten des Jahres 1497 erklärte sich Savonarola gegen die weltlichen Güter der Kirche, die, wenn sie ihr auch einmal nützlich und nothwendig gewesen, gegenwärtig sie nur belasteten und schädigten. Im Zusammenhange damit kam er wieder auf sein großes Thema von der Reformation und sprach es offen aus, daß er sich an die Spitze einer solchen Bewegung zu stellen gesonnen sei. In viel herbern Vorwürfen als je erging er sich über das

Verderben der Kirche und des Klerus. Mit Beziehung auf den letztern sagte er: „Die Erde ist voller Blut, und sie heilen niemand, sondern tödten durch ihr schlechtes Beispiel die Seelen der Menschen. Sie haben sich von Gott entfernt; ihr Cultus besteht darin, die ganze Nacht mit Dirnen zu verbringen und den ganzen Tag im Chor zu sitzen und zu schwätzen. Der Altar ist für den Klerus eine Waare geworden. Sie sagen, Gott wisse nicht vorher, was in der Welt geschehe; alles sei bloßer Zufall, und glauben nicht, daß Christus im Sakrament zugegen sei.“ Und von der Kirche äußerte er: „Tritt her, verruchte Kirche! Höre was der Herr zu dir spricht: Ich habe dir die schönen Gewänder gegeben und du hast Abgötterei mit ihnen getrieben. Mit den Prachtgefäßen hast du den Stolz genährt, die Sakramente hast du durch Simonie entweiht. Die Wollust hat aus dir eine schamlose Hure gemacht. Du bist schlimmer als ein Vieh; du bist ein abscheuliches Ungeheuer. — Früher schämtest du dich wenigstens deiner Sünden, aber jetzt thust du auch das nicht mehr. Früher nannten die Priester ihre Söhne Neffen, jetzt nicht mehr Neffen, sondern Söhne schlechtweg. Ein Haus der Unzucht hast du aufgeschlagen, zum Haus der Schande hast du dich allerorten gemacht. — Was thut die faule Dirne? Sie sitzt auf dem Stuhle Salomonis und lockt alle heran: wer Geld hat, geht hinein und kann thun, was ihm gefällt; wer aber das Gute will, der wird fortgejagt. O Herr, Herr; sie wollen nicht, daß das Gute geschehe. . . . So hast du, heilige Kirche, deine Schande vor der ganzen Welt enthüllt und dein Pesthauch ist zum Himmel aufgestiegen; überall hast du deine Unzucht ausgebreitet. Aber jetzt werde ich meine Hände ausstrecken, spricht der Herr; jetzt komm ich zu dir, Verruchte, Nichtswürdige! Mein Schwert wird niederfahren auf deine Söhne, auf deine Schandstätte, auf deine Dirnen, auf

Deine Paläste, und du wirst meine Gerechtigkeit fühlen.“ — Er wies auf die ihm bevorstehende Excommunication hin und sagte, er fürchte sie so wenig, daß er vielmehr bitte, sie möge bald kommen. Aus gerechtem heiligen Zorne und aus treuer Liebe für die Kirche, welche die letzten Päpste und vor allem Alexander VI. aus einem Hause Gottes buchstäblich in eine Räuberhöhle verwandelt hatten, entsprang sein strafendes Wort.

Während die Stadt noch unter drückender Erwerblosigkeit und von den Plagen der Hungersnoth und Pest litt, ruhte die Partei der Mediceer und der Arrabiati doch keinen Augenblick, um eine Aenderung der politischen Ordnung herbeizuführen. Als es der erstern gelungen war, für die Monate März und April einen der Ihrigen als Gonfaloniere durchzusetzen, stachelten sie Piero, welcher von Rom aus einen Umschwung der Dinge in Florenz eifrig betrieb, durch einen Ueberfall die Stadt wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen; aber der Handstreich mißglückte und das Steueruder des Senats fiel nun zunächst in die Hände der Arrabiati, welche durch den Papst und den Herzog von Mailand fortwährend in ihrem Haß gegen Savonarola bestärkt und gesteigert wurden. Die schlimmste Sorte derselben, die Compagnacci, versuchten am 4. Mai, am Himmelfahrtstage, als er gerade im Dome predigte, Savonarola zu morden. Sie erregten einen großen Tumult und sprengten das erschreckte Volk auseinander; doch als sie sich der Kanzel nähern wollen, vertraten ihnen die Piagnoni, die sich mittlerweile bewaffnet hatten, den Weg.

Die Macht der Arrabiati stieg jetzt immer mehr; ungestraft wurden diese verbrecherischen Attentate von den Ihrigen ausgeführt, schon berieth man sich über Savonarola's Verbannung, verschob indeß bis zum Eintreffen der Excommunicationsbulle die Entscheidung. Endlich am 12. Mai ging

dieselbe von Rom ab, nachdem Alexander VI. deshalb mit ihr noch gezögert hatte, weil er, eingeweiht in die Anschläge Piero's und der Compagnacci, erst den Ausgang ihrer Unternehmungen abwarten wollte.

Der Papst verhängte über den Prior von San-Marco den großen Kirchenbann, weil er apostolischen Befehlen und Ermahnungen nicht gehorcht habe, und ebenso über alle diejenigen, die mit ihm noch fernerhin umgehen und ihm beistehen wollten. In einem offenen Briefe an alle Christen erklärte der Gebannte die Censur für ungültig, indem man Befehlen wider die christliche Liebe und die Gesetze des Herrn nicht gehorchen dürfe, und ein Papst, der solche erlasse, wie Alexander sie an ihn gerichtet habe, nicht mehr die Stelle Gottes vertrete. Dem Urtheil der Kirche wolle er sich gern unterwerfen, und deshalb appellire er von dem Papst an das Concil.

Als am 22. Juni die Excommunication in Florenz feierlich verkündet wurde, rief dieser Act mit seinen düstern Ceremonien bei den Piagnoni große Aufregung und Bestürzung hervor; die Arrabiati aber jubelten und überhäuften Savonarola und das Kloster von San-Marco mit den empörendsten Unbilden. Im Laufe eines Monats war die Stadt wieder in ihre alte Sittenlosigkeit zurückgesunken. Dem Gebannten aber gab die noch immer wüthende Pest — sie erlosch erst Ende August 1497 — reichliche Gelegenheit zu christlichen Werken. Auf seine Anstiftung hin hatten die Piagnoni, da die Hospitäler und öffentlichen Gebäude für die Aufnahme der Kranken nicht mehr ausreichten, dieselben bei sich aufgenommen; wie ein Engel des Segens suchte Savonarola überall das Elend zu lindern und die Verzagenden aufzurichten. Und als die Krankheit auch in sein Kloster eindrang, wich er nicht von der Stelle, die Brüder pflegend und tröstend. Seinem Bruder Alberto, welcher Arzt war

und wohl gewünscht haben mochte, daß er die Stadt verlasse, schrieb er — am 14. August 1497 —: „Beunruhigt euch nicht, daß ich hier in Florenz bleibe, mitten in der Pest, denn der Herr wird mir helfen. Ich bleibe um die Trauernden zu trösten, Mönche wie Laien. Obwol mich Mönche und Bürger baten fortzugehen und mir Plätze anboten, so habe ich doch meine Schafe nicht verlassen wollen. Wunderbar ist die Freudigkeit des Geistes jener Menschen, die ihren Glauben bewahren im Tode wie im Leben.“

Etwa einen Monat später, als der Papst seine Bannbulle erlassen hatte, und noch ehe dieselbe publicirt worden war, geschah die grauenvolle That in der Familie der Borgia, daß der Herzog von Gandia, Alexander's ältester Sohn, von seinem Bruder Cäsar meuchlings ermordet wurde. Längst voll Neid über das Glück Juan's, welchen der Vater zur Gründung einer Dynastie der Borgia bestimmt hatte, glaubte Cäsar, der den Weg geistlicher Würden hatte nehmen müssen und bereits zum Erzbischof von Valencia, zum Cardinal und Legaten der Kirche in Neapel befördert war, mit der Hinwegräumung des Bruders die Pläne des Vaters nach der Gründung eines weltlichen Fürstenthums an seine Person knüpfen zu können. Und er rechnete auch nicht falsch. Der Papst, welcher den entsetzlichen Zusammenhang wohl errieth, und den es wie ein Gottesgericht berühren mochte, wurde im ersten Moment so tief erschüttert, daß er Buße gelobte, an die Reform der Kirche, ja sogar an seine Abdankung dachte. Savonarola aber ergriff dieses Ereigniß als einen Anlaß, um in aller Demuth an den Papst Worte des Trostes und dazwischen milder Mahnung zu richten. Und zwar am Tage nach der feierlichen Verkündigung seiner Excommunication, am 23. Juni schrieb er dies, und wie man wissen will, nahm der gebeugte Papst den Brief des durch ihn soeben von der Kirche ausgestoßenen Mönches mit

weicher Stimmung auf. Nur vorübergehend war Alexander's Gewissensregung; wie im alten Hause der Atriden schritt von nun an das dunkelste Verbrechen mit dem Fluche stets neues Böse zu gebären durch die Familie der Borgia. Cäsar, des Papstes furchtbarem Sohne, wurde das Ungeheuerlichste bald nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck, Lust und Gewohnheit.

Das maßlose Aergerniß von Sanct-Petrus Stuhl herab rief einen Schrei des Entsetzens in der Christenheit hervor. Portugal und Spanien erklärten an Alexander VI., daß an der Curie alle Laster zügellos seien, daß alles Heilige für Geld feil, Rom eine Hölle schamloser Frevel und das Unwesen auf den höchsten Grad gestiegen sei.²⁰⁾ Der Cardinal von Gurk schrieb: „Wenn ich an das Leben des Papstes und einiger Cardinäle denke, so schaudert mir vor dem Aufenthalte an der Curie; ich will nichts davon wissen, wenn Gott nicht seine Curie reformirt.“ Alle Aemter und Bisthümer waren käuflich geworden²¹⁾; des Papstes Beispiel verleitete, wie Infessura erzählt, den ganzen Klerus, vom obersten bis zum niedrigsten, sich öffentlich Concubinen zu halten. „Wenn Gott nicht vorsieht“, sagt derselbe, „so wird diese Corruption bis auf die Mönche und Religiosen übergehen, obschon fast alle Klöster der Stadt Lupanarien geworden sind, ohne daß jemand widerspräche.“²²⁾ „Alexander VI.“, sagt Machiavelli, „that und sann nie etwas anderes, als die Menschen zu hintergehen.“²³⁾ Bei bedeutenden Todesfällen dachte man nur an Vergiftungen durch den Papst²⁴⁾, und der Abt Ludwig Tubero meinte daher, daß derselbe eher den Namen eines Henkers als eines Papstes verdient habe. Auch Rafael von Volterra sagt, daß Rom unter Alexander VI. zu einer berühmten Schlachtbank geworden sei.²⁵⁾

Schon im Juli des Jahres 1497 kamen wieder Männer

in die Signoria, welche Savonarola freundlich gesinnt waren und den Papst zur Zurücknahme der Excommunication zu bewegen suchten. Der Cardinal von Siena, der spätere Papst Paul III., bot dem Gebannten Lossprechung an, wenn er an einen seiner Gläubiger 5000 Scudi bezahlen wollte — ein Antrag, der mit Indignation zurückgewiesen wurde. Als durch die Enthüllungen des Lamberto dell' Antella über die frühern und neusten Complotte der Mediceischen Partei dieselbe vollständig in Miscredit gerathen, mehrere ihrer angesehensten Mitglieder hingerichtet, andere mit geringern Strafen belegt worden und dadurch die Piagnoni wieder vollständig obenauf gekommen waren, erneuerten sich mit noch größerm Nachdruck die Anstrengungen der Republik, um Savonarola vom Kirchenbanne zu lösen. Doch der Papst blieb unbeweglich. Savonarola hingegen beschäftigte sich während dieser Zeit mit der Abfassung einiger Schriften, darunter seines bedeutendsten Werkes: „Trionfo della croce“, worin er nach einer neuen, von der Scholastik sich entfernenden Methode eine auf die Gründe der Vernunft gestützte Apologie des Christenthums unternahm. In allen diesen Publicationen erwies er seine völlige Uebereinstimmung mit dem Lehrbegriff der römischen Kirche. Am Weihnachtstage, nachdem er ein halbes Jahr lang auf eine Gesinnungsänderung des Papstes gewartet hatte und ihn die steigende Sittenverderbniß in der Stadt mahnen mochte, daß er Gott mehr als einem Menschen gehorchen müsse, hielt er wieder feierlichen Gottesdienst und am 11. Februar 1498 bestieg er, trotz der Drohungen des Erzbischofs von Florenz, wieder die Kanzel, um über die Ungültigkeit seiner Excommunication, über die falsche Autorität, die der Papst mit der Erlassung ungerechter Befehle sich anmaße, und über das Recht des gottesfürchtigen Gewissens, ihr zuwiderzustehen, zu sprechen. „Mir ist genug“, sagte er, „daß ich nicht von Christo gebannt bin. O mein Herr,

wenn ich von diesem (päpstlichen) Banne Absolution begehre, so schicke mich in die Hölle; ich würde mir eine Todsünde daraus machen.“ In darauffolgenden Vorträgen griff er neuerdings die Entartung des Priesterthums, namentlich der hohen Prälaten, und die Infallibilität des Papstes an; am letzten Tage des Carneva's forderte er ein Gottesgericht für seine Sache heraus, indem er mit dem Sakrament vor das Volk hintrat und sprach, daß, wenn er nicht aus vollster Ueberzeugung handle und seine Worte nicht von oben kämen Gott ihn in diesem Augenblicke niederschmettern möge. Und wie im vorigen Jahre, so sammelten auch heuer wieder die Piagnoni Almosen und verbrannten „Eitelkeiten“ unter dem Absingen von Psalmen und frommen Liedern, wobei es zwischen ihnen und den Compagnacci zu Thätlichkeiten kam. Um diese Zeit gab Savonarola die Schrift „Ueber Regierung und Verfassung der Stadt Florenz“ heraus, wo er namentlich von der Nothwendigkeit der Republik für die Stadt handelt.

Durch alles dieses lohnte Alexander's Zorn abermals und gewaltiger empor, er fühlte durch Savonarola seine Autorität verhöhnt und gefährdet, an der Curie sprach man nur mehr von des Mönches Berwegenheit, und Mariano forderte in Predigten zu energischen Maßregeln gegen ihn auf. In einem Breve an die Signoria, welche zur Zeit gerade einen Vetter von Piero Medici als Gonfaloniere an der Spitze und Savonarola's ärgste Gegner in ihrem Schoße hatte, forderte der Papst, daß ihm dieser Sohn des Bösen unter Bewachung nach Rom ausgeliefert werde, wo er, falls er Buße thue, väterlich aufgenommen werden solle. Im Falle der Verweigerung seines Befehls wurde der Stadt Florenz das Interdict in Aussicht gestellt. Die Signoria ließ in einer Versammlung, wozu die angesehensten Bürger beigezogen wurden, über die Angelegenheit entscheiden, und der

Beschluß fiel dahin aus, daß man den Papst erst noch zu verfühnen suchen und ihm erklären solle, daß seine Forderung wider die Ehre der Republik verstoße, eine Ungerechtigkeit gegen einen um das Vaterland verdienten Mann involvire und Aufruhr hervorrufen würde. Dieser Bescheid beruhigte Alexander nicht; nachdem er bereits persönlich den Gesandten der Republik, welche in Rom ihres Lebens nicht mehr sicher waren, seinen Entschluß, über Florenz das Interdict zu verhängen und allen Christen den Verkehr mit der Stadt zu verbieten, wiederholt hatte, erklärte er in einem zweiten Breve vom 7. März an die Signoria: „Antwortet nicht mehr mit Briefen, sondern in Thaten; denn wir sind fest entschlossen, euern Ungehorsam nicht länger zu dulden, und würden unfehlbar das Interdict über die ganze Stadt aussprechen, um es so lange darauf lasten zu lassen, als ihr fortfahret, euern scheußlichen Abgott zu unterstützen.“

Die Signoria unternahm vorerst dennoch nichts mehr gegen Savonarola, als daß sie ihm das Predigen verbot. Am 18. März 1498 — nach achtjähriger Wirksamkeit auf der Kanzel — nahm er daher für immer von ihr Abschied. „Manchmal, wenn ich von der Kanzel herabstieg“, sagte er in dieser letzten Predigt, „dachte ich bei mir: ich will lieber nicht mehr von diesen Dingen reden und predigen, sondern mich ruhig verhalten und Gott machen lassen. Dann aber, wenn ich wieder oben stand, konnte ich mich nicht bezwingen und nicht anders handeln. Das Wort des Herrn wurde mir an diesem Platze zu einem Feuer, das in meinen Gliedern und in meinem Herzen wüthete und mich verzehrte. Ich vermag es nicht zurückzuhalten und kann mich nicht überwinden, nicht zu sprechen; ich fühle meinen ganzen Körper brennen und meine ganze Seele von dem Geist des Herrn entflammt. O mein Gott, o Heiliger Geist, du fürchtest dich vor keinem Menschen auf der Welt und sagst die

Wahrheit jedermann. O Heiliger Geist, du ruffst die Leiden und Verfolgungen gegen dich hervor, du bewegst die Wogen des Meeres gleich dem Winde, du erregst die Stürme . . . Ich sage, o ruhe doch; aber er antwortet, daß es nicht anders gehe. Lassen wir also den Herrn machen; er ist der Meister, der das Werkzeug zu seinem Zwecke verwendet und es fortwirft, wenn er seiner nicht mehr bedarf, wie er mit Jeremias that, der gesteinigt wurde. So wird es auch mit mir geschehen, wenn ich meinen Zweck erfüllt haben werde. Wohlan, ich bin es zufrieden, des Herrn Wille geschehe. Je schlimmer das Leben hier unten, um so herrlicher wird die Krone im Himmel sein!"

An den Papst schrieb er, daß er nur für die Vertheidigung des Glaubens und der Sitten gelebt habe; da Se. Heiligkeit sich mit seinen Feinden verbunden, so flüchte er nunmehr zu Gott, der die Heiligkeit seines Werkes darthun und vertheidigen und seinen Verfolgern die gerechte Strafe ertheilen werde. Nicht irdischen Ruhm habe er gesucht, wohl aber erwarte er mit Sehnsucht den Tod.

Noch dachte er aber nicht daran, in diesem heiligen Kampfe, den er für die Sache Christi zu fechten glaubte, in leidender Ergebenheit dem Papste zu weichen; er entwarf Briefe an den deutschen Kaiser, an die Könige von Frankreich, Spanien und Ungarn, worin er die Sünden des Papstes, der kein Christ sei und nicht einmal an das Dasein Gottes glaube, aufdeckte, und auf die schleunige Berufung eines Concils an einem geeigneten und freien Orte drang, auf dem er die Wahrheit seiner Anklagen beweisen wollte. Nichts anderes also als die Absetzung Alexander's VI. beabsichtigte Savonarola. Von allen diesen Briefen wurde nur der an Karl VIII., welcher längst dem Project geneigt war und der dafür auch die Zustimmung seines Alerus besaß, abgeschickt; aber der florentinische Kurier fiel den Häschern Ludwig's des

Mohren in die Hände, Savonarola's Brief wurde entdeckt und an den Papst geschickt, welcher nun ein Document von den kühnen Absichten seines Gegners besaß. Alle Fürsten Italiens, welche darin die Aufforderung an den König von Frankreich zu einer neuen Invasion erkennen wollten, erklärten sich gegen den Mönch.

Während dieser mit ruhiger Fassung dem heranbrausenden Sturme entgegensah, waren seine Freunde wie zerstoßen. Nun erhob sich der Franciscaner Francesco von Apulien, um Savonarola, den er in seinen Predigten unaufhörlich als Schismatiker, Ketzer und falschen Propheten bezeichnete, aufzufordern, in einer Feuerprobe die Wahrheit seiner Lehren und Voransagungen zu erhärten; und die Compagnacci, in der richtigen Berechnung, daß wenn dieser annähme, er verbrannt würde, wenn er ablehne, er um alles Vertrauen beim Volke käme, drangen mit Ungestüm auf die Ausführung des Vorschlages. Savonarola, die Intrigue durchschauend, wies die Herausforderung mit Verachtung zurück; da glaubte aber Fra Domenico, der seinem Prior mit unbegrenzter Verehrung zugethan war, für ihn eintreten zu müssen und erklärte sich, ehe er jenem Mittheilung von seinem Vorhaben machte, zum Gottesurtheile bereit. Vergeblich suchte Savonarola die Sache noch zu hintertreiben, nicht weil er vielleicht im Glauben an seine Sache schwankte, sondern weil es ihm als ein Frevel erscheinen mochte, Gott zu versuchen. Aber der Stein war bereits ins Rollen gebracht, nicht bloß alle Feinde des Priors, der Papst, die Signoria, die Franciscaner und die Arrabiati, auch die Piagnoni verlangten die Feuerprobe. Ja die letztern wünschten, daß er sie selbst bestehe, im festen Vertrauen, daß ein Wunder Gottes für ihn Zeugniß geben werde. Daß Savonarola diesem Wunsche sich nicht fügte, wird ihm nicht als Furcht vor dem Tode gedeutet werden können, da er auf denselben längst gefaßt war,

und ein ungünstiger Ausgang der Feuerprobe bei seinem Freunde auch für ihn den Untergang im Gefolge haben mußte. Nach langen Verhandlungen kam man überein, daß wie für ihn Fra Domenico, so für Francesco dessen Ordensbruder Giuliano Rondinelli die Probe bestehen sollte. Doch während dieser sich nur mit Mühe zu dem Unternehmen hatte gewinnen lassen, indem er nicht daran zweifelte, daß er verbrennen würde, war Fra Domenico voll frommer Begeisterung, und in seinem Glauben, unverletzt aus den Flammen hervorzugehen, auch noch durch die Visionen von Silvestro Maruffi bestärkt.

Eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich aller Parteien, mit Ungeduld wurde das seltene furchtbare Schauspiel erwartet. Am 7. April, am Tage vor Palmsonntag, sollte nach Beschluß der Signoria der denkwürdige Kampf stattfinden; im Falle Fra Domenico brannte, sollte Savonarola binnen drei Stunden das florentinische Gebiet verlassen. Schon mit dem frühen Morgen füllten sich die Straßen, bewaffnet traten die beiden Parteien der Arrabiati und Piagnoni auf, die erstern entschlossen, den Prior auf der Piazza, wo die Probe stattfinden sollte, zu ermorden. Dieser, der Arglist der Gegner misstrauend, hatte seine Freunde bitten lassen, Sorge zu tragen, daß keiner der beiden Streiter etwa allein zurückgehe und den andern in den Flammen lasse.

Nach ernster Vorbereitung in langem brünstigen Gebet zog der Convent von San-Marco in feierlicher Procession zur Piazza, wo alles zur Handlung bereit stand. Allen Brüdern voraus, in einem Gewande von feuerrothem Sammt, ein langes Kreuz in der Hand, mit erhobenem Haupt und heiterm Antlitz schritt Fra Domenico; ihm folgte mit dem Sakrament Savonarola in weißem Talar, hinter ihnen schritten gegen 200 Conventualen, mit kräftiger Stimme den Psalm

„*Exsurgat Deus et dissipentur inimici ejus*“ singend. Als der Zug um 12 Uhr auf der Piazza, welche durch Barrièren abgesperrt war, ankam, stimmten Tausende aus der ungeheuern Menschenmenge in den Gesang der Dominicaner mit ein, sodaß die Erde zu erbeben schien. Es war ein mächtiger Moment von düsterer Feierlichkeit.

Die Feuerbühne erstreckte sich in einer Länge von 40 Ellen; ihre Basis, 5 Ellen breit und 2 $\frac{1}{2}$ hoch, war mit Erde und Ziegelsteinen bedeckt und darüber war zu beiden Seiten Holz aufgeschichtet, mit Schießpulver, Del und Pech bestreut, während in der Mitte ein 2 Fuß breiter Gang für die beiden Streiter blieb.

Aber das Gottesurtheil kam nicht zu Stande, und zwar durch Schuld der Franciscaner, welche an Fra Domenico, der mit Ungeduld die furchtbare Wanderung erwartete, immer neue Bedingungen stellten und dadurch den Act hinausshoben. Nachdem er auf ihre Forderung hin sein rothes Kleid abgelegt, weil es verzaubert sein könne, dann seine Kleider mit denen eines andern Dominicaners vertauscht hatte, bestritten sie aufs heftigste sein Vorhaben, das Crucifix oder statt dessen das Sakrament in die Flammen mitzunehmen. Da Rombinelli während der ganzen Zeit nicht sichtbar wurde, so möchte man vermuthen, daß er im letzten Augenblick vor der Probe zurückgeschreckt sei und seine Ordensbrüder, davon unterrichtet, entweder Domenico allein ins Feuer locken oder den ganzen Kampf vereiteln wollten. Da es über diesen Streitigkeiten der Mönche Abend geworden war, so machte die Signoria mit dem Befehl, daß die Probe überhaupt zu unterbleiben habe, dem Ganzen ein Ende. Unbeschreiblich war die Wuth des getäuschten Volkes, welches den Tag über und selbst während eines starken Gewitterregens geduldig ausgeharrt hatte; alle Erbitterung aber kehrte sich gegen Savonarola und San-Marco, denn selbst die Piagnoni meinten, er hätte,

um einen unwiderleglichen Beweis seiner übernatürlichen Kraft zu geben, allein ins Feuer gehen sollen. Die Franciscaner hingegen triumphirten und erwarteten von der Signoria und dem Papste Dank und Belobung. Von allen Seiten mit Bewünschungen überhäuft und gegen körperliche Insulte nur durch die bewaffneten Freunde geschützt, kehrte Savonarola mit den Seinen nach San-Marco zurück.

Am folgenden Tage, am Palmsonntage, zogen die Compagnacci mit Brandfackeln nach dem Kloster, tödteten auf ihrem Wege einige Menschen, die sie für Savonarola's Anhänger hielten, und trieben durch einen Hagel von Steinen, den sie durch die Fenster in die Kirche schleuderten, die zur Vesper versammelte Menge erschreckt auseinander. Die Mönche verrammelten eilig die Thore, eine kleine Schar von Bürgern, etwa 30 an der Zahl, blieb zur Vertheidigung des Klosters zurück und brachte Waffen zum Vorschein, welche sie in Vorausahnung der Dinge schon einige Zeit vorher, ohne Wissen des Priors, hier verborgen hatten. Vergeblich rieth dieser sowie Fra Domenico von jeder Gegenwehr ab, auch einige Mönche griffen zu den Waffen, an ihrer Spitze Fra Benedetto, ein junger feuriger Mann, den Savonarola durch seine Predigten aus den Freuden der Welt zum Ernste eines ascetischen Lebens bekehrt hatten. Den Helm auf dem Kopfe, den Brustharnisch über dem weißen Dominicanergewande und mit langen Partisanen in der Hand eilten sie mit dem Rufe „Viva Cristo!“ in den Kampf. Um das Blutvergießen zu verhindern, wollte der Prior sich selbst den Feinden ausliefern, aber die Seinen brachen in Thränen aus und ließen ihn nicht ziehen.

Es war nachmittags 4 Uhr geworden, als die Signoria zur Unterstützung der Angreifer, deren Menge fortwährend wuchs, ihre Leibwache schickte und durch einen Herold verkündigen ließ, daß alle im Kloster sofort die Waffen nieder-

legen sollten und Savonarola binnen 12 Stunden das florentinische Gebiet zu verlassen habe. Auf diesen Befehl hin entfernten sich einige, darunter Francesco Valori, um in der Stadt Anhänger zu sammeln und mit ihnen dem bedrängten San-Marco zu Hülfe zu kommen. Aber rasch fand Valori seinen Untergang; sogleich zur Verantwortung vor die Signoria gefordert, wurde er auf dem Wege dahin von den Verwandten jener Bürger, die im vorigen August hauptsächlich auf seine Veranlassung hin wegen ihrer Complotte für Piero Medici hingerichtet worden waren, in der Nähe seines Hauses erschlagen. Seine Frau, welche über den Tumult auf der Straße erschrocken ans Fenster eilte, fiel durch einen Pfeil; sein Haus wurde geplündert — ein Schicksal, welches auch den Häusern anderer Freunde Savonarola's widerfuhr.

Inzwischen brach der Abend herein; die Feinde hatten Feuer vor die Thore gelegt und waren zum Theil über die Mauern bereits in das Innere des Klosters verwüstend eingedrungen. Als sie bis zur Sakristei und zum Chor gekommen waren, wo Savonarola mit den Mönchen, die auf seine ernste Mahnung hin die Waffen wieder niedergelegt hatten, im Gebete lag, da ließen sich manche von diesen nicht mehr halten, sondern leisteten im Verein mit den noch zurückgebliebenen Freunden aus der Stadt einen tapfern Widerstand. Die Glocke von San-Marco läutete Sturm, in den Kreuzgängen des Klosters widerhallte es vom Geklirr der Waffen und von dem Stöhnen der Gefallenen. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Angegriffenen, als ein zweiter Befehl der Signoria verkündet wurde, wonach alle als Rebellen behandelt werden sollten, welche nicht innerhalb einer Stunde Kirche und Kloster räumten. Wieder zogen mehrere Bürger ab. Noch immer aber war Savonarola mit den meisten Brüdern betend im Chor geblieben, als,

begleitet von dem wilden Geheul der Feinde, ein dichter erstickender Qualm in denselben schlug; die Thore waren endlich durchgebrannt und mächtige Flammen brachen in die Kirche. Tief erschüttert über das Blutvergießen nahm der Prior das Sakrament und schritt mit den Mönchen in den Saal der griechischen Bibliothek. Auf diesem Wege begegnete er Fra Benedetto, der bis an die Zähne bewaffnet in heißer Kampflust nach den Feinden suchte. „Fra Benedetto, laß die Waffen und nimm das Kreuz; denn es war nie meine Meinung, daß meine Mönche Blut vergießen sollten“, waren seine Worte an den muthigen Mönch, der sich reuig ihm zu Füßen stürzte und ihm nun mit den übrigen in den Saal folgte. Hier bekräftigte Savonarola in einer letzten Ansprache die Wahrheit seiner Lehren und nahm unter der Mahnung, Glaube, Geduld und Gebet als ihre Waffen zu betrachten, von den Seinen Abschied.

Mittlerweile hatten sich die Feinde fast des ganzen Klosters bemächtigt und war durch den von der Signoria abgeschickten Commandanten der Wache des Palazzo die Drohung erlassen worden, alles in Grund und Boden zu schießen, wenn nicht der Prior, Fra Domenico und Silvestro Maruffi ihm also gleich ausgeliefert würden. Da einige Freunde den erstern zu einer noch leicht zu bewerkstelligenden Flucht bereden wollten und er auch einen Augenblick unschlüssig schien, machte Fra Malatesta allem Schwanken ein Ende, indem er zu ihm sprach: „Muß nicht der Hirt sein Leben für seine Schafe lassen?“ Tiefgriffen umarmte Savonarola den Bruder und die übrigen Mönche und übergab sich mit Fra Domenico, denn Fra Silvestro hielt sich verborgen und wurde erst am folgenden Tage gefangen genommen, den Dienern der Signoria. Noch im Abgehen sprach er: „Meine Brüder, denkt an meine Worte und zaget nicht, das Wort des Herrn wird beständig fortschreiten und mein Tod wird es nur noch beschleunigen.“

Unter dem wilden Geschrei eines tobenden Volkshaufens, welcher nach ihnen schlug und sie mit Fackeln zu brennen suchte, wurden die beiden Mönche sogleich vor den Gonfaloniere geführt, welcher sie, nachdem sie vor ihm noch betheuert hatten, daß ihre Worte von Gott kämen, ins Gefängniß werfen ließ.

Die Signoria berichtete an verschiedene Höfe über die Ereignisse am 8. April, selbstverständlich ganz in ihrem Sinne. Der hoch erfreute Papst nannte ihre Mitglieder wahre Söhne der heiligen Kirche, ertheilte ihnen seinen Segen und der Stadt Florenz mehrere Vergünstigungen; bringend aber forderte er, die Verbrecher, nachdem sie verurtheilt wären, zur gebührenden Strafe ihm auszuliefern. Der einzige Mann, welcher Savonarola vielleicht gerettet hätte, Karl VIII., war am 7. April, also am Tage der Feuerprobe, plötzlich gestorben.

Während die Compagnacci sich keine Mühe verbrießen ließen, das Volk gegen die Gefangenen aufzuheizen, namentlich durch Vorzeigung der Waffen, die in San-Marco gefunden worden waren, instruirte die Signoria mit Eifer den Proceß. Vor dem gesetzlichen Termin ließ sie die Neuwahl der Dieci di libertà und Otto di Guardia vornehmen, um diese beiden Behörden, welche über politische Verbrechen zu entscheiden hatten, mit sichern Männern zu besetzen. Dann ernannte sie eine außerordentliche Commission von 17 Untersuchungsrichtern — alle erbitterte Feinde Savonarola's — denen jedes Mittel, auch die Folter zur Erzwingung eines Geständnisses, erlaubt wurde.

Bereits am 9. April, ehe die Untersuchungscommission noch vollständig war, und die vom Papste abgeordneten Canonici von Florenz ihr Mandat erhalten hatten, begann der Proceß. Da Savonarola bei dem ersten Verhör seine Lehre in allen Punkten aufrecht hielt, so schritt man schon

am folgenden Morgen zur Anwendung der Tortur, welche ihn, da er von zarter nervöser Constitution war, sogleich so fürchterlich angriff, daß ihm die Sinne schwanden und er verwirrt wurde. Es ist nicht mehr festzustellen, wie oft er dieser grausamen Procebur unterworfen wurde; ein Augenzeuge versichert: er habe ihn an einem Tage vierzehnmal foltern sehen. Jedenfalls ist gewiß, daß man mehr als einen Monat nöthig hatte, um mit Anwendung aller peinlichen Mittel und anderer schlechter Künste das Protokoll zu Stande zu bringen, mit dem der Angeklagte vor dem Volke verdächtigt und die Handlungsweise seiner Feinde gerechtfertigt werden sollte.

Anfangs hatte man ihn dem Gesetz gemäß seine Aussagen selbst aufschreiben lassen, als aber dadurch nur seine Unschuld evident geworden wäre, wurde es ihm nicht länger gestattet. Doch auch die unter den Qualen der Folter und in einem halb bewußtlosen Zustande ihm erpreßten Aeußerungen erwiesen sich unzulänglich für seine Verurtheilung; denn nur bezüglich seiner prophetischen Kraft machte er widersprechende Aussagen, indem er bald behauptete sie zu haben, bald dies wieder in Abrede stellte. Und in der That, die Wendung seines Geschickes konnte ihn daran irremachen und ihm die Befürchtung nahe legen, daß er sich vielleicht doch in diesem Punkte hochmüthig überhoben und nun die gerechte Strafe Gottes dafür zu erleiden habe. Unererschütterlich aber fand man ihn in dem Zeugniß für die Wahrheit seiner Lehre und die Reinheit seiner kirchlichen und politischen Bestrebungen. Da auf solche Weise eine Verurtheilung unmöglich schien, so wurde der Notar Ceccone, ein früherer Anhänger der Medici und zugleich Spion des Herzogs von Mailand, der bei der Entdeckung der letzten Verschwörung der Mediceischen Partei in San-Marco eine rettende Zufluchtsstätte gefunden hatte, um den Lohn

von 400 Dukaten zur Herstellung eines falschen Protokolls gebungen.

In einem Schreiben an den Papst, dem der Proceß zu lange dauerte, sah sich die Signoria zu folgendem Geständniß gezwungen: „Wir hatten es mit einem Menschen von dem geduldigsten Körper und dem schärfsten Verstande zu thun, der sein Gefühl gegen die Folter verhärtete, die Wahrheit beständig in unzählige Schleier hüllte und entschlossen zu sein schien, sich durch erheuchelte Heiligkeit bei der Nachwelt einen ewigen Namen zu machen oder dem Kerker und dem Tode zu trotzen. In einem viele Tage langen angestrengten Verhör waren wir trotz aller Anwendung von Gewalt kaum im Stande ihm einige Geständnisse zu entreißen, mit denen er selbst dann noch zurückhalten wollte, als schon gleichsam die Hüllen seiner Seele vor uns geöffnet lagen.“

Um die vom Gesetz geforderte Unterschrift des Protokolls von Savonarola zu erschleichen, las man ihm das echte Actenstück seiner Aussagen vor, und als er sich zur Unterzeichnung desselben verstand, unterschob man ihm das andere, wiederholt von Cecone gefälschte. Da indeß der Betrug dieses Menschen in den Augen der Signoria noch vieles zu wünschen übrigließ, so erhielt er für sein Lügenwerk nur 30 Dukaten und publicirte dieselbe ein mit neuen Zusätzen und Umstellungen versehenes Protokoll. Schon aber sprach sich die öffentliche Meinung in so energischer Weise gegen die Signoria aus, daß diese sich genöthigt sah, eiligst am 31. April ein zweites Verhör mit Savonarola zu beginnen, wobei der Notar dessen Aussagen fast Wort für Wort änderte. Doch stand sie bald von diesen neuen Intriguen ab, und beließ es bei dem Resultat der ersten Untersuchungen, da der Unwille aller rechtlich Denkenden immer stärker erwachte.

Durch keine noch so häufigen und furchtbaren Folterqualen konnte Fra Domenico zu irgendeiner ungünstigen Aussage gegen seinen Meister, in dem er einmal einen Heiligen verehrte, gebracht werden; gleich einem Märtyrer aus der ersten Zeit der Kirche trug er in heiterm Gottvertrauen die Verfolgung. Anders der franke und nervöse Silvestro Maruffi. Um sich zu retten verdächtigte er durch falsche und gravirende Anschuldigungen seines Priors Wandel, verrieth die Personen, die mit ihm verkehrten, und schwur endlich dessen Lehre ab.

Nicht ohne Rührung kann man Fra Domenico's Bekenntniß lesen; keinen Augenblick an seinem Meister irre werdend, kehrte er immer zu neuem Zeugniß für ihn zurück. Die Signoria ließ daher auch dieses Document abändern und entstellen. Alle die nähern Freunde Savonarola's, sowol aus dem Kloster wie aus der Stadt, die mit vor Gericht gezogen worden waren, bestätigten nur sein reines und frommes Leben. Als ihnen aber die Signoria das gefälschte Protokoll seiner Geständnisse vorlesen ließ, wurden manche an ihm irre und geriethen gegen ihn in großen Zorn. Auch Fra Benedetto fing zu zweifeln an, aber bald kehrte er wieder zu besserer Einsicht zurück und blieb von nun bis zu seinem Tode Savonarola's glühender Verehrer und unerschrockener Bertheidiger.

Die Mönche von San-Marco, zum Theil durch alle diese Künste misleitet, flehten in einem Briefe Alexander VI. um Gnade an, alle Schuld auf den Prior wälzend, der sie durch die Rechtschaffenheit und Heiligkeit seines Wandels, durch die Unterdrückung der schlechten Sitten und durch die thatsächliche Erfüllung so vieler seiner Prophezeiungen im Glauben an ihn bestärkt habe.

Der Papst belobte die Signoria und die reumüthigen Mönche von San-Marco, ertheilte dem Erzbischof und Domkapitel von Florenz die Vollmacht, von allen Sünden, die

bei Savonarola's Ergreifung etwa vorgekommen, zu absolviren und forderte abermals dessen Auslieferung — welchem Verlangen die Signoria nur unter der Bedingung nachkommen wollte, daß ihr die Erlaubniß zur Besteuerung der Kirchengüter, für welche Maßregel Savonarola selbst gesprochen hatte, gegeben würde.

Da die bevorstehende Neuwahl der Signoria die grausamen Pläne der herrschenden Partei noch vereiteln konnte, so wurden 200 Piagnoni ihres Wahlrechts beraubt, durch welchen Gewaltact man einen Gonfaloniere und eine Signoria erhielt, wie man sie zu dem beabsichtigten Justizmorde brauchte.

Der Papst fügte sich jetzt dem neuerdings gefaßten Volksbeschlusse, daß die Verbrecher in Florenz ihre Strafe erleiden sollten, ermächtigte den Bischof bei Paganatti, Savonarola's Freund, sie nach Vollzug der kirchlichen Degradation an den weltlichen Arm auszuliefern, und schickte auf den Wunsch der Signoria zwei Commissare zu einem nochmaligen und letzten Verhör ab. Offen erklärten diese päpstlichen Richter bei ihrer Ankunft, daß sie den Befehl zur Hinrichtung der drei Mönche brächten.

Seit dem 24. April verließ Savonarola das Gefängniß nicht mehr. Unter schweren körperlichen Schmerzen und in tiefer Traurigkeit der Seele rang er nach Fassung und Erhebung. Aus diesen Tagen seiner Verlassenheit, wo er angesichts des Todes mit seinem Gewissen ernstern Rath hielt, stammen zwei Meditationen, die eine über den 51. Psalm, das sogenannte „Miserere“, die andere über den 31.: „In te, Domine, spem“. Sie gehören zu dem Ergreifendsten, was er geschrieben hat, und gestatten einen tiefen Blick in die Kämpfe seiner Seele. In der ersten ruft er nach Gottes Erbarmen und Liebe zur Vergebung seiner Sünden, im Bewußtsein seiner Schwäche fleht er um Stärkung von

oben, damit kein Schrecken ihn von Christo mehr trenne und keine Marter seinen Glauben schwäche; er betet für das neue Jerusalem, die Kirche, damit der Herr seine Mauern wieder erbaue, und glaubt vorausblickend in die Zukunft eine neue Herrlichkeit des Reiches Gottes auf Erden zu schauen. „Mache dies Einst, o Herr“, so schließt er, „mir zum Jetzt, nimm mich erbarmend an zum Opfer der Gerechtigkeit, zur Gabe der Heiligkeit, zum Ganzopfer eines frommen Lebens und zum Opfer deines Kreuzes, durch welches ich würdig sein mag einzugehen aus diesem Thal der Thränen zu jener Herrlichkeit, welche du bereitet hast denen, die dich lieben“. In der zweiten Meditation führt er alle Stadien eines immer mächtiger auf ihn eindringenden Zweifels an Gottes Vorsehung, Hülfe und Barmherzigkeit vorüber und schildert die schwere Trauer, die aus solcher Versuchung mit dunkeln Flügeln auf seinen Geist sich niedersenkte. „Glaube mir“, sagt der Zweifel zu ihm, „der Zufall regiert Alles. Es gibt nichts über dem Sichtbaren. Euer Geist verweht wie der Rauch. Wer kam denn je von den Todten und hat verkündigt das Los der Seele nach dem Tode? Was ihr davon redet, sind weibische Fabeln. . . . Nur in deiner Einbildung wohnt dein Trost.“ — Aber die aus festem Glauben stammende Hoffnung bricht immer wieder wie ein leuchtender Strahl in die Nacht seiner Seele, sodas die Schatten der Zweifel sinken und endlich sein Herz von freudiger Zuversicht ergriffen in einen Lobgesang auf den Herrn ausbricht. — Kein Wort der Klage entfährt ihm über seine Richter.

Am 20. Mai begann vor den päpstlichen Commissären das dritte Verhör. Dieselben zeigten den Florentinern, wie man die Folter schärfen und die Antworten verdrehen müsse, um zu dem gewünschten Resultat zu kommen. Unter entsetzlichen Qualen gab Savonarola wieder verworrene und

zweideutige Antworten, aber es war ihm doch kein Geständniß zu entreißen, was seine Hinrichtung hätte rechtfertigen können, weshalb das Protokoll des letzten Verhörs nur in einigen gefälschten Exemplaren an die italienischen Höfe geschickt, im übrigen aber geheimgehalten wurde.

Am 22. Mai verurtheilten die päpstlichen Commissäre die drei Mönche zum Tode, welches Urtheil sogleich die Bestätigung des Großen Rathes fand. Nur eine einzige Stimme erklärte es für ein Verbrechen, einen so außerordentlichen Mann wie Savonarola zu tödten, und wollte ihn zum lebenslänglichen Gefängniß begnadigt wissen. — Noch am Abend desselben Tages wurde den Verurtheilten der Spruch der Richter, der auf Tod durch Aufhängen und Verbrennung der Leichname lautete, mitgetheilt. Während Fra Silvestro erschüttert schien, empfing Fra Domenico die Botschaft wie die Einladung zu einem frohen Feste. An die Mönche von San-Marco schrieb er folgenden Abschiedsgruß: „Theuerste Brüder, die ich liebe aus Herzensgrund in Jesu Christo. Da es der Wille Gottes ist, daß wir für ihn sterben sollen, so betet ihr Zurückbleibenden für uns, indem ihr meine Ermahnungen beherzigt, einig zu sein in der Liebe und in beständiger Uebung der heiligen Pflichten. Betet für uns, besonders wenn ihr euch zum Gottesdienst im Chor versammelt. Meine Asche begrabt bei euch in San-Marco, in der Erde, nicht in der Kirche, sondern vor dem Thore oder zur Seite an einem bescheidenen Ort, und sprecht für uns die gewöhnlichen Messen. Ich aber werde dort, wo ich hoffe es zu können, das Gleiche für euch thun. Küßt alle Brüder von San-Marco von mir, besonders unseren vielgeliebten Bruder in Fiesole, deren Namen ich fest in mein Herz geprägt vor Gottes Thron trage.“ — Dann bittet er sie noch sorgsam, alle Schriften ihres Priors zu sammeln und zur Belehrung aufzubewahren. Sein letzter

Gebanke war dafür zu sorgen, daß der geliebte Meister geistig in San-Marco ferklebe.

Savonarola lag betend auf den Knien, als ihm sein Schicksal angekündigt wurde, ruhig nahm er die Nachricht hin, lehnte das Abendessen ab, da er nur mehr Stärkung für die Seele bedürfe, und legte hierauf einem Benedictiner seine Beichte ab. Sein letzter Wunsch, die Todesgefährten noch zu sehen und zu sprechen, wurde ihm auf eine Stunde gewährt. Als diese ihren Prior wiedersahen, schwand aller Zweifel an ihm aus ihren Herzen. Savonarola, welcher gehört hatte, daß Fra Domenico verlangte lebendig verbrannt zu werden, und daß Fra Silvestro vor dem Volke seine Unschuld noch behaupten wollte, mißbilligte beides. „Es kommt dir nicht zu“, sagte er zu dem ersteren, „die Art des Todes zu wählen. Wissen wir denn, mit welcher Festigkeit wir dem Tode entgegengehen, zu dem wir verdammt sind? Das hängt nicht von uns ab, sondern von der Gnade des Herrn, die er uns gewähren will.“ Und in strengem Tone befahl er Fra Silvestro von seiner Absicht abzustehen und vielmehr dem Beispiel Christi nachzuahmen, der nicht einmal vom Kreuze herab von seiner Unschuld gesprochen. — Schweigend fielen ihm die Mönche zu Füßen, empfingen andächtig seinen Segen und kehrten in ihr Gefängniß zurück. Die Nacht brachten die Verurtheilten wachend im Gebet zu, am Morgen spendete Savonarola sich und seinen Gefährten das Abendmahl, dabei sein Glaubensbekenntniß aussprechend und Gott um Verzeihung für jede Sünde anrufend, die er begangen, und für jedes Unrecht, welches er der Stadt Florenz zugefügt haben mochte.

Wieder hatte sich eine große Menge Volks zur Hinrichtung eingefunden, aber die meisten fesselte Beklommenheit, und so herrschte im ganzen eine düstere und feierliche Stille auf der Piazza. Nur um das Schaffot drängte

sich eine Schar wilder Menschen mit ausgelassenem Freudengeschrei.

Der Galgen bestand aus einem starken Pfahl mit einem Querbalken, von dessen beiden Armen drei Schlingen und drei Ketten herabhingen, um die Mönche erst zu hängen und hierauf ihre Leichen, während sie von den Flammen verzehrt wurden, über dem um den Pfahl aufgeschichteten Scheiterhaufen schwebend zu erhalten.

Der Gang zum Tode wurde den Verurtheilten durch schmachvolle Behandlung noch erschwert. Im Begriffe die Treppen des Palazzo herabzusteigen entriß ihnen ein Dominicaner von Santa-Maria Novella das Ordenskleid und mußten sie im bloßen wollenen Hemd, barfuß und mit gebundenen Händen, weiter ziehen. Mit heftigem Schmerz fügte sich Savonarola der Gewalt. „Heiliges Kleid“, sagte er, „wie habe ich mich nach Dir gesehnt! Durch die Gnade Gottes wurdest du mir verliehen, fleckenlos habe ich dich bis auf heute bewahrt. Ich lasse dich nicht, aber du wirst mir genommen!“

An dem ersten Tribunal nahm der Dominicanerbischof von Basona die Degradation der Mönche von ihren kirchlichen Weihen vor. Als er seinen ehemaligen Lehrer in ruhiger gottergebener Fassung vor sich stehen sah, bemächtigte sich seiner eine große Verwirrung, sodaß er statt der üblichen Formel: „Ich scheid dich von der streitenden Kirche“, zu ihm sagte: „Ich scheid dich von der streitenden und triumphirenden Kirche.“ „Von der streitenden wol, nicht aber von der triumphirenden, denn dies ist deines Amtes nicht“, erwiderte Savonarola.

Vor dem zweiten Tribunal, dem der päpstlichen Commissäre, wurden die Verurtheilten für Keger erklärt und ihnen hierauf auf ihren Wunsch die Absolution ertheilt. Das dritte Tribunal endlich, das der Otto, verkündigte ihnen, daß sie

„wegen der ungeheuern Verbrechen, deren sie überführt worden, und vornehmlich in Erwägung der Sentenz des Papstes, welche sie dem weltlichen Gerichte überantwortet“, am Galgen aufgeknüpft und dann verbrannt werden sollten.

Mit festem Schritt und heiterm Antlitz — auch Fra Silvestro hatte seine moralische Kraft wieder gewonnen — näherten sich die Drei dem Richtplatze, nicht achtend auf die rohen Schmähungen des Pöbels. Ja, Fra Domenico war von solcher Begeisterung ergriffen, daß er laut das Te Deum singen wollte. Da man ihn bat es zu unterlassen, so sang er es leise vor sich hin, und viele der Umstehenden begleiteten seinen Gesang. Sein letztes Wort bezeugte noch sein unerschütterliches Vertrauen auf den Meister: „Denkt daran, daß alle seine Prophezeiungen in Erfüllung gehen werden und daß wir unschuldig gestorben sind.“

Einem Manne, welcher Savonarola wenige Schritte vor der Richtstätte noch Trost zusprechen wollte, erwiderte dieser: „In der letzten Stunde kann nur Gott den Menschen trösten“, und zu einem Priester, der ihn fragte, ob er willig den Märtyrertod sterbe, sagte er: „Der Herr hat so viel für mich gelitten!“

Er mußte die Hinrichtung der beiden Brüder mit ansehen, erst zuletzt wurde er in der Mitte des Balkens aufgeknüpft. Entsetzt starrte die Menge auf das grauenvolle Schauspiel, nur eine Stimme rief: „Prophet, jetzt wirke Wunder.“

Der Henker trieb noch rohe Späße mit den im Todeskampfe zuckenden Leichen. Hierauf wurde das Feuer angezündet. Als die emporschlagenden Flammen den Strick, womit Savonarola's Arme gebunden waren, verzehrten und sich unter der Wirkung derselben seine Hände noch bewegten, da schien es seinen Anhängern, als ob er die Rechte noch zum Segnen des Volkes erheben würde. Während die Piagnoni weinend und betend auf die Knie sanken, hegten die Arrabiati

freche Buben auf, um mit Steinen nach den Leichen zu werfen, von denen sich von Zeit zu Zeit Stücke löstlösten und ins Feuer fielen.

Um 10. Uhr morgens am 23. Mai 1498, in einem Alter von 45 Jahren, starb Savonarola als Märtyrer für die republikanische Freiheit von Florenz und die Reformation der Kirche. So endigten die Bestrebungen nach religiöser und sittlicher Erneuerung im 15. Jahrhundert mit dem Scheiterhaufen des Propheten von Florenz, wie an deren Anfang uns die des Johannes Huf und Hieronymus von Prag begegnen. Die Signoria ließ die Asche der Hingerichteten in den Arno werfen, nur wenige Reliquien retteten sich ihre Verehrer.

Nach dem Außern seiner Persönlichkeit war Savonarola mittelgroß, die Farbe des Gesichts war dunkel, die groben und harten Züge erhielten durch ein melancholisches Lächeln den Ausdruck Vertrauen erweckender Güte, über einer Adlernase wölbte sich eine von tiefen Furchen geschnittene Stirn und unter schwarzen Brauen flammten feurige Augen hervor.

Vom Richtplatze hinweg ging Fra Bartolommeo, der große Maler, in seine Werkstätte vor das Bild des geschiedenen Freundes und zog um sein edles Haupt einen klaren goldenen Streifen.

Und auch im Angedenken der römischen Kirche schwebt um Savonarola's Bild der Schimmer der Verklärung; hat doch selbst ein Papst, Benedict XIV., nachdem schon Alexander VI. den Wiederabdruck seiner Schriften gestatten mußte, weil sich darin nichts wider den Glauben fand, und Julius II. Rafael beauftragt hatte, ihn unter die Gestalten der Kirchenväter und großen Theologen in der Disputa aufzunehmen, erklärt, der Hingerichtete sei würdig kanonisiert zu werden.

Unserer Zeit aber kann ein Mann nicht ganz sympathisch

sein, welcher den ascetischen Ernst des Mönchtums über die weltliche Gesellschaft verbreiten wollte und dadurch der Fülle ihres in mannichfaltigen Formen aufblühenden Lebens Abbruch gethan hätte; aber es ist nicht zu übersehen, daß aus derselben Wurzel sittlicher Strenge auch sein Kampf gegen die verweltlichte Kirche entsprang und daß er nicht zum Mahner und Richter derselben werden konnte, ohne es zugleich auch für die Gesellschaft zu sein. Man kann es nicht tadeln, daß er als Mönch sich mit weltlicher Politik befaßte; denn diese Rolle wurde ihm mehr aufgedrängt, als daß er sie selbst gesucht hätte; aus Liebe zum Volke nahm er sie auf und führte sie mit mildem versöhnendem Geiste, viel anders als Calvin in Genf, und mit großer Einsicht. Diejenigen aber, welche sich an den schwärmerischen Zügen seines Charakters stoßen, mögen den Mann aus dem kirchlichen Mysticismus, in dem er einmal erzogen wurde und lebte, begreifen und weiter bedenken, daß seine Visionen und Prophezeiungen nur den Beweis liefern für die tiefe Ergriffenheit seines Gemüths von der Wahrheit und Nothwendigkeit der Sache, die er vertrat. Längst hat uns ja die Psychologie gelehrt, daß mächtige Erregungen, Wünsche und Ueberzeugungen sich in sichtbaren Bildern vor unser sinnliches Auge stellen können.

Seine Bedeutung in der Geschichte ist aber die eines unverfänglichen Zeugen für die tiefe Corruption der Kirche und die Nothwendigkeit ihrer Reformation.

Als etwa fünf Jahre später, um mit dem Jesuiten Mariana zu reden, Gott, der Rächer der Frevel, auf Alexander's VI. Haupt den Hinterhalt, den derselbe einem andern bereitete, zu seinem eigenen Verderben lenkte²⁶⁾, und als in den nächsten Decennien immer größere Drangsale über Florenz und Italien hereinbrachen, namentlich aber als Karl's V. Heere Rom mit Mord, Brand, Plünderung und

namenlosen Greueln verwüstheten, da gedachte man oft an Savonarola's Prophezeiungen. Aber auch das Wehen des reformatorischen Geistes, der aus ihm sprach, wurde bald zum Sturm, welcher die römische Kirche in ihren Grundfesten erschütterte; denn nach einem alten Spruch ist das Blut der Märtyrer nur der Samen, aus dem sich Gott stets neue Helden seiner Wahrheit erweckt.²⁷⁾

Anmerkungen.

1) Discorsi, lib. I, c. 12.

2) Vgl. Jakob Burckhardt, Die Cultur der Renaissance in Italien (Basel 1860), S. 427 fg.

3) Bzovius, Annal. eccles., t. XVII, nr. 20, ad ann. 1465, und Burckhardt, a. a. O., S. 513 fg.

4) De calamitatibus temporum, lib. III.

5) Steph. Infessurae Diarium urbis Romae in Eccardi Corpus histor. medii aevi II, p. 1938 sq.

6) Comment. urb. c. XXII, p. 821 ed. 1603.

7) Es sind vier Abhandlungen: „Trattato o vero sermone della Orazione“ (1492); „Trattato della Orazione mentale“ (1492); „Trattato dell' amore di Gesù Cristo“ (1492); „Libro della vita viduale“ (1491).

8) Von seinen philosophischen Abhandlungen besitzen wir nur noch vier, nämlich einen Grundriß der Philosophie, der Moral und Logik und eine kleine Schrift „Ueber die Eintheilung und den Rang aller Wissenschaften“.

9) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VII, 306 fg.

10) Opp. Basileae, II, 259: „De fide etc.“ Picus, bekämpfend die päpstliche Unfehlbarkeit, bringt unter anderm als ein Argument gegen dieselbe Folgendes vor: „Et alium meminimus Pontificem creditum et adortum, quem tamen praestantes viri putarent, nec Pontificem eum esse nec esse posse, utpote qui nullum Deum credens, omne infidelitatis culmen excederet, pessimaque ejus opera in coëmendo Pontificatum,

in omnigenis sceleribus exercendis id ipsum testabantur, sed et pessima quoque dicta confirmabant, namque fassum eum affirmabatur domesticis quibusdam nullum se Deum aliquando etiam dum pontificiam sedem teneret credidisse."

11) Bei Gregorovius, VII, 319 fg.

12) *Memorie storiche ined. del Pontificato di Alessandro VI*, Manuscript im Besitze des Lord Acton. Die Bildnisse kamen in die Corsinische Sammlung.

13) *De rebus Hispaniae*, lib. XXVI, c. 2 u. lib. XXVIII, c. 2.

14) *Borgia ossia Alessandro VI papa e suoi contemporanei* (Turin 1873), I, 13.

15) Savonarola's Gedichte sind zuletzt herausgegeben worden von C. Guasti unter dem Titel: „*Poësie di Fra Girolamo Savonarola*“ (Florenz 1862).

16) *Neue Propheten: Savonarola* (Leipzig 1861), Heft 2, S. 47.

17) *Discorsi*, I, 56. Er theilt in diesem Kapitel eine Reihe von wunderbaren Vorzeichen mit.

18) *Ebend.*, I, 11.

19) *Mémoires*, liv. VIII, c. 19.

20) Gregorovius, VII, 412.

21) In einem Epigramm hieß es: „Alexander verkauft Schlüssel, Altar und Christus; und er kann es rechtmäßig thun, da er sie ja gekauft hat.“ Bei Gregorovius, VII, 473.

22) Gieseler, Kirchengeschichte, II, Abthl. 4, S. 167, Anm. 3.

23) *Il principe*, c. 18.

24) Ranke, Römische Päpste (S. B., XXXVII, S. 34, Anm. 2).

25) *Commentarii urbani*, lib. XXII, 683.

26) *Ebend.*, XXVIII, 2.

27) Die vorstehende Abhandlung gründet auf dem vortrefflichen und erschöpfenden Werke von Pasquale Villari: „*Storia di Girolamo Savonarola*“ (2 Bde., Florenz 1859—61; deutsch von Moritz Verbuschek, Leipzig 1868). Neben demselben wurde noch benutzt und verglichen: Karl Hase, „*Neue Propheten*“ (Leipzig 1861) Bb. 2, und F. Böhlinger, „*Die Vorreformation des 14. und 15. Jahrhunderts*“ (Zürich 1858).

Die
Toleranz im Zeitalter der Reformation.

Von

H. Collin.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man geglaubt, die Dogmen fielen fertig vom Himmel; je widernatürlicher, um so offenbarungswürdiger erschienen sie da. Heute weiß jeder Gebildete, der protestantischen wie der tridentinischen Kirche Dogmatik ist eine geschichtlich gewordene: jedes Dogma hat für sein Sonderleben seinen Biographen gefunden: und die Dogmengeschichte hat sich ein ebenso weites wie fruchtbares Gebiet erobert. Allein auch die Ethik ist eine geschichtlich gewordene: die der Sekten und die der Kirche, die der Staaten und der Corporationen gerade wie die Ethik der Individuen. Es ist nicht Willkür oder Zufall, wenn der italienische Volkscharakter andere Wege geht als etwa der deutsche, die Freimaurer andere als die Jesuiten, die Jesuiten andere als die Pietisten, oder hinwiederum die Socialdemokraten. Daß, um beliebige Personen zu nennen, Henry Ward Beecher und Bismarck, Bismarck und Antonelli gerade den besondern sittlich-religiösen Grundsätzen huldbigen, die wir an ihnen bemerken, und die in ihrer Gesamtheit die ihnen eigenthümliche „Frömmigkeit“ ausmachen: diese Thatsache setzt eine ganz besondere innere und äußere Geschichte voraus, die zum Theil in längstvergangene Jahrhunderte zurückgreift. Eine innere Geschichte. Denn zunächst ist die ethische Ausgestaltung der Frömmigkeit ein Zusammenwirken von Erlebnissen des Herzens: und diese Geschichte der Herzen entzieht sich je und je der fremden Beobachtung.

Sodann aber gewinnt die Frömmigkeit doch auch Fleisch und Blut: die sittlich-religiösen Grundsätze erscheinen in Worten, in Thaten, in Gewohnheiten. Diese verkörperten Grundsätze (Ethen) sehen wir werden, wachsen, sich umbilden. Wir verfolgen die Phasen jedes einzelnen Ethos. Wir gewahren, wie es im Gesamtsystem bald dem Centrum zueilt, bald in die Peripherie flüchtet. Wir constatiren, wie das, was den Mittelpunkt bildet bei der einen christlichen Partei, bei einer andern noch fern abliegt; bei einer dritten vielleicht bisher gar kein Recht erworben hat, unter eigentlich christlichen Grundsätzen aufzutreten. Wir lernen, daß Genossenschaften, die dogmatisch sich vielleicht kaum mehr unterscheiden, in der Ethik immer weiter und weiter auseinandergehen; und wissen nun: ihre völlige Separation steht bevor. Und hinwiederum sehen wir andere Parteien in der Dogmatik augenblicklich sich noch scharf befehlen: aber ihre Union ist verbürgt: denn sie handeln mehr und mehr nach denselben Grundsätzen der Sittlichkeit und der Religion.

Im 19. Jahrhundert ist es nicht das sogenannte Glaubensbekenntniß, was über die Wahlverwandtschaft entscheidet, sondern es ist die Gesamtheit der sittlich-religiösen Lebenskräfte, die praktische Frömmigkeit. Dogmatische Bündnisse verflüchtigen sich immer mehr in bloßen Schein: die ethischen bleiben; denn sie sind natürliche, und darum gottgegeben. Insofern ist zur richtigen Beurtheilung gerade unserer Zeit ein sachverständiger Einblick in die ethische Werkstatt der Frömmigkeit von besonderm Nutzen. Aber auch schon an sich hat der Gegenstand seine Bedeutung. Die Ethengeschichte zeigt dem frommen Christen, daß auch bei andern die Frömmigkeit eine mühsame Errungenschaft ist, die bis zum Tode Stückwerk und ohne Verdienst bleibt vor Gott. Die Geschichte der praktischen Frömmigkeit gibt dem Psychologen einen Einblick in das tiefste Heiligthum des Gemüthslebens, in

das innerste Seelengetriebe des Einzelnen wie der Gesamtheit. Die christliche Ethengeschichte bietet dem Historiker eine unerschöpfliche Fundgrube der Belehrung: denn kein Theil der Sitten ist so heilig und den Herzen der Völker so fest angewachsen und so durchgreifend, als die im engern Sinne religiösen. Die Ethengeschichte ist endlich auch interessant für den Juristen. Denn wenn jedes gute Gesetz aus Brauch und Bedürfniß hervorgeht, so ist die Geschichte der christlichen Grundsätze nichts als die Vorgeschichte der christlichen Gesetzgebung; die der kirchlichen Grundsätze nichts als die Vorgeschichte des Kanonischen Rechts. Psychologen, Historiker, Juristen, Theologen, um die Wette müßten sie also dieses reiche Gebiet zu studiren und durch Monographien auszubauen suchen.

Dessenungeachtet ist für diese Disciplin bisher so wenig geschehen, daß von vielen Seiten eine der Dogmengeschichte parallel laufende Ethengeschichte — der Name ist gleichgültig — in ihrer Existenz und Berechtigung noch immer bestritten wird. Beschäftigen sich doch die meisten Gelehrten, welche über einzelne Kapitel der christlichen Ethik Schriften verfaßt haben, wenn auch mit einem höchst wichtigen Ergebnisse, so doch eben nur mit dem letzten Ringe der fast unübersehbaren Kette, die früheren Bindeglieder vornehm ignorirend. Andere wollen die weite Geschichte der Ethen einschnüren in eine Geschichte der Ethik. Als ob nicht jedes christliche Ethos seine Existenz markirt und in die Geschichte eingeprägt hätte, lange Jahrhunderte früher, als man an ein System der christlichen Ethik dachte.

Indeß, wozu die Augen schließen: die neue Disciplin ist da. Wie Johann Salomon Semler Vater der Dogmengeschichte, so ist der Vater der christlichen Ethengeschichte der Göttinger Stäudlin (gest. 1826). Freilich steht er vor der jungen Welt, die er geschaffen, noch immer fast allein.

Seine historischen Monographien über den Eid, die Ehe, die Freundschaft, das Gebet u. a. m., wie viele selbst von den Fachleuten haben sie nie gelesen, in ihrer durchgreifenden Bedeutung nie gewürdigt! Wie wenige haben die dort vorgezeichneten Wege weiter verfolgt! So manchem Ethos fehlt noch bis auf diesen Tag eine irgendwelche, geschweige eine gründliche Monographie! Und doch die Ethen, wie die Dogmen, ohne ihre geschichtliche Basis schweben sie in der Luft.¹⁾

Auch die Toleranz ist ein Ethos. Unter Toleranz verstehen wir nicht jene Duldung Andersgläubiger, die aus der Glaubensunfähigkeit oder der sittlichen Impotenz aufzuschließen pflegt. Die Toleranz der Todten untereinander hat keine Kraft. Unter Toleranz verstehen wir auch nicht jene politische Caricatur einer Tugend, welche die Götter der besiegten Völker officiell nach Rom lud und feierlich anerkannte, um sie unschädlich zu machen und für römische Staatszwecke gegen ihre ursprünglichen Verehrer zu verwerthen.²⁾ Eine solche Toleranz will die nur unterjochen, deren Götzen sie ihr Pantheon öffnet, und darum hat sie keinen sittlichen Gehalt. Unter Toleranz verstehen wir auch nicht jenes türkische³⁾ „Theile und Siege“, das im selben Reiche Scharen von Christen duldet, um die türkischen Unterthanen leichter zu beherrschen, und alle christlichen Denominationen schützt, um die Christen in der Machtlosigkeit ihrer Uneinigkeit zu erhalten. Die Basis dieser Duldung ist die Heuchelei: denn die Mohammedaner allein sind die „Gläubigen“, Christen und Juden die „Hunde“. Bloss formale Toleranz hat mit der Frömmigkeit nichts zu thun. Toleranz wird Tugend nur durch ihren sittlich-religiösen Inhalt, durch ihre christlichen Motive. Christliche Toleranz findet sich nur bei festem persönlichen Glauben und entspringt aus der Demuth des Herzens, der Liebe zum Nächsten und der Zuversicht auf

das gerechte Gottesgericht. In jeder christlichen Ethik, auch in der kirchlichen hat sie Sitz und Stimme: ihr Recht im System ist unbezweifelt, nur über dieses Rechtes Ausdehnung streitet man noch.

Aber wie lange ist es her, daß in der Kirche Christi die Toleranz für Sünde galt? Der Fehler sei so gut wie der Stehler. Toleranz, als „passive Gotteslästerung“, wurde ebenfalls mit Steinigung und Scheiterhaufen bedroht. Nach und nach gestattete dieser oder jener christliche Gelehrte, wenn auch noch schüchtern und vom Zeitgewissen angeklagt, ihr ein bescheidenes Plätzchen im äußersten Winkel seiner Lebensanschauungen, und darauf seiner erklärten Ethik: wurde es aber entdeckt, so lief er noch immer Gefahr, als Ketzer excommunicirt zu werden. Heute steht die Toleranz dem Centrum nahe, wenn auch noch nicht bei der Priesterkaste, so doch im Bewußtsein des christlichen Volks. Wer weiß, ob nicht einst eine Zeit kommt, wo alle christlichen Parteien die Frömmigkeit ihrer Glieder zuerst und vor allem messen werden an der Toleranz!

Mit einer Geschichte dieses centralen Ethos könnte man Bände füllen, so groß ist das pathologische Interesse, welches gerade auf diesem Gebiete die Irrsalse des menschlichen Geistes begleitet. Denn wie das Chaos der Vater des Kosmos, so ist die Intoleranz allüberall die Mutter der Toleranz. Gegen Cain, den Brudermörder, wird die erste Toleranz geübt. Die Knechtung der Nothhäuete treibt den Las Casas zur Toleranz. Der Greuel der Sklaverei, der Witwenverbrennung, der Christenverfolgungen ruft in den edlern Gemüthern die nothwendige Reaction toleranter Grundsätze und Gesinnung hervor. So schon bei den Heiden. Und sobald das Christenthum Staatsreligion geworden war, wie viel Blut flecte da nicht an dem Grundsatz: „Extra ecclesiam nulla salus.“⁴⁾ Wie oft ist da das Schwert gezückt worden

im Dienste des Kreuzes und der Mission! Wieviel Keger sind hingeschlachtet worden in den Waldenser-, Albigenser- und Hussitenkriegen! Was sagt uns nicht das eine Wort Inquisition und das andere Jesuitismus.⁵⁾ Alle diese Schlachtopfer der Intoleranz haben sich in blutige Zeugen für die Toleranz verwandelt. Auch Michael Servet hat durch seinen Scheiterhaufen auf die Geschichte einen nachhaltigeren Einfluß geübt als durch sein Leben, Erfindungen und Schriften.

In der Geschichte der Toleranz⁶⁾ bildet eine Hauptepoche die Reformationszeit. Alles wetteifert da in der Anempfehlung der Duldung gegen Andersgläubige: die Humanisten, die Libertiner und die Reformatoren.

Solange Neuchlin gegen Hoogstraten, Erasmus gegen die spanischen Mönche, Rabelais, Marot, Dolet gegen die fanatischen Parlamente und Sorbonne, alle Reformatoren gegen Papst und Inquisition anzukämpfen haben, um Leib und Leben zu retten, so lange liegt wol nichts näher, als daß sie sich flüchten in die Arme der Toleranz. Und es ist schwer zu sagen, ob Dolet⁷⁾, Erasmus⁸⁾, Hutten⁹⁾, Luther¹⁰⁾ oder Calvin¹¹⁾ beredter für die Toleranz geschrieben haben. Allein wir unterscheiden auch hier die Theorie und die Praxis. Seitdem Johann Calvin, der systematische Vertreter des Protestantismus, im Jahre 1553 zu Genf den Antitrinitarier Michael Servet auf dem Scheiterhaufen hingerichtet hat, seitdem ist man gewohnt, die Toleranz der Reformatoren an ihrem Verhalten zu Servet zu messen. Leider spricht im allgemeinen dieses Verhalten nicht zu ihren Gunsten. Um von Calvin¹²⁾ und Beza¹³⁾ zu geschweigen, die es sich zur Aufgabe machten, in besondern Schriften die Nothwendigkeit der Hinrichtung der Keger vor aller Welt zu beweisen, hat bekanntlich Zwingli, wenn man dem Bullinger glauben darf, dem „frevlen Spanier“ wegen seiner „falschen bösen Leer“

mit allem Fleiß und auf jede Weise zu wehren angerathen¹⁴⁾; Desolampad, „dieses Vieh“, aus Basel verwiesen¹⁵⁾; Martin Buzer von der Kanzel erklärt, Servet sei werth, daß man ihm die Eingeweide aus dem Leibe reiße¹⁶⁾; Melancthon die Hinrichtung Servet's als Pium et memorabile ad omnem posteritatem exemplum angepriesen.¹⁷⁾ Und Farel, Biret, Petrus Martyr, Urbanus Rhegius und die meisten Schweizer, sie gratuliren dem Picarden zu der schönen That. Von den eigentlichen Reformatoren blieb nur Capito übrig, der aber für seine Ketzerliebe zum Lohn den ersten Platz auf der Liste der Antitrinitarier erhielt¹⁸⁾, und Dr. Martin Luther, der um dieser Einzigartigkeit willen desto höher gefeiert wurde. Noch neuerdings in Marheineke's „Symbolik“¹⁹⁾ lesen wir, „man könne nicht ohne Bewunderung sehen, wie Luther in dieser Beziehung vornehmlich seiner Zeit überlegen war und wie auch in dieser Hinsicht besonders protestantischer Sinn und Geist in ihm am vollkommensten und reinsten hervortrat; denn als Servet auf der Flucht war, nahm ihn Luther bei sich auf“. Schade nur, daß der einzige Belag, auf den Marheineke sich für das tolerante Benehmen Luther's gegen Servet stützt, ein Brief ist, der schon vom 16. August 1525 datirt²⁰⁾, also aus einer Zeit, wo Michael Servet kein antitrinitarischer Schriftsteller, sondern ein harmloser vierzehnjähriger spanischer Schulknabe war, der von Ketzerei so wenig wußte wie der vierzehnjährige Luther. Auch ist in besagtem Briefe Luther's an Joh. Brismann von Servet keine Rede, sondern etwa von Karlstadt.²¹⁾ Indem Godfried Christoph Kanner das servatus seines Originals²²⁾ ungeschickt genug in Servetus verwandelte, baut Marheineke, die Strobel-Kanner'sche Ausgabe²³⁾ ausschreibend, auf einen Druckfehler die Hypothese von Luther's einzigartiger praktischer Toleranz.²⁴⁾

Da Luther schon 1546 starb, hat er den Scheiterhaufen

Servet's und die Ausgabe der „Restitutio christianismi“ nicht erleben können. Sein Verhalten zu Servet kam deshalb nur für die Zeit in Betracht, wo der Spanier seine sieben Bücher von den Irrungen der Trinitätslehre (1531) und seine Zwiesgespräche über die Dreieinigkeit (1532) herausgab. Es ist bekannt genug, welches ein Aufsehen diese beiden Schriften, insbesondere die erstere, in der katholischen und evangelischen Christenheit erregten. „Guter Gott“, schrieb Melanchthon am 9. Februar 1533, „welche Trauerspiele wird diese trinitarische Frage noch für die Nachwelt heraufbeschwören! Du weißt ja, wie ich das immer gefürchtet habe. Ich kann gar nicht sagen, wie seltsam mich das peinigt.“²⁵⁾ Und am 15. März desselben Jahres schreibt er schon wieder an Camerarius: „Ich lese viel den Servet u. s. w.“²⁶⁾ An die Venetianer schreibt er einen Warnbrief gegen Servet.²⁷⁾ In seinen „Locis“ benutzt und widerlegt er den Servet abwechselnd.²⁸⁾ Alle Reformatoren nacheinander haben sich mit Servet zu schaffen gemacht, und an dessen Erscheinen die Wahrhaftigkeit ihrer Toleranzlehre auf die Probe gestellt.

Luther in seinen bündereichen Schriften²⁹⁾ nennt den Servet mit Namen nur ein einzig mal. Und merkwürdig genug, auch dies eine mal nur ganz nebenbei in einem obskuren Briefe an Kaspar Gürtel³⁰⁾, aber dennoch nennt er ihn als Repräsentanten einer dritten ganz neuen Richtung: als Führer der Männer, „die wider die alten Lehrer, Papst und Luther zusammen getobt“. In einer andern Stelle freilich spielt er beiläufig auf den Spanier an, indem er den Predigern zu Erfurt schreibt, daß der Maure dem Georg Wigzel Geburtshilfe leiste, damit Wigzel einen jungen Campanus gebären könne.³¹⁾ Demnach gewinnt es den Anschein, als wollte Luther gegen den Antitrinitarier Servet eben die Politik beobachten, die er ausdrücklich gegen den Antitrinitarier Jo. Campanus empfiehlt; indem er letztern

als einen eingefleischten Satanas³²⁾ von Ort zu Ort verfolgt, und überall davon abräth, mit diesem „verfluchten Unflath und Buben“ ja nicht zu disputiren, sondern nur verachten solle man ihn, und ihn todtschweigen, denn er wird doch mit seinem Schwarm und Autorität nicht viel ausrichten. Indes Michael Servet ließ sich nicht todtschweigen wie Campanus. Zu dreien malen wider Luther's Willen kommt über Luther's Tische zu Wittenberg auf Servet die Rede.³³⁾ Luther's nächste Freunde, ja sein eigener Famulus werden zu sehr von der Erscheinung des spanischen Antitrinitariers in Aufregung versetzt. Und da ist nun sehr auffallend, daß Luther alle drei male die Geister zu beruhigen sucht und von Servet's Person die Aufmerksamkeit ablenkt auf das Evangelium: ja er erinnert die Schwärmer, daß andere Leute auch von diesem Articulo Tentationes haben gehabt. Aber es halte nicht Stich, *opponere meam cogitationem verbo Dei et spiritus sancti.*³⁴⁾

Indes trotz der scheinbaren Ruhe Luther's gegenüber Servet, ist es doch gerade seit dem Auftreten des Spaniers, daß Luther in Theorie und Praxis zur Intoleranz der alten Kirche zurückkehrt. Nicht die Bauernaufstände hatten das über ihn vermocht, noch die Unruhen der Wiedertäufer. Nur ein Campanus, der wider die ganze nachapostolische Welt schreibt, und ein Servet, der die Grundlehre der bisherigen Christenheit mit herculischer Kraft, gleich als kämpfe er gegen einen Höllenhund, zu zerschmettern droht, sie brachten in Luther jene merkwürdige Wandlung hervor, die ihn ins Mittelalter zurückdrängt.

Es ist weltbekannt, daß der Luther des augsburger Reichstages nicht mehr der Luther von 1521 ist.³⁵⁾ An den Luther von 1521 haben im Reformationszeitalter und später alle freieren protestantischen Richtungen angeknüpft. Der Luther von 1530 wird ein Bundesgenosse von Kaiser

Karl V. und Papst Clemens VII. zur Wiedergewinnung der „katholischen“ Welt. Aber die volle Intoleranz kehrt Luther erst hervor 1531, nachdem er eingesehen, wie wenig mit Schriftbeweisen und hellen Vernunftgründen gegen die antitrinitarischen Angriffe Servet's auszurichten war.

Von seiten des Papstes und der römischen Katholiken hatte Luther so viel Unbill erfahren, daß er zu keinen Zeiten³⁶⁾ sie zu dulden wünschte. Ebenso erschienen ihm die Angriffe der Reformirten als so gefährliche Verleumdungen, daß er nie aufgehört hat, sie kräftig zu hassen. Servet's Auftreten war nicht dazu angethan, Luther zu bewegen, sich mit Katholiken und Reformirten fortan völlig auszusöhnen. Allein er verschmähte beider Bundesgenossenschaft nicht mehr, ohne daß er wünschte, die Siegesbeute über die „Schwärmer“ mit ihnen zu theilen.

Gegen die Katholiken ist Luther nur tolerant, wenn er muß, wie während des Reichstags von Augsburg. Sonst lehrt er auch nach 1531, daß eine gute Obrigkeit aus allen Kräften den Lastern steuern muß, „kein Laster aber so stracks dem rechten Wege und Glauben zuwider sei als die Kezerei“³⁷⁾; „die Grundsuppe aller Kezereien, Irrthum und Abgötterei aber der Papst ist, Bischöfe und hohe Schulen“.³⁸⁾ Wohl an denn, ist der Papst, woran Luther keinen Augenblick zweifelt, der Antichrist, dann ist wahrscheinlich kein Grund vorhanden, ihn noch länger zu schonen oder ihm den geringsten Vorschub zu leisten.

Gegen die Reformirten bleibt Luther intolerant. Sie sind ihm auch nach 1531 die Sakramentirer, Schwärmer, Notten; folgen nicht Gottes Wort, sondern der Meister Klügelin, Vernunft, sind aus der Hölle entstiegen³⁹⁾ und mit ihrem unkräftigen Sakramentsbegriff schlimmer als die Wiedertäufer, die doch nur die Bedeutung der Taufe in abergläubischer Furcht zu hoch anspannen. Die maßlose

Lieblosigkeit gegen seine evangelischen Brüder in der Schweiz machte die Zwinglianer oft an Luther's Frömmigkeit und an seinem göttlichen Verufe irre. So schreibt aus Augsburg der reformirte Wolfgang Musculus an Dionysius Melander: „Offenkundig ist es allen, welcher Art dieser Geist Luther's ist. Wir werden ermahnt, daß wir die Geister prüfen sollen, ob sie aus Gott sind? Der Geist, der aus Gott ist, beobachtet die christliche Liebe mit größerem Fleiße, als wir es hier bei Luther sehen.“⁴⁰⁾ „Luther mag zusehen, wie furchtbar er hierin sündigt, um so mehr, als der Abendmahlsstreit ein bloßer Wortstreit ist, während in der Sache selbst beide Parteien sehr wohl übereinstimmen“⁴¹⁾ (20. März 1539). Aber schon am 18. April 1534 schreibt Heinrich Bullinger aus Zürich nach Basel an Oswald Myconius: „Des Herrn Luther's Unverschämtheit, die er neulich wieder in einigen Büchern über den Primat, die Messe und gegen Erasmus an den Tag gelegt hat, schmerzt mich heftig. Denn ich sehe, daß dieser Mensch der Kirche Gottes mehr Schaden bringen wird, als er ihr jemals genützt hat.“⁴²⁾ Meldet er doch, daß Deskolampad, dieser hochheilige Mann, Dein Vorgänger in jenen wüthenden Streitigkeiten, vom Satanas erwürgt worden und umgekommen sei. Siehe da, was dieser Mönch sich herausnimmt!⁴³⁾ Den Erasmus aber zählt er vollständig unter die Arianer, und überschüttet jenen um die Kirche und die Wissenschaft wohlverdienten Greis mit ganzen Lastwagen voll Schmähungen und Verläumdungen.“⁴⁴⁾ Myconius antwortet dem Bullinger (20. April 1534): „Ueber Erasmus und Luther habe ich dieselbe Meinung wie Du von dem einen. Nützlich waren sie im Anfang; jetzt schadet niemand furchtbarer. Der eine ist stolz und unverschämt, der andere ist habgierig und ehrgeizig. Gott den Herrn siehe ich an, daß er ihnen günstig sein mag und beide bessere.“⁴⁵⁾ „Ich möchte darauf schwören, daß Luther über-

zeugt sei, er und die Seinen hätten allein den Heiligen Geist. Nun, der Tag wird alles offenbaren.“⁴⁶⁾

Gegen die eigentlichen „Ketzer“ aber, d. h. gegen die von der katholischen, lutherischen und reformirten Kirche ausgestoßenen Irrlehrer war Luther vor 1531 milder als die meisten seiner Zeitgenossen.⁴⁷⁾ „Es ist nicht recht“, schreibt er 1526 an zween Pfarrherrn, „und ist mir wahrlich leid, daß man solche elende Leute (wie Bathasar Hubmeier und seine wiedertäuferischen Gesellen) so jämmerlich ermordet, verbrennet und greulich umbringet. Man soll ja einen jeglichen lassen glauben, was er wolt. Glaubet er unrecht, so hat er genug Strafen an dem ewigen Feuer in der Höllen. Warum will man sie denn auch noch zeitlich martern? Sofern sie allein im Glauben irren, und nicht auch daneben⁴⁸⁾ aufrührerisch oder sonst der Oberkeit widerstreben. Lieber Gott, wie bald ist's geschehen, daß einer irre wird, und dem Teufel in Strick fället? Mit der Schrift und Gottes Wort sollt man ihnen wehren und widerstehen. Mit Feuer wird man wenig ausrichten.“⁴⁹⁾ Ketzer verbrennen ist wider den Willen des Geistes.⁵⁰⁾ Auch hat die Christenheit in vierzehn hundert Jahren viel Ketzer überwunden, und keinen nie verbrannt (?), ohne die Papisten zu Costnitz den Johannes Huf.⁵¹⁾ Darum ist niemand unwissend, daß Geleit und Treu brechen sei wider Gottes Gebot, ob sie gleich dem Teufel selbst, schweige einem Ketzer wäre zugesagt.“⁵²⁾ So Luther bis 1532. Und wie Luther, urtheilen damals auch seine Schüler. Joh. Brenz z. B., der württembergischer Reformator: „Es bekenn' und glaub für sich ein jeder, was er will; nur ein neu Predigtamt darf niemand aufrichten, wider die Erlaubniß der Obrigkeit. Die Todesstrafe der Ketzer aber ist in Gottes Wort verboten.“⁵³⁾ Denn wollte man den Ketzer gleich erwürgen, so nimmt man ihm nicht das leibliche Leben, sondern auch die Seele: er mocht

sich vielleicht einmal bekehren.⁵⁴⁾ So Ketzerei mit Gewalt sollt vertrieben werden, was bedürfte man denn zu studiren in der heiligen Schrift, dieweil doch hierin der Hentker der gelehrteste Doctor erfunden würde.⁵⁵⁾ Sollt man denn allwegen einen so bald ermorden, wenn er einen Spruch oder zwei unrecht verstände, wer wollt vor dem Schwert sicher sein? Findet man doch fast in allen heiligen Lehrern Unverstand etlicher Sprüche.“⁵⁶⁾ — In Bezug auf den schon damals (1529) seitens der Wiedertäufer gefürchteten Aufruhr erklärt Brenz: „Böse Leute machen keinen Aufruhr, sondern eigentlich davon zu reden ein sündiges Leben der Obrigkeit: böse Leute sind wol ein Werkzeug einer Aufruhr, allein das böse Leben einer Obrigkeit ist die Hauptsache der Aufruhr.“⁵⁷⁾

Und diese Lehre des Dr. Martin Luther war damals so wenig eine Geheimlehre, daß er auch in seinen Predigten „vor der Jugend und dem Pöbel“, ja „vor Hans und Grethen an der Thür“ sich zu ihr bekennt. In der im Jahre 1522 und den folgenden erschienenen „Kirchenpostille“ z. B. heißt es am 5. nach Epiphania⁵⁸⁾: „Aus dem Geheimniß vom Unkraut lernen wir, wie wir uns halten sollen gegen denselbigen Ketzern und falschen Lehrern. Nicht sollen wir sie ausrotten noch vertilgen. Er (Jesus) spricht öffentlich allhier, man solle es lassen miteinander wachsen. Mit Gottes Wort soll man allhier allein handeln; denn es geht also zu dieser Sache, daß wer heute irret, kann morgen zurecht kommen. Wer weiß, wenn das Wort Gottes sein Herz rühren wird? Wo er aber verbrennet oder sonst erwürget wird, so wird damit gewehret, daß er nicht kann zurecht kommen, und wird er also dem Wort Gottes ent-rückt, daß er muß verloren sein, der sonst hätte mögen selig werden: da geschieht denn, das hier der Herr sagt, daß der Weize wird auch mit ausgerauft, wenn man das Unkraut

ausgätet. Das ist denn gar greulich Ding vor Gott, und nimmermehr zu verantworten.“⁵⁹⁾

Einige Jahre später hält Luther wieder eine Predigt über denselben Text, in der er zu dem Widerlegen der Ketzer durch das Wort auch schon das Verjagen derselben aus dem Ort hinzugesellt, aber vom Ausrotten noch immer nichts wissen will. Der Papst und die Wiedertäufer stehen ihm jetzt auf derselben Stufe, und haben beide gleichermaßen die Landesverweisung verdient. „Der Papst gibt uns Schuld“, sagt Luther in jener andern Predigt am 5. nach Epiphanien, „als wären wir Aufrührer. Er thut uns aber unrecht. Denn Aufrührer sind, die zum Schwert greifen und der Faust brauchen; welches ihnen nicht befohlen ist. Nun greifen wir ja nicht zum Schwert, brauchen auch nicht der Faust, sondern kriegen allein mit dem Worte. Der Papst aber und seine Bischöfe sind Aufrührer.“⁶⁰⁾ Dieses Gleichniß vom Unkraut gehet sonderlich wider die Aufrührer, als wider den Papst und Münzer, die zum Schwert greifen, da doch Christus sagt: Lasset beides mit einander wachsen.“ Aber soll man denn gar nicht den Irrlehrern oder Aufrührern wehren? Ja, sagt Luther: „Das mag man thun: Wenn an einem Ort zweierlei Predigt gehet, da mag ein Fürst oder eine Stadt ein Aufsehen haben und nicht leiden, daß zweierlei Predigt in einem Lande oder in einer Stadt sei, Uneinigkeit und Aufruhr zu verhüten. Man verhöre beide Theile und richte die Sache nach der gewissen Regel, nämlich nach der Schrift und Gottes Wort. Welcher Theil nun Unrecht lehret, dem gebe man Urlaub. Aber austrotten soll man sie nicht.“

Als nun aber der Reichstag von Augsburg das gemeinsame Interesse der Lutheraner mit den Katholiken ins helle Licht gestellt⁶¹⁾, als Servet durch Veröffentlichung des Buches von den Irrungen der Dreieinigkeit⁶²⁾ gezeigt hatte, daß

man entweder darauf verzichten müsse, ein echt evangelischer Christ, ein biblischer Theologe zu heißen, oder aber jedwede Lehre aus der Bibel reviviren müsse; als der gesammte Christenglaube wieder flüchtig zu werden drohte: da meinte Luther der überströmenden Flut einen festen Damm entgegenzusetzen zu müssen, und mit dem „Wis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen“ drängte er die biblische Strömung gewaltsam in ihr schon lange zu eng gewordenes Bett zurück. Nunmehr hielt er es für seine Lebensaufgabe, alles, von Westpreußen bis Frankfurt a. M., aus seinem biblisch-praktischen Vorrath mit Bomben gegen die Angriffe der gotteslästerlichen Winkelprediger zu versehen und die Vertreibung, resp. Ausrottung der Schwärmer und Wiedertäufer in allen norddeutschen Städten zu leiten und zu überwachen. „Und sollte der Gotteslästerer“, sagt Luther, „als ein Engel vom Himmel, ja als Gabriel selber erscheinen, so soll man ihn nicht nur für einen Teufelsapostel halten, sondern auch, wenn er von seinem Vorhaben nicht abtreten will, ihn als einen Wicht, der Aufruhr im Schilde führt, dem Henker übergeben.“⁶³⁾ — Wie anders lautet nun die Predigt über das Evangelium vom Unkraut unter dem Weizen. In der „Hauspostille“, die er 1531 und in den folgenden Jahren⁶⁴⁾ herausgab, sagt er an ebendem 5. Sonntag nach Epiphania, an dem er einst so schön über Toleranz gepredigt: „Wo nun weltliche Obrigkeit schändliche Irrthümer befindet, dadurch des Herrn Christi Ehre gelästert und der Menschen Seligkeit gehindert wird, und Spaltung unter dem Volk entsteht, da gern etwas ärgeres zu folgen pflegt, wie wir nun mehr denn eins erfahren u. s. w., wo solche irr'ge Lehrer sich nicht weisen lassen, und von Predigen nicht ablassen wollen⁶⁵⁾, da soll weltliche Obrigkeit getrost wehren, und wissen, daß es ihres Amts halber anders nicht gebühren will, denn daß sie Schwert und alle Gewalt dahin

wende, auf daß die Lehre rein und der Gottesdienst ungefälscht, auch Friede und Einigkeit erhalten werde. Auf daß also eins dem andern die Hand gebe: die im geistlichen Regiment mit dem Wort und Bann, die Obrigkeit mit dem Schwert und Gewalt dazu helfe, daß die Leute in der Lehre einig bleiben, und allem Mergerniß und Uebel gewehret werde. So gehet es fein zu, und Gott will das Gedeihen zu beidem Regiment geben.“⁶⁶⁾ Und bei dieser Auffassung bleibt er nun stehen, so oft er das Evangelium vom Unkraut unter dem Weizen auszulegen hat. „Die Obrigkeit“, sagt er in einer spätern Predigt am 5. nach Epiphania, „die Obrigkeit wacht nicht nur über die zweite Tafel, sondern vor allen Dingen auch über die erste. Abgöttereien, Gotteslästerungen, Verwünschungen, Meineide hat sie zu rächen. Den vor sie gebrachten Kezern als Beleidigern der wahren Gottheit und den Andern, welche solche Gotteslästerungen lehren, weiß sie zu wehren. Sind sie unbeugsam und unverschämt im Ausspinnen ihres Irrthums, so daß sie vielen zum sicheren Verderben gereichen, so unternimmt sie die Bestrafung ihrer Uebelthaten.“⁶⁷⁾ Und indem sie dies thut, wird sie nicht geachtet als einer der das Unkraut auströdet, da von ihrem Amte in jenem Reiche nicht gehandelt wird, wo das Verbot des Unkrautausraufens aufgestellt wird.⁶⁸⁾ Und bald darauf: „Die Obrigkeit“, sagt er, „und die zum Schutz des leiblichen Lebens bestellten Beamten dieser Gattung, wenn sie mit scharfer Rache den die öffentliche Ruhe störenden Mergernissen entgegentreten, reißt darum nicht das Unkraut gegen Christi Befehl aus, sondern das leisten sie, so viel an ihnen ist, daß der wahre Weizen in der Kirche vom Unkraut nicht völlig unterdrückt werde und das Reich Gottes auf Erden nicht innerlich vergehe.“⁶⁹⁾

Man sieht, sobald Luther, weil er Servet und die Seinen aus der Bibel nicht widerlegen kann, den biblischen Grund,

auf dem der Spanier steht, verläßt, und sich der katholischen Denkweise im Ethos wie in der kirchlichen Politik anschließt, ist er genöthigt, zu jener sophistischen Auslegung seine Zuflucht zu nehmen, welche stets die Begleiterin schriftwidriger Lehren gewesen ist. Es war ein Sophisma zu sagen: Ausrotten der Ketzer ist kein Ausrotten, wenn es nicht durch die Kirche, sondern durch die christliche Obrigkeit geschieht. Hätte die Obrigkeit damals ein christliches Vollbewußtsein gehabt, sie würde eine solche Straftheorie als eine Beleidigung ihres christlichen Gewissens weit von sich gewiesen haben. Nur wenn die Obrigkeit als solche religionslos ist, hat Luther recht. Aber dann darf sie sich auch nicht unterstehen, in christliche Glaubensangelegenheiten sich einzumischen.⁷⁰⁾

Mit den kaiserlichen Beichtvätern, Inquisitoren und Jesuiten bläst Luther nunmehr aus Einem Horn. Bezä entschuldigt Luther'n, wenn er sagt, Luther wolle nur nicht, daß die Staatsgewalt zur Unterdrückung der Wahrheit gebraucht werde.⁷¹⁾ Zur Unterdrückung der (katholischen) „Wahrheit“⁷²⁾ hat aber nie der wüthendste Inquisitor die Staatsgewalt brauchen wollen. Wer dergleichen wollte, wäre schlimmer als ein Tyrann: er wäre ein vollendeter Narr.⁷³⁾

Für Luther bleiben die Papisten auch nach 1531 „grobe Ejselköpfe, daß sie den einen Ketzer schelten, der wider der Kirchen Sitten thut“; allein die „wirklichen“ Ketzer (!) sind ihm nunmehr „ein rechter Roth und Unflath“, „Spitzbuben“, „des Teufels Boten“, „der Teufel reitet sie und hält sie durch seine Zauberei gefangen“ u. dgl. m.⁷⁴⁾ Und dieser Theorie entsprach denn auch seine Praxis. In dem an den Landgrafen Philipp von Hessen gerichteten „Rathschlag der Theologen zu Wittenberg, ob man die Wiedertäufer mit dem Schwert richten möge“, unterzeichnet der große wittenberger Reformator: Placet mihi Luthero. „Wo man nun befindet, daß sie selbst Anfänger oder receptatores sindt, und verboten

articel haben, mag man sie mit dem Schwert strafen, als diejenigen, so Conventicula angericht haben wider M. F. G. öffentlich ausgegangen mandat.“⁷⁵⁾

Man kann sich denken, wie Luther's Beispiel wirkte. In Preußen, in Sachsen, in Brandenburg, in Hessen wurden nun gerade so gut die Wiedertäufer hingerichtet wie in den katholischen Landen. Selbst in den Oberlanden stand man nicht zurück.⁷⁶⁾ Der Bauernkrieg unter Thomas Münzer, die kappeler Niederlage unter Zwingli, und die münsterschen Greuel unter Johann von Leyden, sie wurden nunmehr die landläufigen Argumente für ein „strammes Regiment“. Wer über den Werth der Kindertaufe, über die Unentbehrlichkeit des Abendmahls zum Heil, über die drei Personen in Gott, über die Art der Fleischwerdung Gottes, über die zwei Naturen in Christo⁷⁷⁾ nicht streng „katholisch“ lehrte, der wurde von der Kirche in den Bann gethan, vom Staat ausgewiesen und im Wiederholungsfalle hingerichtet. Ueberhaupt brach der mittelalterliche Blutgeist mit einer solchen Wuth hervor, daß Luther selber sich genöthigt sah, nun wieder nach der andern Seite hin eine Schutzwehr aufzuführen. „Unsere Herrn Bischöffen und Fürsten“, schreibt er vor der „neuen Zeitung von Münster“ (1535), „ist nicht zu sagen, daß sie das Evangelium predigen ließen, und zuerst die Herzen, durch Gottes Wort, vom Teufel rissen, sondern wollen's alles mit Würgen wehren, den Leib dem Teufel nehmen und die Herzen ihm lassen. Das wird ihnen gelingen, wie den Jüden, die Christum mit Würgen wollten vertilgen.“⁷⁸⁾ Indem er sich nun nach anderweitiger Hülfe gegen die Wiedertäufer umsieht, sagt er: „Es stehet aber diese Hülfe nicht allein in Gewalt und dem Schwert, wiewohl es auch muß dasein, dem aufrührerischen Fürnehmen zu steuern. Sondern fürnehmlich in reiner und rechtschaffener Lehre, die das rechte praeservativum, so unser Herr Gott aus Gnaden

aus seiner himmelischen Apotheken, dieser Pestilenz zu entfliehen, geordnet hat.“⁷⁹⁾ — Ist hier noch Gewalt und Schwert als Nebenmittel festgehalten, so läßt er bisweilen in lateinisch*) geschriebenen Briefen sie völlig wieder fallen, und bescheidet sich (wie um 1530) bei der Verbannung als einziger Kezerstrafe. Als ihn z. B. der nürnbergger Pastor Wenceslaus Lint fragte, ob es der Obrigkeit erlaubt sei, die falschen Propheten zu tödten, antwortete ihm Luther am 25. Juni 1544: „Ich bin langsamer zum Blutgericht, selbst wo der Fehler übergroß ist. Es erschreckt mich in dieser Sache die Nachfolge des Beispiels, das wir bei den Papisten sehen und bei den Juden vor Christum.⁸⁰⁾ Als man nämlich da beschlossen hatte, die Lügenpropheten und die Kezer zu tödten, ist es im Lauf der Zeiten geschehen, daß in Kraft jener Einrichtung nur die heiligen Propheten und die Unschuldigen getödtet wurden, indem die Obrigkeiten jeden Mißliebigen zum Lügenpropheten und Kezer stempelten.⁸¹⁾ Ich fürchte, daß dasselbe bei uns erfolgen würde⁸²⁾, wenn man erst einmal aus der Bibel beweisen könnte⁸³⁾, daß die Verführer getödtet werden müssen; da wir noch immer sehen, wie bei den Papisten durch Mißbrauch dieser Einrichtung das unschuldige Blut vergossen wird, statt des schuldigen. Deswegen kann ich auf keine Weise zugeben, daß die falschen Lehrer getödet werden: es genügt, sie auszuweisen. Sollten aber spätere diese Strafe mißbrauchen, so werden sie doch gelinder sündigen und nur sich selber schaden.“⁸⁴⁾

Luther'n ergeht es hier, wie so oft dem heiligen Augustin. Indem er allen Ausschreitungen wehren will, verwickelt er sich in Widersprüche; und nach einer Richtung mächtig fort-

*) Das Volk durfte von dieser Milde nichts wissen, auf daß es nicht wieder übermüthig werde. Man muß in dieser Zeit wohl darauf achten, was die Reformatoren in fremden Sprachen sagen, was in der deutschen Muttersprache.

getragen, vergißt er, daß er vor einigen Jahren nach der entgegengesetzten sich bewegte. Indesß die Toleranz wird nach 1531 bei Luther nie wieder ins praktische Leben umgesetzt. Sie bleibt Theorie, vereinzelte, neben intoleranten Rathschlägen gelegentlich aus dem protestantischen Herzen wieder auftauchende Geheimlehre, die mit der dem Volke vorgetragenen Abschreckungsmaxime scharf contrastirt. Zu einem vollendeten Abschluß kommt Luther so wenig wie die andern Reformatoren. In seinem deutschen Gewissen arbeitete das so oft gebrauchte und so oft gehörte Sprichwort weiter: „Wo man zu hart schnäuzet, so folget Blut dernach.“ Aber in seinem Verstande erkannte er die Unreife seines Zeitalters für die Ausübung christlicher Duldung. Auch konnte er bei der Toleranz nur auf die Zustimmung der Emporkömmlingsparteien rechnen, auf jene Humanisten, Wiedertäufer und Freigeistler, die Luther zu bekämpfen für seine Lebensaufgabe ansah. Für Ausrottung der Ketzerei plaidirten die Parteien der Ordnung, die Fürsten, die Juristen und der Klerus. Und des Volkes Stimme trat laut und immer lauter auf diese Seite. So geschah es, daß „der freudige und siegreiche Fortschritt des deutschen Protestantismus nur bis in die dreißiger Jahre dauerte, dann aber sich schwere Hemmungen und Sorgen erhoben, die ihn in eine Reihe von Widersprüchen mit sich selbst verwickelten“.⁸⁵⁾ Da man den Servet, der sich auf Bibel und Vernunft berief, nicht widerlegen, sondern nur ersticken konnte — im Druck ist nie eine Confutatio der L. VII de Trinitatis erroribus erschienen — so hatte der Protestantismus den Lebensnerv sich durchschnitten, und mit der frischen, fröhlichen Reformation war es aus. „Strenge Visitation und Jurisdiction, Censur, Androhung weltlicher Strafen, Gefängniß und Absetzung waren die verzweifeltsten Mittel, den unreinen oder uneinigen Geist zu bannen.“⁸⁶⁾ Und an der Spitze dieser reactionären Bewegung, ein Sporn

und Antrieb für Buger, Calvin und Loyola, stand derselbe Luther, dessen Toleranz man einst gepriesen hatte. Nimmt man den ganzen Luther, so haben Beza und Bellius beide recht. Luther'n gebührt des Martin Bellius Ehrenstelle in der Farrago⁸⁷⁾ der Helden der Toleranz; aber ihm gebührt auch der Platz, den ihm Beza einräumt⁸⁸⁾ neben Servet's ungerechtem Richter, Calvin. Die Krone der Toleranz aber, die man Luther hat aufdrücken wollen, bringt die Geschichte dem Propste von Straßburg, Johann Wolfgang Capito.

Capito, der Jurist, der Mediciner, der Theosoph, der Astrologe, der Orientalist, der Theologe, er „steht an praktischer Duldung weit über den evangelischen Mitkämpfern seiner Zeit: Luther, Zwingli und Buger“.⁸⁹⁾ Mit Recht sagt Professor Baum, Capito's Biograph: „Nur wer die Bewegung und Parteilung der Zeit ermißt, der wird auch ermessen, was für eine tiefe Erfassung des Kerns und Wesens des Christenthums dazu gehörte, um persönlich einen Grundsatz durchzuführen, der nach dreihundert Jahren wol theoretisch anerkannt, aber von so vielen geistlichen und weltlichen Autoritäten, von so vielen Predigern noch heute so schände mit Füßen getreten wird. Um seines freien Geistes und seiner Toleranz willen erntete Capito, der Wortführer von Straßburg, Melanchthon's laute Misbilligung, «die Straßburger müsse man nicht mit Gründen, sondern mit dem Stocke zu Paaren treiben». Durch seine große Milde und Toleranz hat Capito, selbst in Straßburg, seine einst so durchdringende Autorität zu Gunsten des gestrengeren Buger eingebüßt. Mit seiner weitherzigen Toleranz hat sich Capito die gefährliche Freundschaft aller Freigeister zugezogen, dergestalt, daß die Wiedertäufer in Basel und am ganzen Oberrhein sich Capito's als des Ihrigen rühmten, und Servet noch auf dem Wege zum Scheiterhaufen sich Wolfgang Capito's als seines lieben Lehrmeisters erinnerte.⁹⁰⁾ Capito war

nahe daran, in Tieffinn zu verfallen. Aber die Nachwelt dankt es ihm doch, daß er, wenn auch allein unter den Reformatoren, treu und muthig an dem Grundsatz festgehalten hat: «die Obrigkeit straft keine innerlichen Uebertretungen und mit Sachen des Glaubens hat der Gesetzgeber nichts zu thun.»⁹¹⁾

Durch nichts im 16. Jahrhundert ist dieser Grundsatz heller beleuchtet worden als durch den Scheiterhaufen Servet's. Was seine Werke wider seinen Willen überall an Intoleranzstoff gesammelt und nach sich gezogen haben, das alles wurde allmählich durch die genfer Flamme gereinigt, dergestalt, daß seine Hinrichtung der Welt mehr Nutzen gebracht hat, als seine Werke geschadet: *memorable ad omnem posteritatem exemplum.*

Anmerkungen.

- 1) Vgl. meine „Beiträge zur Geschichte der Toleranz“ (Frankfurt a. D. 1866), S. I—III.
- 2) A. a. D., S. 4.
- 3) Turcae Christianos apud se convenire non vetant, vim nulli adferunt, peregrinos separatis legibus uti facile patiuntur (Dolet, Oratio, I, 10).
- 4) Gegen die Manichäer wurde die Todesstrafe durch Feuer zuerst verhängt durch Kaiser Theodosius im Jahre 382.
- 5) A. a. D., S. 3.
- 6) Florente, Geschichte der spanischen Inquisition (übersetzt von Hüb. [Gmüld 1819, Bb. 1]), unterscheidet: I. Epoche bis Konstantin; II. bis VIII. saec., III. bis Gregor VII., IV. bis Innocenz III. (vgl. S. 1—38).
- 7) Oratio Tolosana I und II.
- 8) In seinem Epp., Commentar. u. a. m.
- 9) In allen seinen Schriften.
- 10) Vgl. Bland, Protestantischer Lehrbegriff, II, 52 fg.
- 11) Institutio christ., vgl. z. B. bei Henry, „Calvin“, I, 121—124, Anm., III, 224 fg.
- 12) Déclaration pour maintenir la vraie foy (Genf 1553).
- 13) Tract. Theolog., I, 337 sq.: De haereticis gladio puniendis 1554. — cf. Vita Calvinii ad a. 1554.
- 14) Antwort der Dieneren der Kirchen zu Zurich (1575).
- 15) Vgl. Ep. Zwinglii et Oecolampadii, IV, 801.
- 16) Calvinus Sulcero, p. 70, ed. Amstd. Vgl. Martin Frecht, Ep. ad Capitonem 25. Nov. 1538.

17) 1557 in Theobald. Thamer. Vgl. ed. Amstd. p. 92, 14. Oct. 1554 Ep. ad Calvinum. — ed. Amstd. p. 108, dito 20. Aug. 1555. — Christ. Bezel, Consilia Melanchthonis, P. 2, p. 223.

18) Chr. Sandius, Bibliotheca Antitrinitariorum, p. 1.

19) Herausgegeben von Matthies und Batte (Berlin 1848).

20) Vgl. De Wette, Luther's Briefe, III, 21. — Ranner setzt ihn 1526.

21) Köhler, Beiträge, I, 135. Anders Köstlin.

22) Acta Borussia ecclesiastica, civilia, literaria (Königsberg 1730), I, 800.

23) Martini Lutheri Epistolae stud. Th. Strobelsii, ed. G. Chr. Rannerus (Nürnberg 1814), p. 113.

24) Die Stelle lautet: „Si Carlstadii vel Zwinglii venenum de Sacramento ad vos pervenerit, vide ut vigiles. Fuit homo miser apud me clanculo servatus: nunc totus orbis ei angustus est. Ita ubique petitur, ut ab hoste coactus sit petere praesidium. Tractavi hominem quantum potui humaniter atque juvi, sed sensu suo non cedit etiam convictus, ut solet hoc genus spirituum. Tu ergo cave eum et dogma ejus. Ego inveni omnia vana esse in ipso, in hac re praesertim.“ Wie Luther später denselben Karlstadt bis nach der Schweiz verfolgte, ist bekannt genug.

25) Joachimo Camerario Epp. Melanchthonis, Mori, Vivis ed. Lond. I, 708.

26) A. a. D., 710. — Vgl. Juli 1533, Ausgabe von Bretschneider, II, 660 fg.

27) Juli 1539, Ausgabe von Bretschneider, III, 748.

28) Schon Ausgabe von 1535.

29) In der großen Walch'schen Ausgabe von Luther's Werken kommt Servet's Name in Luther's Munde niemals vor.

30) Ausgabe von De Wette 1828, V, 155.

31) Juli 1532, ed. De Wette, IV, 386. Credite mihi, Wizelium esse apostolum satanae, qui nobis cras Campanum Mauro obstetricante ostendet, et plura monstra parere et ardet et promptus est.

32) Jo. Campanum, filium Satanae et adversarium filii Dei (27. Nov. 1531, ed. De Wette, IV, 321). — „Und ist gewiß“

lich in ihm der Teufel eur Stadt Gast“, schreibt Luther 21. Dec. 1532 an den Rath zu Seest, a. a. D., IV, 423.

33) Tischreden, vgl. S. 277. — Melanchthon wollte, daß man ihn an den liechten Galgen hänge, und solchs hette er seinem Herrn (dem Herzog zu Süllich) geschrieben, a. a. D.

34) Tischreden, Ausgabe von Walch, T. XXII, p. 377, Cap. VI, §. 7 — vgl. LXXVI, §. 26. — Ausgabe von Bindseil, IV, 679.

35) Vgl. Vorreiter, Luther's Ringen (Halle 1860).

36) Ich meine seit 1521, dem eigentlichen Anfang der Reformation. Wie katholisch er noch Februar 1519 dachte, darüber vgl. Vorreiter, Luther's Ringen, S. 319.

37) Luther's Werke, herausgegeben von Walch, XII, 1898.

38) Ausgabe von Walch, XI, 273.

39) Der Beispiele sind unzählige. Aus der Zeit des Auftretens von Michael Servet stammt u. a. Luther's Brief an Jo. Bugenhagen vom 24. Nov. 1531: „Scis quod Diabolus in ecclesiam tuam Brunsvicensem misit lupum unum Zwinglianum. Nunc etiam in ejus lupi ecclesiam venit Campanus ille, ille. Nescio an Deus sic puniat ingratitude istius civitatis, vel nos tentet extrema patientia.“ (Briefe, herausgegeben von De Wette, IV, 320.)

40) Palam est omnibus quis hic sit Lutheri spiritus; monemur ut probemus spiritus, utrum ex Deo sint. Spiritus qui ex Deo est, Christianam charitatem majore diligentia observat, quam hic in Luthero videmus (ed. Fueslin, Epp. Reformator., p. 180).

41) Verum viderit Lutherus, quam hic enormiter peccet, maxime cum mera sit rixa propter modos loquendi, cum re ipsa non admodum dissentiamus (l. l.).

42) Epp. Reformator ed. Fueslin, p. 133: Domini Lutheri impudentia nuper libellis quibusdam de primatu, missa et in Erasmus scriptis vehementer doleo. Video enim hunc hominem ecclesiae Dei plus incommodaturum, quam profuerit unquam.

43) Oecolampadium virum sanctissimum illum, praecessorem tuum in istis furiosis rixis palam praedicat a Satana strangulatum periisse. Vide quid monachus iste audeat? (l. l.)

44) Erasmus prorsus Arianis annumerat, et convitiarum atque calumniarum plaustra in senem illum et de Ecclesia et litteris optime meritum effundit (l. l., p. 134).

45) Epp. Reformator, ed. Fueslin, p. 136: De Erasmo et Luthero idem sentio quod tu de altero. Profuerunt initio, nunc nemo nocet perniciosius. Alter superbus et insolens est, alter avarus et ambitiosus. Deus opto faveat, imo emendet utrosque.

46) Equidem jurare ausim, Lutherum persuasum, Spiritum sanctum non esse nisi apud se et suos. Dies declarabit omnia (l. l.).

47) Es ist daher kein Grund, mit Beza die fides et integritas des Martin Bellius anzuzweifeln, quod eum non puduit inter caeteros (Toleranzherolde) Lutherum et Calvinum nominare, duos illos eximos Dei servos, quos ipse satis novit ab ea quam tuetur impietate (der Toleranz) prorsus esse alienos. (De haereticis, 1554, p. 183.)

48) An dieses „Daneben“ haben sich die Inquisitoren aller Jahrhunderte angeklammert.

49) Luther's Werke (Wittenberg 1588), II, 229 ab.

50) Haereticos comburi est contra voluntatem Spiritus (de captivitate Babylonica). Diese These Luther's wurde 1521 von der Sorbonne feierlich verdammt (vgl. Du Boulay, Histor. Academiae Paris. VI, 125).

51) Luther's Schrift „Von den neuen Ertischen Bullen und Lügen“ im Jahre 1520 (Werke, herausgegeben von Walch, XV, 1685). Bekanntlich ist das ein grober historischer Irrthum Luther's.

52) Luther's Werke von Walch, X, 374.

53) Hartmann und Jäger, Jo. Brenz (Hamburg 1840), I, 290 fg.

54) A. a. D., S. 300 fg.

55) A. a. D., S. 301.

56) A. a. D., S., 302.

57) A. a. D.

58) Luther's Werke von Walch, X, 374.

59) Ausgabe von Walch, XI, 693.

60) Ausgabe von Walch, XIII, 458.

61) Vgl. Spalatin's Tagebuch vom Reichstage zu Augsburg.

62) De trinitatis erroribus, L. VII, 1531. — Dialog. II de Trinitate, 1532.

63) Licet angelus esse videatur, imo Gabriel de coelo, tamen non modo pro diaboli apostolo habendum, verum etiam si desistere noluit ab instituto, carnifici committendum velut nebulonem qui seditionem machinetur. Com. Lutheri in Ps. 71. Opp. ed. Jena, V, 147 (bei Henry, Calvin, III, 225), vgl. zu Psalm 82, B. 4, Werke, Altenburger Ausgabe V, 286 fg.

64) Vgl. Walch's Vorrede zu Bb. XIII, S. 4b.

65) „Denn“, sagt Cardinal Loaysa in seinem Brief an sein kaiserliches Beichtkind Karl V., „weil die Ketzerei nur aus dem Willen (!) entsteht, so vermag der Verstand nicht sie zu heilen.“ (Vgl. Briefe an Karl V., herausgegeben von Heine, S. 41.) Diese ebenso alte, als böswillige Theorie hat unzählige Wunder der Grausamkeit vollbracht. Den Inquisitoren und Tyrannen ist sie äußerst bequem.

66) Ausgabe von Walch, XIII, 443. — Vgl. Bb. XXII, S. 1635 fg.

67) Beza, De haereticis a civili magistratu puniendis (1554), p. 201: „Sic igitur Lutherus in Postillis minoribus, quas vocant, Dominica ab Epiphania quinta, zizaniorum parabolam explicans: Custodit, inquit, magistratus non solum secundam, verum omnium maxime primam Tabulam. Idololatrias, blasphemias, execrationes, perjuriam ulciscitur. Oblatos haereticos, ut in verum numen contumeliosos, atque alios eas blasphemias docentes coercet. Praefractiones atque in errore pertexendo contumaciores, ut cum certissimo plurium exitio, pro maleficiis puniendos suscipit.“

68) Neque quum hoc facit, zizania evellere intellegitur: quia cum suo officio in eo regno non versatur, ubi de evellendis zizaniis interdictum positum est (l. l.).

69) Et paulo post: Non igitur, inquit, magistratus et hujus generis vitae corporalis officiales, quum scandalis perturbantibus tranquillitatem, severa vindicatione obviam eunt, zizania contra Christi mandatum evellunt: sed id praestant pro parte sua, ut verum triticum in Ecclesia a zizaniis non prorsus opprimatur, et regnum Dei in terris non penitus exolescat (l. l.). — Vgl. Beza, a. a. O., S. 32. u. 33.

70) Im Jahre 1521 hatte die Sorbonne Luther's Satz verdammt: „Haereticos comburi est contra voluntatem Spiritus (de captivitate Babylonica)“, und dazu bemerkt: „Haec propositio est falsa, contra voluntatem Spiritus divini asserta, at erroribus Catharorum et Valdensium consona.“ (Vgl. Du Boulay, Historia Academiae Parisiens. VI, 125.) Jetzt stimmte Luther gegen seine eigene These und gab der Sorbonne recht.

71) Noch am 1. October 1530 schreibt Cardinal Loaysa aus Rom nach Augsburg an den dort auf dem Reichstage thätigen Kaiser Karl V., sein Beichtkind: „Alle Cardinäle halten dafür, daß diese Ketzer nicht anders curirt werden können, als wie alle früheren, seitdem Christus gestorben, geheilt sind; niemals hat sich eine andere Medicin für ihre Gesundheit gefunden, als die Gewalt der katholischen Fürsten.“ (Briefe an Karl V., herausgegeben von Heine, S. 41.)

72) De haereticis a civili magistratu puniendis (1554), p. 32 sq.

73) Selbstmord wird keine Kirche wollen und kein Staat.

74) Schon allein aus dem Artikel im Registerband der Walch'schen Gesamtausgabe der Werke Luther's könnte man eine reiche Blumenlese von Derbheiten gegen die „Ketzer“ geben.

75) Heidelberger Universitäts-Bibliothek, Cod. 435, Bl. 33, bei Henry, Calvin, III, 226.

76) Vgl. Henry, Calvin, III, 226.

77) Vgl. Werke (Altenburg), V, 286 fg. zu Psalm 82, V. 4.

78) Werke (Wittenberg 1588), II, 332b.

79) Werke (Wittenberg 1588), II, 334a.

80) De Wette, III, 347: „Quod quaeris an liceat magistratui occidere Pseudopphetas? ego ad iudicium sanguinis tardus sum, etiam ubi mendum abundat. Tum in hac causa terret me exempli sequela, quam in Papistis et ante Christum in Judaeis videmus“ (bei Henry, Calvin, III, 225).

81) Ubi cum statutum fuisset, Pseudopphetas et Haereticos occidi, successu temporis factum est, ut nonnisi sancti Prophetas et innocentes occiderentur, auctoritate

ejus statuti, quo impii magistratus freti, pseudoprophetas et haereticos fecerunt, quosquos voluerunt (l. l.).

82) Idem secuturum timeo apud nostros, si semel uno licitum probari potuit, seductores esse occidendos, cum adhuc videmus apud Papistas hujus statuti abusu sanguinem innocentem fundi pro nocenti (l. l.).

83) Seinen 5. p. Epiph. beigebrachten Bibelbeweis ignorirt er hier absichtlich, oder erkennt ihn als sophistisch und unbrauchbar an.

84) Quare nullo modo possum admittere, falsos doctores occidi; satis est eos relegari caet.

85) Gafß, Geschichte der protestantischen Dogmatik (Berlin 1854), I, 52.

86) Gafß, I, 53.

87) Dialogus inter Calvinum et Vaticanum (Magdeburg 1554).

88) De haereticis gladio puniendis (1554), p. 32 sq. 201 al.

89) Nur Zell und seine Gemahlin Katharina standen ihm hierin zur Seite. Vgl. Baum, Capito und Buger, S. 374, und Köhrich, Mittheilungen aus der evangelischen Kirche des Elsaß, III, S. 85—179.

90) Vgl. Farell, Ep. ad Ambros. Blaurer. 10. Dec. 1553, bei Henry, Calvin, III, Anh. S. 75.

91) Baum, a. a. O., S. 374.

Beiträge zur Geschichte der
Paläontologie.

Von

Karl Alfred Bittel.

Die wechselnden Anschauungen über Versteinerungen und ihre Bedeutung für die Erdgeschichte werfen ein nicht uninteressantes Streiflicht auf die allgemeine Geistesrichtung der europäischen Culturvölker in verschiedenen Perioden.

Wenig beachtet im Alterthum, wurden sie im Mittelalter ein beliebter Spielball scholastischer Apterweisheit. Noch waren die Verirrungen des 15. und 16. Jahrhunderts nicht völlig überwunden, so bemächtigte sich ihrer die Theologie und suchte aus den Versteinerungen Kapital für die mosaische Schöpfungsgeschichte zu schlagen. Fast das ganze vorige Jahrhundert wurde damit zugebracht, verrottete Irrthümer abzuschütteln und neue richtigere Auffassungen an deren Stelle zu setzen. Allein die wahre Bedeutung der Versteinerung für die Entwicklungsgeschichte der Erde und ihrer Bewohner wurde erst gegen Anfang des 19. Jahrhunderts erkannt. Seit jener Zeit ist die Paläontologie oder Versteinerungskunde zu einer Wissenschaft herangewachsen, welche in hervorragender Weise an der Lösung einer der brennendsten philosophischen Fragen der Gegenwart, jener über willkürliche Schöpfung oder natürliche Entwicklung der Organismen, theilzunehmen berufen ist.

Den Denkern der antiken Welt lag die Beschäftigung mit Versteinerungen fern, während sie über Pflanzen und Thiere der Nachwelt einen reichen Schatz von Beobachtungen überlieferten. Für die alten Culturvölker hatten naturgemäß die anziehendern Erscheinungen der sie umgebenden Natur

größern Reiz als die in der Erde begrabenen unansehnlichen und schwer verständlichen Versteinerungen. Dennoch bekunden die wenigen in den Schriften der Griechen und Römer überlieferten Beobachtungen den vorurtheilsfreien wissenschaftlichen Sinn jener Zeit.

Wenn Xenophanes¹⁾ (614 v. Chr.), der Stifter der Eleatischen Schule, von versteinerten Muscheln in der Erde und auf Bergen oder von Fischabdrücken in den Steinbrüchen von Syrakus erzählt, so versäumt er nicht daraus den nahe liegenden Schluß zu ziehen, das Meer habe einstens die Erde überflutet. Zur nämlichen Folgerung gelangten Herodot, Eratosthenes, Strabo u. a. durch das Vorkommen von Versteinerungen in Aegypten und in der Nachbarschaft der Ammonsoase, wo Reisende den Boden stellenweise mit wohlerhaltenen Mustern und Seeigeln übersäet fanden.

Man muß sich bei diesen schlichten Erzählungen unwillkürlich fragen, ob den Sündflutsagen in den Traditionen fast aller Völker wirklich ein der Gegenwart verhältnißmäßig nahe liegendes Ereigniß zu Grunde liegt, oder ob dieselben nicht als Ausfluß des Nachdenkens über die auf dem Festlande vorkommenden Reste von Meeresthieren entstanden sind.

Auf den Gedanken, die Versteinerungen könnten von andern als den noch jetzt existirenden Thierformen herrühren, scheint bereits Empedokles von Agrigent (450 v. Chr.) gekommen zu sein. Er hält wenigstens die in Sicilien vorkommenden fossilen Nilpferdknochen für Gebeine eines erloschenen Riesengeschlechtes. Daß sich diese Thatsache für die Geschichte der Thierwelt verwerthen ließe, ahnte übrigens Empedokles nicht. Seinen Ansichten über die Entstehung organischer Formen fehlt jede thatsächliche Begründung; sie sind lediglich, wie alle damaligen Schulmeinungen, auf metaphysische Speculationen basirt.

Wie weit sich die Kenntnisse der Griechen über Ver-

steinerungen erstreckt haben, vermögen wir jetzt schwer zu beurtheilen, denn die beiden, wie es scheint, einzigen Werke von Theophrast über diesen Gegenstand sind verloren gegangen. Sehr beträchtlich waren sie gewiß nicht. Dem Plinius mochten sie wol noch bekannt sein, jedoch von den Römern haben wir nur einige wenige Notizen über versteinerte Muscheln, Fischzähne und Knochen, in deren Deutung sie sich ihren hellenischen Lehrmeistern unbedingt anschließen. Ein vielcitirter Vers von Ovid²⁾ spricht von Seemuscheln auf Bergen und Veränderungen im Wasserspiegel. Der Kaiser Augustus schmückte seine Villa auf Capri mit Knochen von großen fossilen Thieren, welche man, wie Empedokles, für Riesengebeine hielt. Im ganzen war das Interesse für Naturbeobachtung bei den Römern gering und entsprechend dürftig ihre Erfolge auf diesem Gebiete.

Es hatten darum auch die Araber nur wenig Mühe, das Ueberlieferte aufzubewahren, als sie in der Geistesnacht, welche sich nach Einführung des Christenthums über Europa legte, die Träger und Conservatoren des antiken Wissens wurden. Eine eigene selbständige Forschung über Versteinerungen ist auch von jener Seite nicht zu verzeichnen, wohl aber hat der berühmte aus Persien stammende Ibn Sina (Avicenna, geb. 980), anknüpfend an die Aristotelische Theorie von der generatio aequivoca, eine von seinen Nachfolgern vielfach ausgeschmückte seltsame Hypothese hinterlassen. Wenn Aristoteles nur annahm, es könnten aus Schlamm oder sonstigen erdigen Theilen ohne Fortpflanzung durch Aeltern organische Wesen entstehen, und in seinem Werke „De respiratione“ etwa noch auf versteinerte Fische bei Heraklea und in Paphlagonien hinweist, welche entweder aus dem hinterlassenen Samen von Seefischen entstanden oder beim Suchen nach Nahrung in Erdhöhlen gerathen und dort versteinert worden seien, so fügt Avicenna dem noch eine neue Lehre bei. Der

generatio aequivoca mußte eine gewisse „vis“ zu Grunde liegen, und diese „vis plastica“ schuf im Schoße der Erde die Versteinerungen.

In Europa vergingen Jahrhunderte, bis sich eigene Gedanken über Versteinerungen und Erdbildung regten. Albertus Magnus (im 13. Jahrhundert)³⁾ steht noch ganz auf dem Standpunkt des Avicenna. Die scholastische Naturgeschichte des Mittelalters begnügte sich mit Interpretationen älterer Autoren und namentlich des Aristoteles; wo sie eigene Ideen hervorbrachte, waren sie mit theologischen Spitzfindigkeiten verquickt und im Interesse der Kirche geschrieben. Die Ansicht des Neapolitaners Alexander ab Alexandro⁴⁾ (im 15. Jahrhundert), wonach die auf den calabrischen Bergen vorkommenden wohlerhaltenen Versteinerungen von einer allgemeinen Sündflut herrühren sollten, fand darum großen Beifall und dies um so mehr, als sie sich mit den Meinungen der Alten wohl in Einklang bringen ließ.

An dem lebhaften Streit über das Wesen der Versteinerungen, welcher sich im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts namentlich in Italien erhob, betheiligte sich auch Leonardo da Vinci (1452—1519). Er hatte in seiner Jugend als Ingenieur Kanäle in Norditalien gebaut und dabei viele Versteinerungen gesehen. Seine Ansichten über die letztern lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Nach Leonardo haben die Seethiere, deren Reste jetzt als Versteinerungen herumliegen, da gelebt, wo wir sie heute finden. Das Meer bedeckte zu jener Zeit die Berge. Flüsse führten Schlamm herbei, welcher die Schalen erfüllte und versteinerte. „Man erzählt uns“, schreibt Leonardo⁵⁾, „daß diese Muscheln in den Bergen unter dem Einfluß der Gestirne entstanden seien; aber ich frage, wo sind in den Bergen die Sterne, welche heute Schalen von verschiedener Größe und Form hervorrufen? und wie können die Gestirne

den Ursprung des Kiefes erklären, welcher in verschiedener Höhe vorkommt und aus runden, vom fließenden Wasser abgerollten Steinen besteht?“

Noch bestimmter äußerte sich im Jahre 1515 ein anderer Italiener, Fracastoro.⁶⁾ Man legte ihm versteinerte, beim Festungsbau zu Verona gefundene Muscheln vor und fragte ihn um seine Meinung. Fracastoro wies die Ansicht von ihrer Entstehung durch *vis plastica* als ganz verwerflich zurück, aber ebenso wenig meinte er, dürfe man sie der Sündflut zuschreiben, denn dann müßten die Versteinerungen nicht Meermuscheln, sondern Süßwassermuscheln sein; überdies müßten sie, wenn sie von der Sündflut aus weiter Ferne herbeigeschwemmt wären, auf der Oberfläche des Bodens zerstreut liegen und könnten nicht im Boden vergraben sein. Es bleibe darum nur die dritte Ansicht übrig, wonach das Meer ehemals das Festland bedeckt und die versteinerten Muscheln zurückgelassen habe.

Es erscheint uns jetzt fast unbegreiflich, daß sich nach Auseinandersetzung dieser vernünftigen Ansichten die alten Irrthümer noch halten konnten. Allein die im Mittelalter allmächtigen scholastischen und kirchlichen Vorurtheile kamen ins Spiel und diesen gegenüber erwiesen sich auch die schlagendsten Argumente unmächtig. So verhallte die kühne Herausforderung des um Ceramit und Porzellanbereitung verdienten, aber sonst ungelehrten Bernard Palissy (1510—89) an das Doctorencollegium von Paris völlig wirkungslos. Er wollte in öffentlicher Disputation, wenn er auch nichts von Aristotelischer Philosophie verstehe, seine Ansicht vertheidigen, die versteinerten Conchylien seien wirkliche vom Meere hinterlassene Molluskenschalen, die sogenannten Glossopetren, wirkliche von Haien herrührende Fischzähne.

Nahezu drei Jahrhunderte wurden mit Streitigkeiten

über die Frage vergeudet, ob die Versteinerungen durch eine geheimnißvolle *vis plastica* oder eine ähnliche Kraft gebildet seien, ob man sie als Naturspiele zu betrachten habe, oder ob sie von lebenden Wesen herrührten und von der Sündflut oder durch andere Ursachen in die Erde gelangt seien.

Jede dieser Meinungen hatte ihre Schule, und wenn in den zum Theil höchst ergötzlichen Disputen auch wenig Vernünftiges zu Tage gefördert wurde, so lenkten sie doch die Aufmerksamkeit mehr und mehr den Versteinerungen zu.

Man muß sich den Einfluß der scholastischen Dialektik vergegenwärtigen, um es begreiflich zu finden, daß in Italien, trotz Leonardo und Fracastoro, noch immer Vertheidiger der *vis plastica* auftreten konnten. Es ist dies um so erstaunlicher, weil man fast absichtlich die Augen schließen mußte, um die auffallende Ähnlichkeit der dort so häufigen Tertiärconchylien mit den noch jetzt im Mittelmeere und in der Adria vorkommenden Formen zu übersehen. Dennoch finden wir gerade in Italien eine Reihe von eifrigen Verfechtern der *vis plastica* oder *lapidificata*; so den Botaniker Andrea Mattioli und gleichzeitig den Professor der Anatomie Fallopio in Padua (1500—23). Letzterer hielt fossile Elefantenzähne aus Apulien für erdige Concretionen und ging in seiner Leidenschaft für die *vis plastica* so weit, daß er die Scherben am Monte-Testaccio bei Rom für natürliche Eindrücke des Bodens erklärte.⁷⁾ Der Römer Mercati bildete 1574 eine Anzahl im vaticanischen Museum befindlicher Versteinerungen ab, schrieb ihren Ursprung aber dem Gestirnen zu.⁸⁾ Auch Olivi von Cremona⁹⁾ hielt die fossilen Conchylien der calceolarischen Sammlung lediglich für „Naturspiele“ (*lusus naturae*).

In Deutschland fanden die Scholastiker einen fruchtbaren Boden für ihre seltsamen Ansichten. Der verdienstvolle Metallurge und Bergmann Georg Agricola (1494—1555)

konnte sich nicht ganz von der hergebrachten Meinung loslösen. Er hielt einen Theil der Versteinerungen und zwar diejenigen, welche in festem Gestein vorkommen, für Mineralien, und meinte, jene in Felsen gefundene Muscheln habe die eingeschlossene Wärme aus der fetten und zähen Materie gebildet und zwar würden sie desto unvollkommener, je dichter die Erde als das Meer sei. Den versteinerten Hölzern, Blättern, Knochen, Fischen u. s. w. erkannte er aber einen organischen Ursprung zu.¹⁰⁾ Auch der mit Recht berühmte Zoologe Konrad Gesner¹¹⁾ aus Zürich. (1516—65) vermochte es nicht, sich zu einer bessern Anschauung zu erheben, obwol er sich eingehend mit Versteinerungen beschäftigte und ein illustriertes Werk darüber herausgab. Er hält sein Urtheil meist vorsichtig zurück, ist aber eher geneigt, die Versteinerungen für Naturspiele als für Reste von Pflanzen und Thieren zu halten. Auf demselben Standpunkt verharret sein Zeitgenosse, der eifrige Sammler Renntmann.¹²⁾ Ebenso ihre Nachfolger im 17. Jahrhundert, Lachmund¹³⁾, Jonston¹⁴⁾, ferner der berühmte Stifter des Museum Kircherianum in Rom¹⁵⁾, Reiske¹⁶⁾, König¹⁷⁾, A. Geyer¹⁸⁾ u. a. Die drei letztgenannten ließen die fossilen Fischzähne und Conchylien wie Schwämme in der Erde wachsen, und Kircher meint, die fossilen Osteolithen entstanden durch einen mit Salpeterwasser vermischten Mergelschlamm, welcher die Gestalt von Hirnschädeln, Knochen u. s. w. annähme.

Im 18. Jahrhundert wird allmählich die Ansicht von der vis plastica, von den Naturspielen und den Figurensteinen gebrochen trotz des Widerspruches eines Camerarius¹⁹⁾ und Rumphius in Deutschland, eines Tournefort in Frankreich und eines Plot²⁰⁾ und Lister in England. Vergebens suchten Eduardus Luibius (Alwyd) aus Dyford²¹⁾ und der Schweizer Lang²²⁾ in Werken, die durch zahlreiche und

für die damalige Zeit vortreffliche Abbildungen von Versteinerungen einen dauernden Werth behielten, der altersschwachen Lehre neues Leben und neue Gedanken einzuhauchen. Luidius setzte seine berühmt gewordene Hypothese von der *aura seminali* in einem Briefe an Joh. Ray: „*De fossilium et foliorum mineralium origine*“, auseinander. Nachdem er ausführlich nachzuweisen gesucht, daß die Versteinerungen weder der Sündflut noch einer *vis plastica* ihre Entstehung verdanken könnten, daß sie vielmehr „*non sunt aliud quam marinorum corporum quasi umbracula aut ludibria*“, fährt er folgendermaßen fort²³⁾: „*Dico suspicari me, qui ex mari feruntur vapores, et forma pluviae aut nebularum superiora terrae strata ad requisitam altitudinem pervadunt, testaceorum, et multorum piscium seminio saepius impraegnari; atque exinde, pro datâ semini portione et pro matricis congruentiâ, formari aliàs pisces integros, aliàs eorum tantùm lineamenta, aliàs dentes, mandibulas etc. —; inter testacea, nonnunquam Univalvia et saepius Bivalvia.*“ — —

Einen begeisterten Anhänger der seltsamen Anschauungen Lwyd's begegnen wir in dem luzerner Arzt und Rathsherrn Karl Mik. Lang. In seiner „*Historia lapidum figuratorum Helvetiae*“ bekämpft er die Ansichten der „*Diluvianer*“ und schreibt wie Luidius den Ursprung der Figurensteine feinvvertheilten, staubförmigen Keimen zu, welche in die Erde gelangt, dort entweder einzelne Blätter, Stämme, Schalen, Knochen u. s. w. oder auch ganze Individuen hervorzubringen, wenn auch nicht lebensfähig zu machen im Stande waren. „*Da der Samen eines Baumes alle Theile desselben auf den kleinsten Raum zusammengedrängt enthalte, so sei es auch nicht zu verwundern, wenn sich aus solchem Samen bald dieser, bald jener Theil mehr als die übrigen entwickle.*“ Damit soll das Vorkommen isolirter Blätter, Stämme,

Knochen u. s. w. erklärt werden. Lang behandelt die „Figurensteine“ systematisch ganz wie Krystalle, Tropfsteine, Dendriten, allein es sind ihm die Beziehungen namentlich zu den lebenden Molluskenschalen keineswegs unbekannt. Er hebt die Verschiedenheiten der versteinerten Conchylien mit den an unsern Meeresküsten lebenden Formen mehrmals hervor, meint aber, sie gleichen denen der hohen See, was sehr natürlich sei, weil ja die mit Samen erfüllte Luft vorzugsweise von der Hochsee herkommen müsse.

Zur Ehre jener Zeit muß es gesagt werden, daß die Ansicht von den „Naturspielen“ nie vollständig zur Anerkennung gelangte, und daß die natürlichere Auffassung der Alten stets neue Vertheidiger fand.

In Italien unterschied Fabio Colonna²⁴⁾ bereits im Jahre 1626 unter den Versteinerungen Reste von Meer-, Süßwasser- und Landthieren und wies namentlich auf die Uebereinstimmung der fossilen Haifischzähne mit jenen von *Carcharias* hin. Nikolaus Steno, ein geborener Däne, zerlegte in Florenz öffentlich einen Haifischkopf und verglich dessen Zähne mit den in Toscana versteinert vorkommenden; er hob 1669²⁵⁾ scharfsinnig den Unterschied zwischen Süßwasser- und Meeresablagerungen hervor und vermuthet, daß die ursprünglich von Wasser bedeckten, mit Muschel- und Schnecken- und Schalen erfüllten Schichten durch spätere geologische Ereignisse in ihre jetzige Lage gebracht worden seien. Steno's Anschauungen über die Zusammensetzung der Erdoberfläche, über verschiedene Senkungen und Hebungen des Bodens, welche er übrigens sorgfältig mit der Bibel in Einklang zu setzen suchte, sind als Vorläufer der neuern Ideen über die Lagerungsverhältnisse der geschichteten Gesteine von besonderm Interesse.

Die Zahl derjenigen, welche in den Versteinerungen Ueberreste von Pflanzen und Thieren erkannten, wurde all-

mählich immer größer. Campini (1688), Boccone (1697) und namentlich Scilla²⁶⁾ (1670); außerhalb Italiens Leibniz²⁷⁾ (1680), Scheuchzer, Woodward, Spener, Rob. Hooke und mit ihnen viele andere traten mit Entschiedenheit für diese Anschauung in die Schranken, so daß man im Anfang des 18. Jahrhunderts endlich mit vieler Mühe wieder auf den Standpunkt der Alten gelangt war, wenn auch mittlerweile die speciellere Kenntniß der Versteinerungen bedeutende Fortschritte gemacht hatte.

Ueber die Bestrebungen im 17. Jahrhundert fällt der gelehrte jenenser Professor Joh. Ernst Immanuel Walch im Jahre 1768 das folgende ebenso treffende als scharfe Urtheil. Das Studium der Versteinerungen, meint Walch, hatte im 17. Jahrhundert seine großen Mängel. „In Ansehung des Vortrags hatten die aristotelischen Weisen eine besondere analytische Methode, und da alles, was behandelt wurde, nach diesem Zuschnitt pflegte eingerichtet zu werden, so geschah solches auch in denjenigen Schriften, die zur Conchylienversteinerung gehören. Man fing meist von der *caussa efficiente universali prima* an, und da war Gott der Urheber dieser oder jener versteinten Musterschale, hierauf kam die *caussa secunda*, und die sollte der Einfluß der Gestirne sein. Nun kam die Reihe an die *causam efficientem particularem*, und weil solches Aristoteles in zweien *qualitatibus activis*, in einem *calido* und in einem *frigido* gesucht hatte, so mußten diese Dinge auch her, wenn von der Versteinerung einer Muschel oder Schnecke die Rede war. Man kann sich leicht dahero vorstellen, auf was für lächerliche und unnützte Untersuchungen man zu der damaligen Zeit in dergleichen Schriften verfallen. Doch das war nicht der einzige Mangel; durch die noch fast durchgängig herrschenden großen Vorurtheile wurde diese Wissenschaft ganz verunstaltet. Diese Vorurtheile äußerten sich absonderlich, wenn man den

Bildungs-Grund und den Ursprung der versteinerten Conchylien angeben sollte. Einige wenige nahmen wirkliche Versteinerungen natürlicher See-Körper an, wenn sie gleich in der Bestimmung der Art und Weise, wie solches geschehe, mit einander nicht überein kamen. Andere waren zwar auch auf dem rechten Wege, wollten es aber mit der Gegen-Parthey nicht ganz verderben. Sie gaben Versteinerungen zu, da, wo die Evidenz der Originalien ganz unleugbar war, eigneten aber doch der Natur eine sogenannte *vim plasticam*, eine bildende verborgene Kraft zu, da, wo sie gewisse Gestalten ohne ein bekanntes Original zu finden glauben. — Noch andere wollten gar Nichts entscheiden, sie begnügten sich mit den Ausdrücken *lapides sui generis*, *lapides figurati* u. s. w., ohne den Grund dieser Steinfiguren anzugeben. — Die allermeisten fielen in diesem Jahrhundert auf die thörichte Meinung, daß die Muschel- und Schnecken-Gestalten im Stein-Reich keine Verwandtschaft mit den natürlichen Conchylien in der See hätten, sondern daß jene durch eine besondere Kraft wären erzeugt worden. Die Vertheidiger dieser Meinung gehen nun wiederum im Ausdruck, als in gewissen Neben-Umständen, von einander ab. Einige nennen diese Kraft eine *vim plasticam*, andere eine *mineralem formativam*, noch andere ein *Naturspiel*, wieder andere eignen sie einem Welt Geist, einem *Archæus*, einem stein-machenden, architektonisch, bildendem Geist zu. So gab es auch Welche, die eben diese Kraft eine *auram seminalem*, eine Saamen-Kraft nannten, und den Bildungs-Grund solcher versteinerten Conchylien in einem dem Mineral-Reich eigenem vegetativem Princip suchen wollten. — Andere wollten solche Saamen-Theilgen aus dem Meere hohlen und glaubten, daß solche mit dem See-Dunst fort in die Berge eingeführt würden, und daher kämen so mancherlei Muschel- und Schnecken-Gestalten in den Steinen und Bergen. Alle

diese abgeschmackten Meinungen hatte die aristotelische generatio aequivoca und die daraus hergenommene vis plastica des Avicenna und des Albertus Magnus gezeuget.“

Das 18. Jahrhundert wird von den Zoologen „die Periode der Systematiker“ genannt; auch für die Versteinerungen regte sich in dieser Zeit das Interesse lebendiger. Man legte Museen an, ließ die gefundenen Fossilien in zahlreichen Tafelwerken beschreiben und abbilden; aber einem richtigem Verständniß ihrer Bedeutung für die Erdgeschichte stand die zahlreiche Schule der „Diluvianer“ im Wege. Raum hatte man sich von der Idee der Naturspiele losgemacht, so verfiel jetzt die theologisirende Wissenschaft auf die nicht minder verkehrte Sündfluttheorie. Konnte man den organischen Ursprung der Versteinerungen nicht mehr leugnen, so sollten sie wenigstens zur größern Ehre der Kirche verwerthet und mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte in Einklang gebracht werden. Es galt für verdienstlich und war vortheilhaft, diesen Standpunkt zu theilen, und es brachte Verfolgung und Gefahr ihn zu bekämpfen. Kein Wunder, daß die „Diluvianer“ im 17. und 18. Jahrhundert eine mächtige und zahlreiche Partei bildeten. Dem naive-frommen Sinn der damaligen Zeit erschien die Annahme, sämtliche Versteinerungen seien durch die Sündflut in die Erde gelangt, am angemessensten, alle Einreden wurden als gottlos und religionsfeindlich verabscheut.

Unter den Diluvianern ragen übrigens nicht wenig Männer von hervorragendem Talent oder von besondern Verdiensten für die Versteinerungskunde hervor. Der obengenannte Scilla, die Engländer Woodward, Burnet und Whiston, der altdorfer Professor Bayer und vor allem der Schweizer Jakob Scheuchzer gehören unter die Zahl.

John Woodward²⁸⁾ veröffentlichte im Jahre 1695 ein

Werk, worin er zunächst mit großer Schärfe und theilweise mit trefflichen Argumenten die organische Natur der Versteinerungen nachzuweisen sucht; im dritten und vierten Theil verliert er sich aber in abenteuerliche Speculationen. Im Erdinnern nimmt er eine ungeheuerere sphärische Wassermasse an, über welche die Erd feste ausgespannt sei. Mit diesem Centralwasser stehen der Ocean und die Quellen in Verbindung. Zur Zeit der allgemeinen Sündflut, welche, wie aus der Zartheit der Pflanzenblätter und aus den Bergen versteinerten Fischrogens hervorgehe, im Monat Mai stattfand, brachen die Wassermassen aus dem großen „Abyssus“ hervor, zertrümmerten die Erdschichten, lösten alle Gesteine auf und setzten später sowol diese als auch die im Wasser befindlichen Versteinerungen nach ihrer Schwere geordnet in horizontaler Schichtung wieder ab.

So beifällig das Woodward'sche System im ganzen aufgenommen wurde, scharfe Denker, wie z. B. der berühmte Ray, konnten sich nicht damit befreunden. Dagegen schlossen sich die phantastischen Erdtheorien von Burnet²⁹⁾ und theilweise auch von Whiston³⁰⁾, der Hauptsache nach an Woodward an. Beide zeichnen sich mehr durch Frömmigkeit und durch das Bestreben Geologie im Einklang mit der Bibel zu bringen, als durch besonders glückliche Gedanken aus. Sie nehmen überdies auf Versteinerungen wenig Rücksicht, während Woodward diese wenigstens sorgfältig untersucht und in einem noch heute in Cambridge erhaltenen Museum vereinigt hatte.

Noch größern Ruf als seine englischen Zeitgenossen erlangte Joh. Jakob Scheuchzer aus Zürich. Ihm war es beschieden, das Beingerißst eines verruchten Menschenkinds, um dessen Sünde willen das Unglück über die Welt hereingebrochen war, zu beschreiben, und hat sich später dieser „homo diluvii testis“ aus Deningen auch als ein Riesen-

salamander herausgestellt, so verdient Scheuchzer doch wegen seiner hingebenden Begeisterung für die Wissenschaft und wegen seiner großen Verdienste um die Kenntniß der schweizerischen Naturkunde, insbesondere der Versteinerungen einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Geologie und Paläontologie. Ueber sein großes Ansehen bei den Zeitgenossen spricht sich Scheuchzer in der Vorrede zur „*Physica sacra*“ selbst folgendermaßen aus: „Meine Lehrstunden wurden von Standes- und anderen Personen besucht; es fanden sich Gelehrte und Ungelehrte ein, Männer, die bei ziemlichen Jahren und in besonderem Ansehen standen; der Studenten waren die wenigsten, sodaß man dieselben wohl mit Fingern abzählen konnte.“

In einer Schrift „*Piscium querelae et vindiciae*“ (1708)³¹⁾ läßt Scheuchzer die versteinerten Fische klagen, daß sie unverschuldet die Opfer der Sündflut geworden. Sie beschwerten sich über die Ungerechtigkeit der Menschen, welche sie nicht als die Urerzeuger der jetzigen Fische anerkennen, sondern sie „für mineralische Stein- und Mergelgeburthen ansehen“ wollten. Seine übrigen Werke³²⁾ richten sich gleichfalls gegen die Vertheidiger der Naturspiele, denen er durch genaue Beschreibung und gute Abbildungen den organischen Ursprung der Versteinerungen darzulegen sucht. Er gesteht übrigens ein, daß er dieselben früher auch für Naturspiele gehalten habe, aber später seien ihm die Augen über dergleichen Figurensteine aufgegangen.

Die Diluvianer boten allen Scharfsinn auf, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche die Beschaffenheit, der Erhaltungszustand, und namentlich das Vorkommen der fossilen Reste in sehr festen und häufig gebogenen oder aufgerichteten Gesteinschichten der Annahme einer einzigen Ueberflutung in den Weg stellten, die nach orthodoxer Auslegung der Bibel noch dazu durch süßes Wasser hervorgerufen sein

mußte. Ihr Erfolg war jedoch nicht von langer Dauer. Schon von Anfang an wurde geltend gemacht, die Religion könne durch geschraubte Auslegungen der mosaischen Schöpfungsgeschichte und durch Vermengung von Glaubenssachen mit naturwissenschaftlichen Fragen nichts gewinnen; es seien darum auch alle Sündflutstheorien verwerflich.

Quirini³³⁾ (1676), Vallisneri³⁴⁾ (1721) und Spada³⁵⁾ (1737) in Italien widerlegten mit guten Gründen die Sündflutlehre, aber ihre eigenen Speculationen über Erdbildung bieten kaum weniger Anhaltspunkte für die Kritik dar. Ueberhaupt wußten die Antidiluvianer des 17. und 18. Jahrhunderts nichts Besseres an Stelle der von ihnen bekämpften Lehre zu setzen. So brachte z. B. der berühmte englische Mathematiker und Naturphilosoph Robert Hooke, dessen posthume Werke 1705 erschienen, eine neue Theorie auf, wonach in der Periode zwischen Schöpfung und Sündflut das Festland mehrmals unter den Meeresspiegel versank und umgekehrt der Meeresboden mehrmals aufs Trockene gehoben wurde; allein es spielen in seiner Schöpfungsgeschichte die Erdbeben und Krisen der Natur eine so wesentliche und unnatürliche Rolle, daß sie sich weder bei den Zeitgenossen Hooke's noch später sonderlichen Beifalls erfreute.

Sehr fein sind dagegen seine Beobachtungen über die Versteinerungen. Nicht allein bemerkte er, daß gewisse Arten besondern Localitäten eigenthümlich sind und sich anderwärts nicht finden, sondern er deutete allerdings in wenig bestimmter Weise die Möglichkeit an, einzelne Formen, deren Verschiedenheit von jetztlebenden er ausdrücklich hervorhebt, könnten erloschen sein.

Hooke hatte diese beiden wichtigen Sätze nicht zuerst ausgesprochen. Schon im Jahre 1678 waren von Martin Lister wohlerhaltene Versteinerungen aus den ältern Tertiärschichten Englands untersucht worden.³⁶⁾ Dieser ausgezeichnete

Conchylienkenner machte die Verschiedenheit der fossilen und lebenden Formen dadurch anschaulich, daß er beide nebeneinander abbildete. Lister's scharfem Auge blieb es überdies nicht verborgen, daß verschiedene Erdschichten auch verschiedene Versteinerungen enthielten; allein er zog aus alledem den seltsamen Schluß, die Versteinerungen seien Naturspiele, „welche im Groben aufs Ungefähr hin den jetzt lebenden Muscheln nachgebildet sind, ohne deren Gestalt gänzlich erreichen zu können“. Von solchem Irrthum hielt sich Hooke frei. Er verspottet die Meinung von den „Naturspielen“ und besteht darauf, daß die Versteinerungen wirklich das waren, was sie scheinen. Ja man müsse aus dem Vorkommen von versteinerten Schildkröten und großen Ammonshörnern auf der Insel Portland den Schluß ziehen, England habe ehemals ein viel wärmeres Klima gehabt als gegenwärtig. Wie weit Hooke seinen Zeitgenossen voraus war, geht namentlich daraus hervor, daß er es für möglich, wenn auch für sehr schwierig hielt, eine Chronologie der Versteinerungen herzustellen. Freilich sollte sich diese nur auf den Zwischenraum zwischen dem ersten Schöpfungstage und der Sündflut beziehen.

Lister's und Hooke's Bemerkungen fanden keine weitere Beachtung. Konnte die Verschiedenheit der Versteinerungen in einer Zeit, wo die systematische Zoologie in hoher Blüte stand, auf die Dauer auch nicht verborgen bleiben, so hielt man sich doch den Gedanken ihrer Herkunft von ausgestorbenen Arten fern. Da sie nicht mit den bekannten Formen aus unsern Nachbarmeeeren oder aus Ostindien und Amerika übereinstimmten, so glaubte man ihre Originalien lebten an noch unbekanntem Orten oder in unergründlichen Tiefen des Oceans. Diese Vermuthung erhielt dadurch besonders Nahrung, daß man gerade um jene Zeit eine Reihe zoologischer Entdeckungen machte, wie z. B. die des lebenden *Pentacrinus*

und der Ammoniten ähnlichen Foraminiferen, welche unerwartet Licht auf gewisse häufig vorkommende Versteinerungen zu werfen schienen.

Das Bestreben, für die fossilen Ueberreste die entsprechenden Originalien zu finden und beide sorgfältig zu beschreiben, galt im 18. Jahrhundert für eine Hauptaufgabe der Liebhaber von „Merkwürdigkeiten der Natur“. Mit wahren Bienenfleiß bemühte man sich namentlich in Deutschland, Versteinerungen in Sammlungen zu vereinigen und dieselben als Beweise „der Allmacht, Güte, Weisheit und Gerechtigkeit des großen Schöpfers“ zu bewundern. Sammler, Dilettanten, Zeichner und Gelehrte wetteiferten miteinander im Beschreiben und Abbilden von Versteinerungen. Es entstand eine Flut von Bilderwerken, deren Werth häufig lediglich in der mehr oder weniger naturgetreuen Darstellung seltener oder interessanter Reste besteht. Die wenigsten dieser Bücher zur „Gemüths- und Augenergözung“ sind nach Linné'schen Principien geordnet und nur ausnahmsweise wird eine binomische Bezeichnung angewandt. Schon aus diesem Grunde sind dieselben heutzutage, trotz der theilweise vortrefflichen Tafeln und des großen darauf verwendeten Fleißes fast werthlos.

In dieser descriptiven Literatur ragt ein Werk durch Gelehrsamkeit, kritisches Urtheil und historische Kenntnisse des Verfassers, sowie durch die herrliche Ausführung der Tafeln über alle andern hervor. Den vier Foliobänden, von welchen der nürnbergger Sammler und Künstler Georg Wolfgang Knorr den ersten³⁷⁾, die übrigen nach Knorr's Ableben der jenenser Professor Walch³⁸⁾ herausgab, hatte kein Land in der damaligen Zeit etwas Ebenbürtiges zur Seite zu setzen. Noch heute bietet der Text des gelehrten Walch eine Fundgrube von guten Beobachtungen; als Repertorium der ältern Literatur ist er eine an Vollständigkeit unübertroffene Quelle.

Auch die Werke von Joh. Jak. Bajer³⁹⁾ aus Altdorf, von Phil. Breyh⁴⁰⁾ und Jak. Theodor Klein⁴¹⁾ aus Danzig verdienen gegenüber den zahlreichen mittelmäßigen literarischen Erscheinungen ihrer Zeit eine rühmliche Erwähnung. In England ist den letztgenannten an Ausführung der Tafeln und Gelehrsamkeit des Textes ebenbürtig das Werk von Brander und Solander über die „Fossilia Hantonensia“, in der Schweiz Bourget's „Traité de Petrification“ (1742) und Joh. Gefner's „Tractatus de Petrificatis“ (1758). Belgien besitzt in Burtin's „Oryctographie de Bruxelles“ (1784) eine treffliche Beschreibung der in Belgien vorkommenden Sedimentbildungen nebst ihren organischen Einschlüssen, und Holland in Faujas de Saint-Fond's „Histoire naturelle de la Montagne de Saint-Pierre“ (1799) eine musterhafte Localmonographie.

Italien, die Wiege der Versteinerungskunde, blieb auch im 18. Jahrhundert an literarischer Fruchtbarkeit wenig hinter Deutschland zurück. Die Werke von Plancus⁴²⁾ und Soldani⁴³⁾ über die fossilen Foraminiferen erregten mit Recht Aufsehen, und Volta's Monographie der versteinerten Fische vom Monte-Volca⁴⁴⁾ wird immer zu den glänzendsten ikonischen Tafelwerken gezählt werden müssen, wenn sich auch der Text nicht auf der Höhe der künstlerisch ausgeführten Abbildungen hält.

Aus Frankreich sind im 17. und 18. Jahrhundert auffallend wenig beschreibende Werke von hervorragender Bedeutung zu nennen. Einige Abhandlungen von Guettard⁴⁵⁾, Sauvage⁴⁶⁾, Rivière⁴⁷⁾, d'Argenville⁴⁸⁾ und Jussieu⁴⁹⁾ über fossile Thier- und Pflanzenreste, denen sich wenig andere von untergeordnetem Werthe anreihen, bilden eine dürftige Liste im Vergleich zu dem, was in den Nachbarländern, und insbesondere in Deutschland damals geliefert wurde.

Im allgemeinen kann man indeß das 18. Jahrhundert trotz der reichen Fülle von Arbeiten für die Versteinerungskunde

nicht als besonders erfolgreich bezeichnen. Zwar für die Anhäufung von Material und Sichtung desselben geschah vieles; die versteinerten Reste wurden mehr und mehr in den Kreis wissenschaftlicher Beurtheilung gerückt und ihre Beziehungen zu den lebenden Organismen richtiger erkannt. Aber noch immer fehlte es am Verständniß ihrer Bedeutung für die historische Entwicklung der Lebewelt. Man verlor sich in systematische Detailbeschreibungen oder in Speculationen über ihren Ursprung und ihre Beziehungen zur Heiligen Schrift, ohne ihrem Vorkommen in den Erdschichten nachzuspüren und daraus weitere Folgerungen zu ziehen.

Wie hätte dies aber auch geschehen können in einer Zeit, wo die Schwesterwissenschaft der Versteinerungskunde, die Geologie, noch in den Windeln lag? Was auf jenem Gebiete vor dem 18. Jahrhundert geleistet war, verdient kaum den Namen ernster wissenschaftlicher Forschung. Die wenigen kühnen Männer, welche es wagten, der allmächtigen Theologie Trotz zu bieten, verloren sich in wilde Phantastereien und bauten auf grundlose Voraussetzungen unhaltbare Theorien auf. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte sich auch hier ein bemerkenswerther Umschwung geltend. Hatten die wichtigen Entdeckungen in der Astronomie schon lange vorher große Geister wie Cartesius und Leibniz zu Ideen über Erdbildung geführt, welche weit von den damals herrschenden abwichen, so fehlte ihnen doch zur nähern Begründung ihrer Anschauungen alles aus directer Naturbeobachtung gewonnene Material.

Der geniale Buffon (1707—88) stand im Vergleich zu seinen beiden Vorgängern schon auf viel festerm Boden. Ihm lieferten Guettard's Beobachtungen über die Verbreitung und Zusammensetzung gewisser Erdschichten, über die darin enthaltenen Versteinerungen, über die erloschenen Vulkane der Auvergne u. s. w. Anhaltspunkte von unschätzbarem

Werth. Er verfügte ferner über den schon damals reichen Schatz von Kenntnissen über Versteinerungen. Wenn Buffon in seinen „Epochen der Natur“ auch der Phantasie einen zu weiten Spielraum ließ und die Dauer seiner Erdperioden auf Grund wenig zuverlässiger Experimente berechnete, so verdient sein mit Enthusiasmus aufgenommenes Werk nicht nur wegen der unübertrefflich schönen Darstellungsweise unsere Bewunderung; es enthält auch in der That viele befruchtende Gedanken. Buffon trat den biblischen 6000 Jahren rückwärtslos entgegen und suchte theils aus der Abkühlung des ursprünglich glühenden Erdballs, theils in mustergültiger Weise aus der Dicke der geschichteten Gesteine, welche ja ganz allmählich durch einen äußerst langsamen Sedimentproceß entstanden sein mußten, das hohe Alter unsers Planeten darzulegen. Was ein Jahrhundert vorher Lister richtig erkannt, Rob. Hooke bestätigt und andere schüchtern angedeutet hatten, das sprach Buffon unumwunden aus. Die Meere der frühern Epochen hätten mancherlei Arten von Muscheln, Krustern und Fischen beherbergt, welche heute nicht mehr existirten, und auch unter den Landthieren seien wenigstens einige riesenhafte Formen der Vorzeit, wie das Mastodon, erloschen, wenn auch die Mehrzahl der übrigen noch jetzt, allerdings in etwas entarteter und zwerghafter Gestalt, die Erde bewohne.

Von dem Zusammenhange der chronologischen Entwicklung der Versteinerungen mit der Aufeinanderfolge der geschichteten Gesteine hatte Buffon übrigens noch keine richtige Vorstellung.

Zu dieser Einsicht bedurfte man der bahnbrechenden Arbeiten von Füchsel, Werner und William Smith auf geologischem Gebiete.

Füchsel⁵⁰⁾, an eine Vorarbeit des Bergraths Lehman anknüpfend, unterschied mit großer Schärfe die einzelnen

Gesteinschichten in Thüringen, vereinigte mehrere derselben zu Gruppen, welche er „Formationen“ nannte, und wies aus ihrer Reihenfolge ihr verschiedenes Alter nach. Nach den Versteinerungen wurden Süßwasser- und Meeresablagerungen getrennt und deren Entstehung durch abwechselnde Ueberschwemmungen des Festlandes zu erklären gesucht. Mit weiterm Blick baute Abraham Gottlob Werner (1750—1817) auf dem von Fuchsel gelegten Fundamente weiter. Nach dem eingehendsten Studium der geognostischen Verhältnisse Sachsens und eines Theiles vom übrigen Deutschland bestimmte Werner den Begriff einer Formation genauer. Er studirte die Lagerungsverhältnisse der verschiedenen Formationen zueinander und stellte schließlich ein hauptsächlich auf Gesteinsmerkmale und Altersfolge begründetes ideales Schema derselben auf. Für Sachsen ist die Werner'sche Classification der Formationen noch heutzutage der Hauptsache nach zutreffend, allein bei ihrer Anwendung auf die ganze Erdoberfläche, wie sie von Werner und seinen zahlreichen Schülern versucht wurde, mußten sie vielfache Abänderungen erleiden.

Man hat Werner die Generalisation seines Formations-systems vielfach zum Vorwurf gemacht und mit Recht nachgewiesen, daß sich z. B. Grauwacke und Zechstein, Jurakalk und Kreide nicht in gleichmäßiger Entwicklung über die ganze Erdoberfläche verfolgen ließen; allein gerade in den Ideen, daß jede Formation eine bestimmte Periode für die Entwicklung der ganzen Erde bedeute, beruhte nicht zum geringen Theil die Größe der neuen, epochemachenden Lehre. Hatte Werner selbst die Versteinerungen auch nur wenig berücksichtigt, und den mineralogischen Merkmalen der Gesteine größeres Gewicht beigelegt, so war es doch nur eine nothwendige Consequenz seiner Methode, wenn man in Ländern, wo Versteinerungen reichlicher und in besserer

Erhaltung vorkommen, als in Sachsen, diese lieber zur Unterscheidung gewisser Formationen verwendete als die mineralogischen Eigenthümlichkeiten.

Werner's Ideen wurden in seinen berühmten Vorlesungen zu Freiberg vor einer Schar begeisterter Schüler, darunter Alexander von Humboldt, Leopold von Buch, d'Aubuisson u. a. mit seltener Verehrsamkeit dargelegt und fanden in ganz Europa Wiederhall. Sie waren vielleicht auch zu den Ohren eines einfachen englischen Ingenieurs William Smith gelangt, welcher bei seinen technischen Arbeiten bald bemerkte, daß die verschiedenen Schichten der englischen Sedimentgebilde besondere Versteinerungen enthielten, und daß dieselben Formen stets in der nämlichen Schicht wiederkehrten, auch wenn diese ihre Gesteinsbeschaffenheit änderten. Nach den Versteinerungen könne man die Schichten darum auch am sichersten identificiren. Im Jahre 1790 veröffentlichte Smith eine Classification der Secundärformationen im westlichen England⁵¹⁾, und in einer spätern Schrift⁵²⁾ gab er ein Schichtenprofil von Snowdon in Wales bis zur Themsemündung heraus, worin die Formationen nach den organischen Ueberresten in eine Anzahl mit Localnamen bezeichnete Unterabtheilungen zerlegt wurden, von denen die meisten noch heute aufrecht erhalten werden.

In Südfrankreich war der Abbé Giraud-Soulavie⁵³⁾ zu ähnlichen Ergebnissen hinsichtlich der Aufeinanderfolge der Sedimentgesteine und ihrer Einschlüsse an Versteinerungen gelangt. Er meint, wenn seine in Vivarais gemachten Beobachtungen in andern Provinzen Bestätigung fänden, so würde sich daraus eine auf unantastbaren Thatsachen beruhende chronologische Geschichte der fossilen und lebenden Thiere ergeben. Giraud-Soulavie's Schriften enthalten neben einer Menge scharfsinniger Beobachtungen so viele ungenießbare Erörterungen, daß sie wirkungslos der Ver-

geffenheit anheimfielen und erst in neuester Zeit durch d'Archiac wieder ans Tageslicht gezogen werden mußten.

Werner's einseitige Ansicht von der Entstehung der Erdkruste übte wenigstens in Deutschland keinen sonderlich günstigen Einfluß auf die Entwicklung der Versteinerungskunde aus. Da sich nach seiner „neptunistischen“ Theorie alle Gebirgsarten aus wässeriger Lösung niedergeschlagen hatten und der Wechsel derselben durch ein periodisches Anschwellen und wieder Abnehmen des Meeres erklärt wurde, bei welchem Vorgang zugleich die ehemaligen Meeresbewohner zu Grunde gingen, so fand die im Anfang dieses Jahrhunderts herrschende Naturphilosophie in dieser Hypothese neuen fruchtbaren Boden für ihre Speculationen.

Die aristotelische *generatio aequivoca* kam wieder zu Ehren. Im Wasser konnte die Polarität die erstaunlichsten Dinge ausführen. Wie sie gelöste mineralische Stoffe zu neuen Verbindungen veranlaßte, welche sich als feste Gesteine zu Boden schlugen, so ballte sie den organischen „Urschleim“ zusammen und schuf Pflanzen und Thiere daraus. Man sollte es kaum für möglich halten, daß noch in unserm Jahrhundert die längst widerlegte Hypothese von der *vis plastica* und den Naturspielen abermals auftauchte und daß z. B. ein angesehenener Geologe (Raumer) in den Versteinerungen nie geborene Embryonen von Organismen einer frühern Periode erkennen wollte.⁵⁴⁾

Während Werner in Deutschland sein neptunistisches System zur allgemeinen Geltung brachte, trat in Schottland der geistreiche Hutton⁵⁵⁾ mit einer entgegengesetzten Lehre auf. „Die Ruinen einer ältern Welt“, sagt Hutton, „sind in der gegenwärtigen Structur unsers Planeten sichtbar; und die Schichten, welche jetzt unsere Continente zusammensetzen, lagen einst unter dem Spiegel des Meeres. Die nämlichen Kräfte zerstören noch heute, theils auf mechanischem,

theils auf chemischem Wege, selbst die härtesten Gesteine und schaffen das Material nach dem Meere, wo es ausgestreut wird und ähnliche Schichten bildet, wie die aus älterer Zeit herrührenden. Diese Schichten, anfänglich als lockere Massen auf dem Boden des Oceans abgesetzt, werden später verändert und erhärtet durch vulkanische Hitze, dann aufgerichtet, zerbrochen und gebogen.“ Im letzten Satze liegt der Kernpunkt der Hutton'schen Theorie. Seine Untersuchungen über die Basalte und sonstigen krystallinischen Gesteine Schottlands hatten Hutton zur Ueberzeugung geführt, daß es außer den auf wässerigem Wege gebildeten Gebirgsarten noch andere gebe, deren Ursprung nur durch vulkanische Thätigkeit erklärt werden könne. Der gewaltsame Einfluß dieser „plutonischen Gebilde“ auf die versteinерungsführenden Nachbargesteine mußte nothwendig zur Annahme von Katastrophen führen, denen wieder Perioden der Ruhe folgten. Daß die weitere Ausbildung der Hutton'schen Lehre und namentlich der Vulkankunde gerade durch die zwei größten Schüler Werner's, Alexander von Humboldt und Leopold von Buch erfolgte, verschaffte ihr bald eine fast unbedingte Herrschaft. Damit wurde aber zugleich der Gedanke an Erdrevolutionen und an ein ungeheuer hohes Alter unsers Planeten mehr und mehr geläufig.

Während somit im letzten Decennium des vorigen und im Anfang des jetzigen Jahrhunderts die einen den vulkanischen Erscheinungen und den durch Eruptivgesteine hervorgerufenen Störungen ihre Aufmerksamkeit zuwandten, andere die verschiedenen versteinерungsführenden Schichten untersuchten und deren organische Reste miteinander verglichen, und wieder andere, wie Parkinson⁵⁶⁾, Sowerby⁵⁷⁾ von Schlotheim⁵⁸⁾, Lamarck u. a. mit emsigem Fleiße das bekannte Material an Versteinерungen durch Beschreibung neuer Formen vermehrten, brach sich allmählich die Ueber-

zeugung von der Bedeutung der Versteinerung für die Geschichte der Erde Bahn.

Wie nach und nach durch das Zusammenwirken zahlreicher Forscher die Gedanken zur Reife gelangten, daß die heutige Erdperiode nur das letzte Glied einer langen Kette von Ereignissen sei, daß den jetzigen Lebewesen zahllose ausgestorbene, als Versteinerungen überlieferte Formen vorhergingen, daß jede Formation einen besondern Abschnitt in der Entwicklungsgeschichte der Erde bedeute und durch eigenartige organische Wesen charakterisirt sei, würde sich nur durch eine eingehende Besprechung der Literatur dieses Jahrhunderts darlegen lassen. Diese modernen Anschauungen sind nicht dem Kopfe eines einzelnen Mannes entsprungen, sie sind zum Theil nicht einmal neu, sondern schon jahrhundertlang früher behauptet, wenn auch nicht bewiesen worden. In der Begründung und Widerlegung der ältern Behauptungen durch directe Prüfung der Thatfachen in der Natur liegt die Stärke der modernen Methode; und darin auch die Ursache des wunderbar raschen Aufschwungs der Geologie und Paläontologie.

Hatten sich die Deutschen anfänglich die allerältesten Formationen, die Engländer mit Vorliebe die mittlern zum Studium erkoren, so boten die fossilreichen Ablagerungen im pariser Becken den Franzosen ein dankbares Feld der Untersuchung dar. Durch Alexandre Brongniart und Cuvier⁵⁹⁾ wurden die verschiedenen Abtheilungen der Tertiärformation im nördlichen Frankreich in musterhafter Weise durchforscht und damit der Begriff von Tertiärformation überhaupt erst festgestellt. Wie William Smith die Schichten des Jura und der Kreide nach den Versteinerungen unterschieden und identificirt hatte, so geschah es für die jüngern Gebilde durch die beiden genannten Forscher. Sie gingen übrigens noch einen Schritt weiter, indem sie auf Grund identischer

Versteinerungen die zeitliche Uebereinstimmung weit entlegener Ablagerungen behaupteten. Bei diesen exacten geognostischen Untersuchungen fällt Alexandre Brongniart, wie Cuvier neidlos hervorhebt, das Hauptverdienst zu. Die bahnbrechenden theoretischen Folgerungen zog Cuvier.

Seine meisterhafte Bearbeitung der fossilen Wirbelthiere⁶⁰⁾ hatte ihn bald zu dem Ergebniß geführt, daß nicht nur verschiedene Arten aus dem pariser Gips erloschen seien — das hatte bereits Lamanon erkannt — sondern daß überhaupt alle fossilen Knochen, mit Ausnahme einiger in den jüngsten Schwemmgeländen gefundenen, von ausgestorbenen Arten herrührten. Zu ähnlichem Ergebniß war man bei den fossilen Conchylien schon viel früher gelangt. Bei jenen konnten indeß die Gegner noch immer den Einwand erheben, daß die mangelhafte Kenntniß der lebenden Formen ein späteres Auffinden von „Originalien“ für die vermeintlichen ausgestorbenen Arten wenigstens möglich erscheinen ließe. An eine nennenswerthe Bereicherung des zoologischen Systems durch Entdeckung großer Landsäugethiere dagegen konnte im Anfange dieses Jahrhunderts niemand mehr im Ernste glauben. Die schlagendsten Beweise für die ehemalige Existenz erloschener Formen mußten sich demnach, so hob Cuvier mit Recht hervor, aus der Untersuchung der großen fossilen Wirbelthierreste ergeben. Wie Cuvier diesen verschwundenen Schatten gewissermaßen wieder Leben einzuhauchen wußte, wie er aus wenigen Fragmenten das Bild des ganzen Thieres zu restauriren verstand, das wird seinen Namen stets mit leuchtender Schrift aus den Annalen der Wissenschaft hervortreten lassen. In den „Untersuchungen über die fossilen Knochen“ hat Cuvier für die Wirbelthiere eine neue vergleichende Anatomie geschaffen. Er entdeckte das berühmte Gesetz der Wechselbeziehung (Correlation) des ganzen Organismus zu seinen einzelnen Theilen und zeigte,

wie sich z. B. aus dem Bau eines einzelnen Backzahns mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Form des Kiefers, der Extremitäten und der sonstigen Skelettheile a priori, überhaupt die ganze Organisation des betreffenden Thieres ermitteln lassen.

Haben die neuern Forschungen der Anwendung dieses Gesetzes einige beschränkende Fesseln auferlegt, so steht im großen Ganzen die Paläontologie der Wirbelthiere noch vollständig auf dem von Cuvier geschaffenen und später durch Richard Owen befestigten Fundament. Nach Cuvier konnten wenigstens Gelehrte in fossilen Elefanten- oder Mastodontenresten keine Knochen des heiligen Christoph mehr erkennen oder ein fossiles Salamanderskelet für das Beingerüst eines in der Sündflut verunglückten Menschen halten.

Minder glücklich, wenn auch nicht weniger wirksam war Cuvier's Einfluß auf die ganze Richtung der historischen Geologie. Er hatte mit scharfem Blick erkannt, daß die fossilen Wirbelthiere nicht allein von den jetzt lebenden Formen verschieden seien, sondern daß auch die in verschiedenen Formationen begrabenen Reste untereinander ebenso große Differenzen erkennen ließen als von ihren Repräsentanten der Jetztzeit. Jede Formation enthält eine Anzahl ihr ausschließlich eigenthümlicher Arten, und je älter die Formation, desto weiter entfernen sich diese Arten von ihren jetztlebenden Verwandten. Dieser unzweifelhaft richtige Satz führte Cuvier zu weitgehenden Folgerungen. In seinen „Discours sur la révolution de la terre“ setzte er des Nähern auseinander, daß die Erde, wie sich aus der Vertheilung und unregelmäßigen Lagerung der versteinерungsführenden Gesteine erkennen lasse, vielfache Revolutionen erlebt habe. Diese gewaltsamen Katastrophen traten plötzlich ein und vernichteten die ganze Lebewelt auf der Erdoberfläche. Nach jeder Revolution entstand eine neue von der frühern unabhängige

Schöpfung, und bevölkerte für eine lange Periode die Erde, bis auch ihr eine neue Katastrophe den Untergang brachte. So fand zu wiederholten malen ein vollständiger Zerstörungs- und Erneuerungsproceß der Lebewelt statt, welcher mit dem Erscheinen des Menschen den heutigen Abschluß erreichte. Zur Erklärung der Erdrevolution bedurfte man Kräfte, welche weit energischer wirkten als die Ursachen, denen heutzutage die Veränderungen auf der Erdoberfläche zugeschrieben werden können.

Es läßt sich nicht leugnen: diese Ideen wirkten jahrelang sehr befruchtend. Man suchte die verschiedenen aufeinanderfolgenden Schöpfungen genauer kennen zu lernen. Die Versteinerungen wurden jetzt nicht mehr ohne Beziehung zur Erdgeschichte beschrieben und abgebildet; es entstanden nunmehr unzählige Monographien über die Faunen und Floren einzelner Formationen oder einzelner Schichten. Diesen reihten sich andere an, welche in systematischer Weise gewisse Pflanzen oder Thiergruppen behandelten und die Aufeinanderfolge der verschiedenen Gattungen und Arten nachzuweisen suchten. Man war zum voraus geneigt, die Formen aus verschiedenartigen Ablagerungen für verschieden zu halten, und schärfte darum die Beobachtungsmittel, um auch zwischen scheinbar identischen Dingen Unterschiede aufzufinden. Der Versteinerungskunde eröffnete sich in diesem Jahrhundert eine neue anziehende Aufgabe; es galt die Geschichte der Erde und ihrer Bewohner festzustellen von den ältesten Anfängen an bis zur Gegenwart. An dieser Arbeit theilten sich mit gleichem Eifer Geologen, Zoologen und Botaniker. Unter den glänzenden Namen, welche sich hier nennen ließen, gehören viele der jüngsten Vergangenheit an oder sie stehen noch in voller Wirksamkeit im Kreise ihrer jüngern Fachgenossen.

Die Erweiterung der paläontologischen Kenntnisse ver-

anlaßten bald erhebliche Modificationen der Cuvier'schen Katastrophentheorie. Agassiz⁶¹⁾ gelangte in einem bewunderungswürdigen Werke über fossile Fische sowie durch Untersuchung von mehreren Muschelgattungen zu dem Ergebniß, daß keine einzige Art von einer Formation in die andere übergehe, und Alcide d'Orbigny⁶²⁾ vermehrte auf Grund der umfassendsten paläontologischen Studien die Zahl der Erdrevolutionen auf 27. Jede der 27 Perioden enthält nach diesem Forscher eine ganz unabhängige, von der frühern und nachfolgenden verschiedene Pflanzen- und Thierwelt, und nur ganz ausnahmsweise gelang es einer Art, der allgemeinen Vernichtung zu entinnen und in die nächste Periode überzugehen.

Die d'Orbigny'schen Werke übten schon wegen ihres nationalen Gepräges in Frankreich den nachhaltigsten Einfluß aus. D'Orbigny's geologische Perioden (Etages) waren vorzugsweise auf französische Verhältnisse basirt und größtentheils nach französischen Ortsnamen bezeichnet. In seiner „Paléontologie française“ suchte er alle in Frankreich vorkommenden fossilen wirbellosen Thiere nach Formationen geordnet zu beschreiben und in Tafeln von bis dahin unerreichter Schönheit darzustellen, eine Aufgabe, welche freilich auch für die unermülichste Arbeitskraft zu umfassend war und die deshalb nach dem Tode d'Orbigny's durch einen Kreis von Fachgenossen fortgesetzt wird.

Zu ähnlichem Zweck bildeten die Engländer im Jahre 1847 eine Paläontologische Gesellschaft, welche seit jener Zeit alljährlich einen mit vielen Tafeln illustrierten Band veröffentlicht. Durch frühzeitige Arbeitstheilung und andererseits durch Concentrirung der zusammengehörigen Arbeiten in ein einziges Organ ist England allen übrigen Staaten Europas vorangeeilt. In vielen trefflichen Einzelmonographien läßt sich schon jetzt der größere Theil der

reichen paläontologischen Schätze Großbritanniens übersehen. *)

Deutschlands frühere politische Zersplitterung hemmte auch auf wissenschaftlichem Gebiete ein einmüthiges Zusammenwirken. Der schon im Jahre 1826 unternommene Versuch von Goldfuß, in Gemeinschaft mit Graf Münster eine Beschreibung aller in Deutschland vorkommenden Versteinerungen zu veröffentlichen⁶³⁾, mußte an der Größe der Aufgabe scheitern. Nach Herausgabe drei prächtiger Foliobände wurde das Werk im Jahre 1844 unvollendet geschlossen. Auch die später von Dunker und H. von Meyer gegründete Zeitschrift „Palaeontographica“⁶⁴⁾ konnte als Privatunternehmen Einzelner nie die Stelle jener mächtigen und reichen Gesellschaft ersetzen, welche in England so glänzende Leistungen aufweist.

Dennoch hat Deutschland seine alte Vorliebe für paläontologische Forschungen auch in diesem Jahrhundert bewahrt und hat über die Bedeutung der Versteinerungen für die Erdgeschichte stets selbständige Anschauungen vertreten. Die Cuvier'sche Kataklysmentheorie bürgerte sich weder so vollständig ein, noch entwickelte sie sich in so extremer Weise wie bei unsern westlichen Nachbarn. Schon im Jahre 1813 gab Schlotheim⁶⁵⁾ eine chronologische Uebersicht der ihm bekannten Versteinerungen geordnet nach den verschiedenen Formationen heraus und legte ihre Wichtigkeit für die Altersbestimmung der Erdschichten dar. „Sie können uns tiefe Blicke in die Beschaffenheit jener großen Erdrevolutionen gewähren, welche die uns allein bekannte obere Erdkruste bildeten und wiederholt veränderten; vielleicht sogar die Epoche einzelner solcher Revolutionen in Ansehung der Jahreszeiten bestimmen helfen, in welchen sie stattfanden; uns darüber belehren, ob solche Revolutionen allgemein auf

*) Im Jahre 1822 waren aus Großbritannien nur 752 fossile Arten beschrieben. Gegenwärtig beläuft sich ihre Zahl auf 13276 Arten.

der Erdoberfläche verbreitet oder blos local waren. — —“ In seiner trefflichen „Petrefactenkunde“ (1820) erkennt Schlotheim zwar einige wenige Erdrevolutionen an, bestreitet aber auf das entschiedenste, „daß jede abweichende Gebirgsschicht, nebst den darin befindlichen so verschiedenen Thier- und Pflanzenüberresten, als Producte stets wiederholter Erdrevolutionen und neuer Schöpfungen zu betrachten seien. — Wir dürfen wol überhaupt mit der Schöpfung nicht die Vorstellung verbinden“ — meint Schlotheim — „als wenn sie gleichsam ein abgethanes Geschäft in einem kurzen bestimmten Zeitraum sei, da sie im Gegentheile offenbar ins Unendliche fortwirkt, und alles Mögliche und Nothwendige nach unveränderlichen Gesetzen in den günstigsten Augenblicken hervorrufft, verändert und umbildet.“

Mit bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit suchte H. G. Bronn⁶⁶⁾ die Hypothese von einer wiederholten totalen Vernichtung und einer darauffolgenden Neuschöpfung der gesammten organischen Welt zu widerlegen. Er zeigte, daß viele Arten von einer Formation in die andere übergehen können, und hielt sich nach den umfassendsten in dieser Richtung jemals angestellten Untersuchungen zu dem Schlusse berechtigt, daß organische Wesen zu allen Zeiten entstanden und vergingen und daß zu keiner Zeit alle einstigen Thier- und Pflanzenarten der Erdoberfläche gleichzeitig geschaffen wurden oder gleichzeitig untergingen. Für Bronn ist die ganze Aufeinanderfolge der fossilen Organismen in den frühern Erdperioden der Ausfluß einer planvollen tiefsinnigen Thätigkeit eines allmächtigen und allweisen Schöpfers. In einem spätern Werk⁶⁷⁾ wird dieser persönlich eingreifende Schöpfer zwar durch eine planmäßig handelnde, selbstbewußte „Schöpfungskraft“ ersetzt, allein im Wesen ist diese nicht verschieden von dem persönlichen Gott.

Bronn's Werke haben trotz ihres Umfangs und ihrer

trockenen Form eine weite Verbreitung erlangt und namentlich in Deutschland der Versteinerungskunde großes Ansehen verschafft und ihr zahlreiche Freunde zugeführt.

Obwol Bronn der Cuvier'schen Katastrophentheorie widerstrebte, bekannte er sich doch mit der überwiegenden Mehrzahl seiner Zeitgenossen zu der vorzugsweise von Linné und Cuvier gestützten Ansicht, daß jede Art einen besondern Schöpfungsact voraussetze, und als unveränderliche Einheit streng geschieden sei von allen auch noch so verwandten Formen.

Ein auf eigener Entwicklung der Organismen beruhender Zusammenhang zwischen den Versteinerungen zweier aufeinanderfolgender Formationen konnte darum auch nicht zugestanden werden. Wo sich ein solcher Zusammenhang kaum in Abrede stellen ließ, wurde er dem vorbedachten Plane des Schöpfers zugeschrieben.

Als nun endlich der jüngstverstorbene geniale Charles Lyell⁶⁸⁾ eine fundamentale Aenderung der bisherigen geologischen Anschauungen veranlaßte, indem er die Unhaltbarkeit der gewaltsamen Kataklysmentheorie nachwies und sämmtliche in frühern Erdperioden erfolgte Ereignisse durch noch heute wirksame Kräfte und Erscheinungen zu erklären suchte, regten sich auch wieder auf andern Gebieten längst überwunden geglaubte Ideen. Wenn die Geologen der Lyell'schen Schule alle, auch die gewaltigsten Veränderungen auf der Erdoberfläche durch die Summirung kleiner, aber in langen Zeiträumen fortwirkender Ursachen zu erklären suchten, und an die Stelle unbegreiflicher, heute unbekannter Kräfte lange Perioden setzten, so mußten sie auch für die Entwicklung des organischen Lebens gewaltsame Eingriffe zurückweisen. Die gesetzmäßige Aufeinanderfolge der Versteinerungen konnte nicht durch univervelle Katastrophen unterbrochen werden; alles Lebendige mußte sich continuirlich aus sich selbst entwickeln und verändern.

Diese Betrachtungen führten aber naturgemäß zur erneuten Prüfung der Frage, ob die naturhistorischen Arten, wie Linné, Cuvier und ihre Anhänger behaupteten, wirklich unveränderliche, feststehende Formen seien, oder ob sie nur vorübergehende, auf eine gewisse Zeit beschränkte, veränderliche Formenkreise darstellten.

Zu letzterer Ansicht hatten sich schon im Anfang dieses Jahrhunderts Lamarck, Geoffroy Saint-Hilaire und Goethe und ein Theil der Naturphilosophen in Deutschland bekannt, ohne jedoch im Stande zu sein, dieselbe durch genügende Belege zu stützen.

Erst Darwin erhob die Hypothese von der allmählichen Umbildung (Transmutation) der Organismen zum Range einer Theorie. Indem er nachweist, wie die Natur selbst durch den Kampf ums Dasein die Formen zur Umänderung und zur Anpassung an die äußern Existenzbedingungen zwingt, führt er zugleich das System der Botanik und Zoologie auf wahre Blutsverwandtschaft zurück. Sämmtliche zum gleichen „Bauplan“, zur gleichen Klasse, Ordnung u. s. w. gehörigen Formen haben sich nach ihm auseinander entwickelt und stehen untereinander in genetischem Zusammenhange. Alle in wesentlichen Merkmalen übereinstimmenden Formen sind auch wirkliche Verwandte und darum darf man im Sinn der Descendenztheorie in der That von einem „natürlichen“ System sprechen. Die Versteinerungen können nach dieser Theorie nichts anderes als die Ahnen der jetztlebenden Organismen sein. Durch das Studium ihrer chronologischen Aufeinanderfolge müssen wir auch die Entwicklungsgeschichte, den Stammbau ihrer jetzigen Verwandten kennen lernen.

Mit der Descendenztheorie beginnt für die Versteinerungskunde ein Wendepunkt, ebenso bedeutsam wie jener, welcher sich an die Namen Werner, William Smith, Brongniart und Cuvier knüpft.

Waren die Versteinerungen von dem Augenblick an, wo man in ihnen nicht allein Reste besonderer, heutzutage ausgestorbener Pflanzen und Thiere, sondern auch die Documente für eine Geschichte der Erde und ihrer Bewohner erkannt hatte, Gegenstand des lebendigsten Interesses geworden, so sind sie jetzt noch mit einem weitem geheimnißvollen Reiz umgeben. Das riesige, seit Anfang dieses Jahrhunderts angehäuften paläontologische Material drohte allmählich ein schwer bewegliches, beständig an Masse anschwellendes Hauswerk von Thatsachen zu werden, denn mit dem steten Anwachsen der Erkenntniß von Thatsachen schritt die geistige Durchdringung derselben nicht in entsprechender Weise vorwärts. Die verschiedenen Formationen waren bald auf einem beträchtlichen Theil der Erdoberfläche mit Hülfe der Versteinerungen indentificirt und ihre Reihenfolge unerschütterlich festgestellt. Auch die untergegangenen Floren und Faunen der verschiedenen Erdperioden sind wenigstens den Hauptzügen nach bekannt, und wenn auf diesem Gebiete auch beinahe jeder Tag Neues bringt und gewiß noch unendlich vieles zu erwarten steht, so modificiren die neuen Entdeckungen doch selten im wesentlichen Grade die bereits gewonnenen Grundanschauungen. Durch die Descendenztheorie sind der Versteinerungskunde wieder neue Zielpunkte vorgezeichnet. Es handelt sich jetzt darum, für die ganze gegenwärtige Schöpfung und für alle bereits erloschenen Formenreihen die Stammbäume aufzufinden. Bei derartigen Versuchen zeigt sich aber die Unvollständigkeit des paläontologischen Materials am schlagendsten. Noch ist es nicht gelungen, auch nur einen einzigen Stammbaum mit einiger Vollständigkeit zusammenzustellen. Man ist häufig im Stande, ganze Reihen von Formen zu einer geschlossenen Kette zu vereinigen, aber dann reißt plötzlich die Continuität ab, und zwischen ihr und dem nächsten Stück fehlen die verbindenden Ringe. Durch die Descendenztheorie werden wir überall auf die klaffenden Lücken in

unserer paläontologischen Erkenntniß aufmerksam gemacht, aber gleichzeitig gibt sie uns auch einen Fingerzeig, wie ungefähr die noch fehlenden Formen aussehen müssen und wo wir dieselben etwa zu suchen haben. In der Chemie construirt man häufig auf rein theoretischem Wege neue Verbindungen und stellt dieselben später durch Synthese dar. Ebenso ist die Paläontologie im Stande, die ehemalige Existenz von Formen zu behaupten, deren Organisation sie mit großer Wahrscheinlichkeit zu vermuthen vermag. Eine sehr werthvolle Hülfe bei derartigen Versuchen liefert die individuelle Entwicklungsgeschichte verwandter lebender Arten. Es hat sich nämlich zwischen der paläontologischen Aufeinanderfolge der verschiedenen Zweige eines Stammes und der Entwicklungsgeschichte der Individuen desselben Stammes eine merkwürdige Uebereinstimmung gezeigt. Letztere ist nichts anderes als eine kurze Wiederholung der paläontologischen Entwicklungsgeschichte des Stammes. Dadurch, daß nun die ältesten Formen einer Reihe Merkmale der frühesten Embryonalzustände an sich tragen und die jüngern mehr Uebereinstimmung mit spätern Entwicklungsstadien erkennen lassen, wird es möglich, die bestehenden Lücken wenigstens durch hypothetische Formen auszufüllen.

Der Forschung zeigt die Descendenztheorie schon im voraus die Richtung an, in welcher die erfolgreichsten Entdeckungen zu machen sind; sie zwingt zu einer festen Methode der Untersuchungen. Bis jetzt ist das neue durch die Descendenztheorie erschlossene weite Arbeitsfeld noch wenig angebaut, aber die bereits gemachten Versuche versprechen für die Zukunft eine reiche Ernte.

Für den Naturforscher bietet die Descendenztheorie allein eine natürliche Lösung des Räthfels über die Entwicklung und Aufeinanderfolge der organischen Lebewelt. Ueber die Ursachen freilich, welche die Umänderung der Arten und zwar

die Umänderung in einer bestimmten Richtung veranlassen, sind die Meinungen noch sehr getheilt. Daß das von Darwin entdeckte Princip der natürlichen Zuchtwahl noch viele Erscheinungen ungeklärt läßt, wird auch von den wärmsten Anhängern der Darwin'schen Lehre nicht mehr geleugnet.

Ein ausgezeichnete italienische Geologe, Brocchi⁶⁹⁾ führte schon im Anfang dieses Jahrhunderts den Gedanken aus, das Erscheinen, Ausblühen und Erlöschen irgendeiner ausgestorbenen Gattung oder Familie sei zu vergleichen mit dem Leben eines Einzelwesens. Wie diesem eine bestimmte mittlere Lebensdauer gesteckt sei, so auch jenen. Habe sich die einer Gattung oder Familie innewohnende Lebenskraft erschöpft, so verfielen sie aus Altersschwäche unerbittlich dem Untergange.

Diese Idee ist heute, wo man in der Entwicklung des Individuums einen Spiegel der Stammesgeschichte erkennt, wieder etwas mehr zu Ehren gelangt, aber das Warum? welches die Lebensdauer des Einzelnen, wie des Ganzen bedingt, liegt heute noch ebenso tief in Dunkel gehüllt wie vor 70 Jahren.

Die Ergründung des Geheimnisses von der natürlichen Entstehung, Umgestaltung, Entwicklung und Vernichtung organischer Wesen bildet gegenwärtig den Brennpunkt aller biologischen Forschung. Viele widerstreitende Meinungen stehen sich gegenüber und werden sich wol noch lange bekämpfen. Aber die hohe Bedeutung der Versteinerungen für die Lösung dieser Fragen wird von allen Seiten anerkannt.

Anmerkungen.

- 1) In Originis philosophumenis, cap. XIV, p. 100.
 - 2) Metamorphosen, XV, 262.
 - 3) Lib. I mineralium tract. I, cap. 8.
 - 4) Genialium dierum, lib. V, cap. 9.
 - 5) Venturi Essai sur les ouvrages phys. et mathem. de Leonardo da Vinci (Paris 1797).
 - 6) Bonnani, Museum Kircherianum, p. 198.
 - 7) De fossilibus, p. 109 et 176.
 - 8) Metallotheca Vaticana (1574).
 - 9) De reconditis et praecip. collectan. a Franc. Calceolario Veron. (Verona 1584 und Venedig 1593).
 - 10) De natura fossilium (Chemnitz 1546).
 - 11) De rerum fossilium lapidum et gemmarum figuris et similitudinibus (Zürich 1565).
 - 12) Nomenclator rerum fossilium (1555).
 - 13) Oryctografia Hildesheimensis (Silbesheim 1669).
 - 14) Notitia regni mineralis (Leipzig 1661).
 - 15) Kircher, Mundus subterraneus (Rom 1664).
 - 16) Dissertatio de cornu Hammonis (1688).
 - 17) De glossopetris in Heluetia repertis (1689).
 - 18) De montibus conchiferis et glossopteris Alzeyensibus (Frankfurt 1657).
 - 19) Dissertationes (Tübingen 1712).
 - 20) Natural history of Oxfordshire (1677).
- Historisches Taschenbuch. Fünfte B. V.

- 21) *Lithophylacii Britannici ichnographia* (London 1690; 2. Aufl. Oxford 1760).
- 22) *Historia lapidum figuratorum* (1709).
- 23) *Lithophyl.* (2. Aufl., S. 136).
- 24) *Osservazioni sugli animali aquatici e terrestri* (1626).
- 25) *De solido intra solidum naturaliter contento dissertationis prodromus* (Florenz 1669).
- 26) *De corporibus marinis lapides ventibus* (Rom 1752).
- 27) *Protogaea* (1749).
- 28) *An essay towards a natural history of the earth.* (London 1695). *Editio lat. de Scheuchzer* (Zürich 1704).
- 29) *Telluris theoria sacra, orbis nostri originem et mutationem generalem complectens* (London 1681).
- 30) *A new theory of the earth* (London 1696).
- 31) *Piscium querelae et vindiciae* (Zürich 1708).
- 32) *Helvetiae historia naturalis oder Naturgeschichte des Schweizerlandes* (Zürich 1752). *Specimen lithographiae Helveticae curiosae* (Zürich 1702). *Miscellanea curiosa* (Zürich 1697). *Herbarium diluvianum* (1723).
- 33) *De testaceis fossilibus musei Septiliani* 1676).
- 34) *De corpi marini che sui monti si trovano* (Venedig 1721).
- 35) *Dissertazione ove si prova che i corpi marini petrificati non sono diluviani* (Verona 1737).
- 36) *Historiae animalium Angliae tractatus* (London 1678).
- 37) *Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur* (Nürnberg 1755).
- 38) *Die Naturgeschichte der Versteinerungen* (Nürnberg 1768–69).
- 39) *Oryctographia Norica* (Nürnberg 1712) und *Monimentarum rerum petrificatarum praecipua* (Nürnberg 1757).
- 40) *Dissertatio de Polythalamis* (1732).
- 41) *Specimen descriptionis petrefactorum Gedanensium* Nürnberg 1770).
- 42) *De conchis minus notis in litore Ariminiensi* (Venedig 1739).

- 43) Testaceographia et zoophytographia parva e microscopica (1789—97).
- 44) Ittiologia Veronese (1788).
- 45) Mémoire et carte minéralogique sur la nature et la situation des terrains qui traversent la France et l'Angleterre. Hist. Acad. roy. des sc. (1746, erschienen 1751). Außerdem zahlreiche in den Mémoires de l'Acad. des sc. publicirte Abhandlungen über Versteinerungen.
- 46) Mém. Acad. roy. des sciences (1746).
- 47) Mémoires de l'Acad. de Montpellier, vol. I et V.
- 48) Enumerationis fossilium quae in omnis Galliae provinciis reperiuntur tentamina (Paris 1751).
- 49) Mém. Acad. roy. des sciences (1718).
- 50) Actorum Acad. elect. Moguntinae scient. util. quae Erfordiae est (Erfurt 1761). Entwurf zu der ältesten Erd- und Menschengegeschichte.
- 51) Tabular view of the british strata (1790).
- 52) Strata identified by organized remains (1817).
- 53) Histoire naturelle de la France méridionale (Paris 1780—84).
- 54) R. von Raumer, Das Gebirge Niederschlesiens, der Graßhats Glatz u. s. w. (Berlin 1819), S. 165 Ann.
- 55) Theory of the Earth (1788).
- 56) Organic Remains of former World (3 Bde., London 1808—11).
- 57) Mineral Conchology of Great Britain (6 Bde., London 1812—23).
- 58) Die Petrefactenfunde (Gotha 1820).
- 59) Essai sur la géographie minéralogique des environs de Paris. Annales du Museum (1808).
- 60) Recherches sur les ossements fossiles (1821—24).
- 61) Recherches sur les poissons fossiles (1833—43).
- 62) Paléontologie française (seit 1840) und Cours élémentaire de la paléontologie stratigraphique.
- 63) Petrefacta Germaniae (1826—44).
- 64) Palaeontographica. Beiträge zur Naturgeschichte der Vorwelt, herausgegeben von Dunfer, S. von Meyer und Bittel (1846—75).

65) In Leonhard's mineralogischem Taschenbuch, Jahrg. 8 (1813).

66) Handbuch einer Geschichte der Natur (1841—49) und Lethaea geognostica (1837—38).

67) Untersuchungen über die Entwicklungsgesetze der organischen Welt (1858).

68) Principles of geology (1830).

69) Conchyliologia fossile subapennina (Mailand 1814).

Die
Reformbestrebungen Papst Hadrian's VI.
und die Ursachen ihres Scheiterns.

Von
Friedrich Nippold.

Für den Historiker von Fach nicht bloß, sondern für jeden Gebildeten ist es heute ein besonderer Genuß, sich der Reformationsgeschichte näher zuzuwenden. Die Kenntniß, die Darstellung, die Auffassung dieser gewichtigen Periode ist — eine wie die andere — gegenwärtig in eine völlig neue Phase eingetreten, und in dieser in frischem Flusse begriffen. Zunächst sind eine Menge von Quellen zu allseitiger Benutzung erschlossen, die früher nur wenigen zugänglich waren. Wie so ganz anders lebendig ist nicht heute — um nur ein Beispiel von vielen zu nennen — der Einblick in die schweizerische Reformationsgeschichte, seit durch den regen Wettstreit der verschiedenen cantonalen Vereine alle jene Chronisten selbst zu uns reden, von welchen man früher mit Ausnahme der engsten Heimat nur dürstige Auszüge kannte: neben dem Züricher Bullinger, dem sprichwörtlich treuen verlässlichen Forscher, die Genfer Bonniard, Zuffe, Fromment, der Sanct-Galler Kessler, der Baseler Kyff, neben den Luzernern Salat und Murner, die mit ihnen an Abneigung gegen die Bewegung wetteifernden Kartäuser Klein-Basels — nicht zu vergessen die in der Herausgabe begriffenen Acten des berner Archivs, die der Zuverlässigkeit der bisher auch nur ungenügend benutzten Chronik des Valerius Anshelm¹⁾ ein so treffliches Zeugniß ausstellen.

Der Erschließung der archivariischen Quellen steht aber weiter die zusammenfassende, wahrhaft künstlerische und an

neuen Gesichtspunkten überraschend reiche Bearbeitung würdig zur Seite, von den Ranke und Häusser an bis zu dem Holländer Rauwenhoff, den Engländern Buckle und Hartpole Lecky und dem Amerikaner Fisher, dem wackern Schüler Bancroft's.²⁾ Daneben sei hier nur mit einem Wort auf die Menge gebiegener biographischer Arbeiten verwiesen, von den Sammelwerken der Reformatorenbiographien bis zu den Lebensbildern der Staatsmänner und Fürsten, der Gelehrten und Künstler, und umgekehrt wieder bis zu den localgeschichtlichen Darstellungen einzelner Länder und Provinzen, von denen allein die letzten Jahre eine größere Zahl gebracht haben. Um nur wieder ein einzelnes Beispiel herauszugreifen, erinnere ich an das, was uns Holland noch in dieser Beziehung neben dem allgemeineren Werke Rauwenhoff's über den Protestantismus geboten: an das grundlegende Werk Moll's über die mittelalterliche katholische Kirche, an die Geschichte der ersten, 1531 unterdrückten Reformationsbewegung von de Hoop Scheffer, an die Darstellung der protestantischen Theologie der Niederlande in den an Wichtigkeit des Inhalts miteinander wetteifernden Werken von Sepp.

Auch diese Förderung unserer Kenntniß aber ist noch nicht der höchste Gewinn, dessen sich die Arbeiter unserer Tage erfreuen. Am höchsten veranschlage ich die Resultate des gewaltigen Ringens der Vertreter der verschiedenen Confessionen miteinander um das, was nun wirklich die objective Wahrheit genannt werden dürfe. Ohne diesen Kampf der verschiedenen Anschauungen, ohne dieses Aufeinanderplagen der Geister hätten wir schwerlich die gegenwärtige allseitige Basis gewonnen, die unter andern die täuferisch-communistische Bewegung in ihrem vollen Zusammenhange mit der gesammten Entwicklung jener ereignißvollen Jahre dargelegt hat.³⁾ Nicht hoch genug ist der Gewinn zu veranschlagen, daß alle die überkommenen Controversen heute im vollen Tageslicht

ausgekämpft werden müssen, daß keiner, der in der Republik der Wissenschaft seinen Platz wahren will, mehr den Kreis der Gleichgestimmten allein ins Auge fassen darf, daß die Stellung des Gegners sich unwillkürlich in die des Mitarbeiters verwandelt hat!

Es ist das eine ganz allgemeine Thatsache, die z. B. gerade so von dem gegenseitigen Verhältniß der jüdischen und christlichen Forschungen über die Urgeschichte des Christenthums und des Islams Gültigkeit hat.⁴⁾ Aber ganz besonders doch gerade hinsichtlich der Darstellung der Reformationszeit. Allerdings hatte jene Wiederbelebung des confessionellen Interesses, die so lange den bezeichnendsten Zug der neuesten Kirchengeschichte gebildet, zunächst auch die Geschichtsforschung wieder in den Dienst der Polemik gezogen. Der heftige Kampf, der zwischen den beiden tübinger Collegen Baur und Möhler entbrannte, hat noch vielfache Parallelen zur Seite. Und in noch höhern Grade wie Möhler hat sein gelehrter Schüler Döllinger als begeisterter Vorkämpfer seiner Kirche die Arena betreten. Bei den Cornelius, den Kampfschulte und ihren zahlreichen Genossen können wir den gleichen Ausgangspunkt nachweisen — und es möchte gegenüber den mannichfachen Misverständnissen der Grundgedanken dieser Männer eine unabweisbare Pflicht sein, auch speciell darauf hinzuweisen. Aber blickt man heute zurück auf das, was in den letzten Decennien überhaupt für die allseitige Erforschung der Reformationsgeschichte geleistet worden ist, so wird kein Unbefangener mit der Auerkennung zurückhalten können, daß eben dieser Schule die Palme gebührt. Noch ging wol längere Zeit darüber hin, daß man sich gegenseitig mehr bestritt als verstand. Auch in dem Kreise der Gelehrten sind mannichfach „die Augen verhalten“ gewesen für das Verständniß des einen Herrn, aus dessen Geist alle christlichen Kirchen ihre Lebenskraft schöpfen,

und der in den verschiedensten Formen sich wieder und wieder bezeugt. Daß man aber heute hüben und drüben dieses Verständniß gewonnen, ist eine der Segnungen, die in neuer Bewährung des alten Josephswortes: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen“, gerade aus der neuen „babylonischen Gefangenschaft“ erwachsen sollte, in welcher das von dem restaurirten Jesuitenorden beherrschte Papstthum Religion und Cultur mit sich zu fesseln versuchte. Wir durften neulich von befugtester Seite eine actenmäßige Schilderung des gewaltigen Kampfes vernehmen, den das heutige Rom gegen die Vertreter der Wissenschaft, gegen die Männer, die sich ihr Gewissen unbesleckt, ihren Wahrheits Sinn ungeschwächt bewahrten, mit zäher Consequenz unternahm.⁵⁾ Aber dieser Kampf gewährt uns gerade darum auch das erhebende Bild, wie sich die paulinische Erfahrung: „Wir sind als die Sterbenden, und siehe wir leben“, abermals in ihrer ganzen Wahrheit erwies. Mit ungeahnter Kraft hat sich, zur Bewunderung der Mitlebenden, einem gewappneten Manne vergleichbar, der alte wahrhaft katholische Geist der curialistischen Unterdrückung erwehrt. Und was speciell die geschichtliche Forschung dieser Entwicklung verdankt, liegt offen vor aller Augen zu Tage. Nicht mehr sind es die Männer der Partei, für die ein fortwuchernder Parteigeist mit verblendeter Gesinnung eintritt. Es sind die Gestalten der Geschichte als solcher, die wir heute allerseits geschichtlich zu verstehen beflissen sind.

Davon in all der Kürze, die ein einzelner Aufsatz gestattet, einen Beleg zu geben, habe ich mir hier zur Aufgabe gestellt. Und ebendeshalb möchte ich zunächst aus der Reihe der protestantischen Historiker, welche den Papst Hadrian VI. zu würdigen versucht, einige Zeugnisse dafür beibringen, wie gerade sie der geschichtlichen Erscheinung

dieses Papstes ähnlich gerecht zu werden versuchten, wie das hinsichtlich Luther's bei Döllinger der Fall ist. Mit Bezug auf die allgemeine historische Sachlage, von der Hadrian's Bild sich uns abhebt, erinnere ich daher nur mit einem einzelnen Wort an die zeitliche Umgrenzung seiner Regierung: wie der frühere Lehrer Karl's V. als Papst nicht bloß äußerlich zwischen Leo X. und dessen gleichgesinntem Vetter Clemens VII. in der Mitte steht, sondern zugleich im Gegensatz zu den beiden das rein weltliche Fürstenthum vertretenden Mediceern die Reformation am Haupt der Kirche als Basis jeder Reformation der Glieder der Kirche versucht. Außerdem ist ja gerade neuerdings mannichfach daran erinnert, wie in scharfem Contrast zu Pius IX., in dem wir jedenfalls — um von allen andern Eigenschaften seiner Regierung zu schweigen — den theologisch unwissendsten Menschen vor uns haben, der seit Jahrhunderten der Römischen Curie vorstand, dieser Hadrian gewiß einer der gelehrtesten Päpste genannt werden muß, und wie dieser gleiche Hadrian nicht bloß in seinem Commentar über das vierte Buch der Sentenzen erklärt, daß es gewiß sei, daß der Papst auch in Glaubenssachen irren könne, sondern geradezu noch hinzufügt: „Ich will die impossibilitas errandi (also die Unfehlbarkeit), welche andere behaupten, hiermit ausschließen.“ Wohl muß es darum eine empfindliche Lücke in der biographischen Schilderung der Reformationsperiode genannt werden, daß eine allseitige eingehende Biographie Hadrian's uns immer noch fehlt, daß wir für die nähere Kenntniß desselben auf die alten Sammelwerke von Burmann, Buddeus und Danz angewiesen sind. Aber es hat darum an der richtigen Würdigung seiner Persönlichkeit doch nicht gefehlt. Und gerade protestantische Zeugen darf ich nun hierfür aufrufen.

In erster Reihe muß hier gewiß der gründliche Historiker des vorigen Jahrhunderts angeführt werden, mit dessen un-

fassender Gelehrsamkeit es keiner der neuern aufnimmt, der gebiegene Schroekh⁶⁾:

„An die Stelle eines feingebildeten und schlauen Italieners aus einem der vornehmsten Häuser, der in Regierungsgeschäften sehr geübt war, trat ein ehrlicher Niederländer von geringer Herkunft, mit der Verstellung ebenso wenig bekannt, als mit der großen Welt und den Menschen überhaupt. Auf einen witzigen Kopf, Kenner und Freund der Griechen und Römer, folgte ein blos scholastischer Theolog und Kanonist, auf einen prachtliebenden, verschwenderischen, üppigen und lustig lebenden Monarchen ein sehr ernsthafter, nach den Grundsätzen seiner Kirche frommer, an Eingezogenheit, Mäßigkeit und Sparsamkeit einer Privatperson von niederm Stande gleicher Geistlicher, und der die bisher äußerst freien und ausgelassenen Sitten seines Hofes nach aller Strenge der seinigen verbessert wissen wollte. Ihn konnten also die persönlichen Vorwürfe nicht treffen, welche die Reformatoren dem Leo gemacht hatten.“

Neben Schroekh, der uns hier als Vertreter der „pragmatischen“ Schule überhaupt gelten darf⁷⁾, nennen wir sofort, bevor irgendein weiterer Kirchenhistoriker folgen darf, den Profanhistoriker, dessen Reformationsgeschichte noch auf lange hinaus den Theologen den Weg zeigt, den trefflichen Häusser⁸⁾:

„Papst wurde der alte Lehrer Karl's V., der Cardinal von Utrecht, jener strenge einfache Mönch, der die klösterliche Zucht in der besten und edelsten Bedeutung des Wortes auf den Heiligen Stuhl brachte und in diesem Sinne eine Kirchenreform in Angriff nehmen wollte. Dogmatisch stand er ganz auf der alten Kirchenlehre; aber über die Besserung des geistlichen Lebens und Wandels dachte er wie die Reformatoren. Das kurze Papstthum dieses Mannes ist überaus lehrreich für die Frage, inwieweit es möglich war, in Rom und mit Rom die Reform durchzuführen.“

Daß auch Ranke's classische Werke⁹⁾ im wesentlichen die gleichen Gesichtspunkte aufweisen, bedarf wol kaum besonderer Hervorhebung. Hören wir darum nun nur noch von den neuern Kirchenhistorikern den geistvollen Hase¹⁰⁾:

„Auf Leo X. war Hadrian VI. gefolgt, ein redlicher, scholastisch gelehrter Niederländer, der die Nothwendigkeit einer Reformation ebenso lebhaft erkannte, als er von Luther's Ketzereien überzeugt war. . . . Er wollte ernsthaft eine Reformation und begann sie an seinem Hofstaate. Aber ein Papst, der Rechte und Unrechte, auf denen seine eigene Gewalt ruht, achten muß, vermochte in dieser Hinsicht nothwendig weniger als ein Professor, der nichts zu achten hatte als das ewige Recht und die öffentliche Meinung. . . . Er fühlte schmerzlich, was darauf ankomme, in welche Zeiten auch der Beste falle, und starb am Papstthum.“

Doch genug dieser Belege, deren wir ja sonst kaum ein Ende zu finden wüßten.¹¹⁾ Und schließlich nur noch ein einzelnes katholisches Urtheil, dasjenige Wessenberg's¹²⁾:

„So wenig Leo X. zur kirchlichen Reform geneigt und aufgelegt war, um so bereitwilliger zeigte sich dafür sein Nachfolger, der ernste und fromme Hadrian VI., der Sohn eines Bürgers zu Utrecht, in frühern Jahren Karl's V. Lehrer, in Kirchensachen gelehrt, streng gegen sich und Feind alles Brunks. Seine Wahl schien eine höhere Hand geleitet zu haben.“

So also die in allen wesentlichen Zügen übereinstimmende Beurtheilung der Nachwelt. Suchen wir nun aber selbst aus den verschiedenen zeitgenössischen Quellen das Lebensbild Hadrian's zusammenzustellen, so werden wir sofort wieder die schon hervorgehobene Lücke gewahr, insofern über die frühern Perioden von Hadrian's Leben diese Quellen größtentheils erst noch flüssig gemacht werden müssen. Zwar hat das Ausland manche wichtige Vorarbeiten gebracht,

so in Gachard's Ausgabe der „Correspondenz zwischen Karl V. und Hadrian“ (Brüssel 1850) und in Meuser's „Syntagma theologiae Hadriani VI“ (Löwen 1862). Und sowol für seine Bildung und Entwicklung wie für seine Lehrthätigkeit können Hadrian's eigene Schriften¹³⁾, verbunden mit den alten Nekrologen von Moring, Jovius und Ortiz¹⁴⁾ ein wichtiges Zeugniß ablegen. Aber der allgemeinere Zusammenhang seiner Anschauungen und Bestrebungen, zumal mit den in seinem Heimatlande so weitverbreiteten Tendenzen der Brüder des gemeinsamen Lebens, welchen Gerhard Grote, Thomas von Kempen, Johann Wessel und so viele andere der frommsten Männer jener Zeit angehören, bedarf ebenso noch näherer Aufhellung wie der Ursprung seines in Italien hervorgetretenen Gegensatzes gegen den Humanismus, der ja ebenfalls neben Italien gerade in den Niederlanden in dem Kreise von Rud. Agricola und seinen zahlreichen Schülern so begeisterte Pflege gefunden hatte.¹⁵⁾ Und umgekehrt fangen die spanischen Archive ja in unsern Tagen erst an, ihre reichen Schätze zu erschließen, sodaß wir über die dortige kirchliche und politische Wirksamkeit Hadrian's als Bischof, als Großinquisitor, als Reichsregent noch manche Mittheilung erhoffen dürfen.¹⁶⁾

Von seiner Thätigkeit auf dem päpstlichen Stuhle aber, mit der wir es hier allein zu thun haben, prägte sich den Zeitgenossen sofort — und das ist natürlich auch für die Beurtheilung seiner Bestrebungen überhaupt zum Verhängniß geworden — die herbe Niederlage der päpstlichen Politik auf dem nürnbergger Reichstage ein, wo Hadrian's Nuntius Cheregati vergeblich das berühmte Bekenntniß über die frühern Verschuldungen des Papstthums abgelegt und hierdurch, wie durch Versprechungen zukünftiger Reformen die deutschen Stände zum Einschreiten gegen Luther im Sinne des Wormser Edicts zu bewegen gehofft hatte, wo aber die

deutschen Stände einstimmig, ohne Unterschied ob Feinde oder Freunde Luther's, die noch berühmtern 100 Gravamina der deutschen Nation gegen die Curie beschlossen.

Noch heute ist es leicht zu verfolgen, daß dieses Ergebniß des nürnbergger Reichstages die Gemüther der Zeitgenossen ähnlich in Mitleidenschaft zog wie das Auftreten Luther's in Worms. Wie von dem wormser Reichstage alsbald die Menge von Berichten und Flugschriften ausging, in denen sechald schon der Mythos an die Geschichte sich ansetzte¹⁷⁾, so sind noch im Jahre des nürnbergger Reichstages selbst die 100 Gravamina desselben an Ort und Stelle bei Papyrus erschienen, und in diesem Druck schon von Sleidan und Bullinger benutzt worden.¹⁸⁾ Und Hadrian's eigene Instruction an seinen Legaten verfiel ebenfalls sofort den bitteren Randglossen Luther's: „Der Papst wolle durch sein Bekenntniß des Fehlerhaften in der Kirche und durch sein Versprechen einer Abhülfe nur die aufgeregte Welt einschläfern; die von ihm proclamirte, nach und nach anzustellende Reform sei so zu verstehen, daß jeder Schritt einige Jahrhunderte vom andern entfernt sein sollte.“ Mit Recht bemerkt Wessenberg, daß dieser Verdacht, so ungerecht er an sich Hadrian gegenüber war, doch bei gereizten Gemüthern leicht Eingang gefunden, weil ihnen das Bild der Arglist vorschwebte, womit Rom schon so oft die Welt getäuscht hatte.¹⁹⁾ Dazu kam aber noch hinzu, daß auch Zwingli, trotz Hadrian's schmeichelhaftem Briefe an ihn selber, dessen Forderungen in Bezug auf Luther der schärfsten Kritik unterzog. Und vergewärtigen wir uns nun einfach die Zeitumstände in Deutschland: wie Luther gerade von der Wartburg aus den ersten deutschen Kirchenfürsten, Albrecht von Mainz, wegen des aufs neue begonnenen Ablassunfuges zur Ordnung verwiesen; wie er, von der Wartburg enteilt, seinem eigenen Kurfürsten schreiben durfte, er stehe unter dem Schutze eines

höhern Herrn, und der Kurfürst möge eher seiner Hülfe bedürfen als umgekehrt; wie er endlich in Wittenberg selbst durch seine gewaltigen täglichen Predigten den Umsturz-tendenzen der Münzer und Karlstadt in kürzester Frist Einhalt gebot! Stellen wir daneben die Situation in der Schweiz, wo die Tage der ersten großen Disputation in Zürich den entscheidenden Sieg der dortigen Reformationspartei mit sich brachten, und wo in allen andern Cantonen, nicht am wenigsten in Luzern, die Zahl von Zwingli's Freunden täglich sich mehrte! Wir begreifen dann doppelt, wie bei der Erinnerung an diese schönste Heldenepoche der Reformation, die nur zu bald hinter andern Elementen zurücktrat, das Bild des Mannes verblaßte, der bei all seinen redlichen Bestrebungen eben doch Papst war.

Von diesem, für Hadrian's Würdigung ungünstigen Eindrucke sind ersichtlich schon, so sehr sie auch Hadrian's Person von der seiner Amtsgenossen zu unterscheiden wissen, die Darstellungen von Sleidan und von Bullinger getragen. Der wackere strasburger Historiker erzählt uns²⁰⁾ im dritten Buche seiner Commentare über Karl's V. Regierung von Hadrian's Herkunft, Erziehung und Bildung, von seinen frühern Aemtern und Würden, von seiner Wahl zum Papst und seiner Antwort nach Rom. Außerdem aber gedenkt er nur noch einzelner seiner Briefe an Private sowol wie ganz besonders an die Strasburger selbst, die er dringend ermahnte, Luther's Bücher zu verbrennen und keine neuen drucken zu lassen.

Dann schildert das vierte Buch den nürnbergger Reichstag: die Botschaft des Papstes und die Antwort der Stände, Luther's Glossen zu dem Briefe Hadrian's, die Erwiderung des Papstes auf die Klagen der Stände, die Wiederantwort der Fürsten an den Legaten. Schließlicly erwähnt Sleidan noch der vergeblichen Anklage der nürnbergger Prediger

(Andreas Osiander, Schleupner, Venetorius und Keß) durch den Legaten.²¹⁾ Eine selbständige Würdigung Hadrian's und der Ursachen, die sein Werk scheitern machen, liegt selbstverständlich dem Plane des deutschen Historikers fern. Man merkt ihm aber auch kaum ein näheres Interesse an dem Manne und seinem Werke an.

Beides gilt gleich sehr von dem trefflichen Nachfolger Zwingli's in Zürich, von Bullinger. Dreimal kommt er in seiner Reformationschronik²²⁾ auf Hadrian zu reden. Nur das erste mal aber gibt er eine kurze Charakterschilderung, das zweite mal hat er es einfach mit dem nürnbergger Reichstage zu thun, in dessen Schilderung er bereits in Sleidan's Fußstapfen steht, der dritte Anlaß ist Hadrian's merkwürdiges Breve an Zwingli. Erwähnenswerth ist nur noch, daß Bullinger ausdrücklich die Thatsache der Vergiftung des Papstes ausspricht. Die gleiche Annahme findet sich übrigens nicht bloß auch bei andern Zeitgenossen, sowie in Arnold's berühmten Kirchen- und Ketzehistorien²³⁾, sondern wir wissen ausdrücklich noch von zwei frühern Vergiftungsversuchen, und der schließliche Ausgang selbst wird am besten durch die von Jovius überlieferte Notiz illustriert, über die Hausthür seines Arztes in Rom sei nach seinem Tode die mit einem Kreuz umgebene Inschrift gesetzt worden: „Dem Befreier des Vaterlandes.“²⁴⁾

Und mit nur zu viel Recht hat Wessenberg bei der Erwähnung von Hadrian's Ausgang bemerkt: „Sein unversehener Hintritt, der nur wenige betrübtte, war allen Verderbten ein Gegenstand der Freude.“ Damit ist aber auch Hadrian's tragisches Geschick dem Urtheil der Zeitgenossen gegenüber vollauf gewürdigt. Die Reformationsbewegung in Deutschland und der Schweiz steht dem Papst als Papst schroff gegenüber, hat höchstens ein kühles Bedauern für seine Person. Und in Rom selbst, am Sitze des Papstthums ist

er allen denen, welche von dem Erpressungssystem der Curie leben und welchen deshalb seine Reformpläne nachtheilig sind, ein Gegenstand des bittersten Hasses. Wie sehr ist die Bemerkung des gelehrten Neudecker begründet, daß ihm nicht etwa von den Evangelischen, sondern gerade von den Römern vieles Schlimme nachgesagt worden sei.²⁵⁾

Kaum glaublich sind die Verleumdungen, mit welchen das Rom Alexander's VI. und Innocenz' VIII. den sittenstrengsten der Päpste zu beschmuzen versucht. Kurze Zeit nach Hadrian's Tode schreibt der Parmenser Battus an den Hieronymus Saulius: „Ich habe sonst nichts Neues für Dich, wenn Du nicht etwa wissen willst, welchen Ruf Hadrian bei der Nachwelt hinterlassen hat, denn über seinen Tod wirst Du schon durch die Deinigen benachrichtigt sein.“ Und nun folgt eine Schilderung, die zu bezeichnend ist, als daß wir nicht — zumal wo sie zwar oft genug citirt, aber fast nirgends näher benutzt ist — den wesentlichen Inhalt in Uebersetzung mittheilen müßten²⁶⁾: „Einen guten Ruf hat er wahrlich nicht hinterlassen. Und nicht geringer hat die Vermunderung und der Schreck über seine Sitten die Gemüther der Menschen ergriffen, als die Freude, die aus seinem Tode erwuchs. Denn so sehr hatte er viele Jahre hindurch seine Sitten und seine Laster verborgen, daß er durch die Meinung von seiner Güte und Heiligkeit durch alle Stimmen, wie Du weißt, in seiner Abwesenheit zum Hohenpriestertum berufen wurde. Er kam nach Rom, als ich von dort aus Furcht vor der Pest zu den Sabinern geflohen war. Sofort fing die Pest viel heftiger zu wüthen an und nahm von Tag zu Tag an Heftigkeit zu. Ich glaube, daß es ein Omen war eines so pesthauchenden Papstes, der zu unserm Verderben aus Spanien hierher verschlagen war. Endlich, mit Anbruch des Winters, milderte sich jene Wuth. Wir kehrten zur Stadt zurück, wo alles

äußerst still verlief, sowol wegen der geringen Zahl des Volkes, das noch nicht in die Stadt zurückzukehren wagte, während die Pest auch viele weggerafft hatte, als wegen der Strenge des neuen Papstes, was allein an dem Menschen neben seiner Gelehrsamkeit gelobt werden konnte.

„Durch ein Edict hatte er verboten, Waffen zu tragen. Den Magistraten hatte er befohlen, streng Recht zu sprechen, sodaß es nirgends einen Ort der Gnade gab. Dies erwarb ihm bei der ungebildeten Menge nicht geringes Lob. Die Wahrheit wurde aber dann allen offenbar, daß dies nur ein Vorwand seines unmäßigen Geizes, nicht Gerechtigkeit war.

„Wenn Einer wegen eines leichten Vergehens vor Gericht gestellt wurde, so wurde er nicht entlassen, ohne um schweres Geld gebüßt worden zu sein. Und weder half die Gunst und Fürsprache guter und vornehmer Männer, noch die Reinheit des frühern Lebens. Wer sich schwerer vergangen hatte, den ließ er, wenn er kein Geld hatte, um sich von der Strafe loszukaufen und seine Habsucht zu sättigen, erbarmungslos entweder hinrichten oder lebenslänglich auf die Galeren bringen; denen aber ein größeres Vermögen zur Verfügung stand, deren Verbrechen galt geringer, und sie kamen unverletzt davon. Die Magistrate, welche Recht sprachen, ließ er täglich bei Nacht zu sich entbieten, erforschte mit größter Langsamkeit, was sie aus jedem Schuldigen herausgebracht hätten, und wog sofort selbst die Geldsummen ab; so erfuhr er von ihnen Zahl und Verbrechen der Schuldigen, die am gleichen Tage entweder vor Gericht gestellt oder ins Gefängniß geworfen waren.“

Welch charakteristisches Zeugniß gibt nicht gerade dieser Wuthausbruch eines so echten Repräsentanten jener frivolen Pseudo-Humanisten Italiens, die durch „die Gunst und Fürsprache guter und vornehmer Männer“ sich über die misera contribuens plebs erhaben glaubten, für Hadrian's Gerechtigkeit

keitsliebe. Alles das, was Battus' Zorn erregt, kann, wenn wir den Kern einfach von der Schale loslösen, Hadrian nur zum größten Ruhme gereichen. Aber der Zorn eines Battus zeigt zugleich, wie Rom einen Papst eben nicht zu ertragen vermochte, der schon bei seiner Erklärung über die Annahme der Wahl (nach Sleidan's Bericht) darauf den Nachdruck gelegt hatte, daß in Italien die Rechtspflege ordentlich verwaltet werde. Hören wir nun weiter, wie in solcher Umgebung Hadrian's so sehr nothwendige Sparsamkeit gewürdigt wird:

„Die Haushaltung ernährte er so schmutzig und dürftig, daß der tägliche Aufwand zwölf Goldstücke nicht überstieg. Und weiter! Der Vatican war nicht mehr jener päpstliche Hof und das Auge der Welt wie vordem, sondern irgendein Haus, das, wie die Dichter sagen, aus Furcht vor Gespenstern leer und verlassen, ja völlig öde zu sein schien. Niemals lud er die Cardinäle oder irgendwelche Vornehme oder die Gesandten der Könige, die in Rom sich aufhalten und ihn der Sitte gemäß häufiger aufsuchten, zu einem Festmahle ein, und ebenso wenig wurde er selbst, da er einer solchen Sitte huldigte, von Jemanden eingeladen. Auch wurde weder den Schweizern noch den Reiterschwadronen, welche, wie Du weißt, den Papst immer begleiten, wenn er öffentlich ausgeht, und welche bei Tag und Nacht vor der Thür des Palastes Wache haben, der Lohn ausgezahlt, sie litten beständig Hunger.

„Noch viel unbilliger verfuhr er mit den innern Wächtern, die täglich die Schwelle seines Schlafgemaches bewachen. Nicht bloß zahlte er diesen keinen Lohn aus oder unterstützte sie durch irgendeine Art von Freigebigkeit; sondern das, was die Cardinäle oder andere Purpurträger zu gewissen Zeiten jährlich zu schenken pflegen, entzog er deren Einkünften und wandte es sich selbst zu.

„Den Städten, welche der päpstlichen Macht unterthänig sind und nun ihre Gesandten zur Gratulation und, wie es bei jeder neuen Papstwahl der Fall ist, zur Ablegung des Treueides ihrer Bürger sowie zur Bestätigung ihrer von seinen Vorgängern erhaltenen Privilegien hierher schickten, gewährte er nicht wie die übrigen Päpste irgendwelchen Erlass, sondern erhöhte noch einige ihrer Abgaben.

„Die Gelder, welche einige Völkerschaften Oberitaliens im Namen des Papstes auf die Ermahnung der Cardinäle gegeben hatten (denn er selbst war damals weit von Italien entfernt), um die Mauern ihrer Städte vor feindlichen Anfällen und Angriffen zu schützen, ließ er durchaus nicht zurückerstatten. Dreitausendfünfhundert spanische Soldaten hatten ihn auf der Reise nach Italien begleitet. Um ihnen keinen Sold zahlen, noch sie Schande halber durch irgendeine Freigebigkeit unterstützen zu müssen, gestattete er, daß sie in dem Gebiete von Parma und Piacenza wie in Feindesland plündernd umherzogen und Schlösser und Dörfer theils verbrannten und plünderten, theils Geld von ihnen erpreßten.

„So viel über seine unvergleichliche Habsucht, die auch mit einer Art von barbarischer Unbilligkeit verbunden gewesen zu sein scheint. Denn von allen denen, die irgendwie mit ihm gelebt und sich seinem Dienste verpflichtet hatten, erhob er Niemanden, weder durch Beneficien noch durch besondere Ehrenstellen, über die er doch so reichlich verfügte, mit Ausnahme des Einen oder des Andern, und dies sehr unredlicher Leute, sodaß deutlich erhellt, daß er entweder selbst durchaus unredlich war oder ein Idiot, der kein Urtheil hatte.“

Ist es möglich, einen klarern Einblick zu erhalten in die Ursachen, die auch dem besten Papst jede wirkliche Kirchenverbesserung unmöglich machten? Hier sehen wir mehr als deutlich, worin nach römischem Urtheil die heiligsten Aufgaben des Heiligen Vaters gelegen sind. Seine Haushaltung muß

üppig sein. Er soll Gastmähler veranstalten und veranstalten lassen. Er soll die faulen Söldner und das noch faulere Hausgesinde reichlich versorgen und zu diesem Zweck auch den Cardinälen und andern Purpurträgern besondere Antheile von der Beute der Barbaren auskehren. Den Städten, d. h. den regierenden Klassen in ihnen, soll er ihre Steuern erlassen, damit sie ebenso wie die Römer selbst des Vortheils, dem Kirchenstaate anzugehören und auf Kosten der gläubigen Völker zu leben, theilhaftig werden. Alle Untergebenen des Papstes überhaupt haben Mitanspruch auf jene Beneficien und Ehrenstellen, die von den zahllosen geistlichen Erpressungen besoldet werden. Sogar die spanischen Soldaten²⁷⁾, die übrigens noch dazu gar nicht von Hadrian, sondern von Leo X. nach Parma und Piacenza geschickt waren, dürfen besondere Freigebigkeit von dem Papste beanspruchen. Sonst fällt ihre — damals sprichwörtlich gewordene — Grausamkeit dem Papste selber zur Last.

Und noch ist das, was für einen Zeit- und Gesinnungs-genossen Alexander's VI., Innocenz' VIII., Julius' II., Leo's X. die erste Aufgabe eines Papstes zu sein scheint, nicht völlig gekennzeichnet, weder durch das, was bei Vatius aus Hadrian's Gerechtigkeitssinn, noch durch das, was aus seiner Mäßigkeit und Sparsamkeit gemacht ist. Wir müssen noch hinzunehmen, was er aus der strengen Sittlichkeit des ernstfrommen Niederländers, die wahrlich über den leisesten Verdacht erhaben ist, gemacht hat:

„Wenn übrigens das wahr ist, was nach seinem Tode im Volke erzählt wurde, so war er überaus unlauter und unrein; denn täglich stieg er früh am Morgen auf den Vatican, an einen Ort, den kein Mensch irgendwie betrat, nachdem er alle Zugänge verschlossen hatte; dort hielt er, von wenigen Hausgenossen begleitet, den Gottesdienst ab, und dann ging er allein in einen innern Theil des Palastes.

Was er dort während längern Verweilens that, konnte Niemand erfahren. Nachher aber hörte man, daß er dort heimlich ein Weib von schöner Figur hatte, um derentwillen man glaubt, daß er so häufig dorthin gegangen sei, gewohnt dort ihrer Umarmung zu genießen. Daß dies so war, kann außer der reizenden Figur des Weibes und seinem häufigen Besuch und andern Vermuthungen auch die Krankheit, die ihn hinraffte, Allen beweisen. Er litt nämlich sehr viel an Harnzwang und Kolik, bevor er aus dem Leben schied, in welche Krankheiten die gewöhnlich zu fallen pflegen, welche unmäßig der Wollust fröhnen. Außerdem wurde ihm auch noch die Knabenliebe vorgeworfen, weil er unter verschiedenen Dienern einige von zartem Alter und schöner Figur hatte."

Nach dem ähnlichen schmutzigen Verleumdungen, wozu sich noch der Vorwurf der Magie gesellt, die seine Verwandten hernach als Alchymie erklärt haben sollten, wagt Battus noch zu sagen, er gehöre nicht zu denen, welche leicht solche Dinge glaubten, zumal wenn sie von einem Todten erzählt würden. Und bald nachher erklärt er nochmals ausdrücklich Hadrian's Rechtschaffenheit und Heiligkeit für erheuchelt, wie das oft bei den Deutschen geschehe, die (ebenso wie ihnen später von ihm noch kleine Augen beigelegt werden) alle eine Art von Güte und Einfalt zur Schau trügen, ihre Hinterlist aber gegen Aller Meinung in ihrer Brust zu verstecken wüßten. Damit will er aber dann auch seine Charakterzeichnung abschließen, um nicht mehr als recht von einem Verstorbenen, und wol noch einem verstorbenen Papste, zu sagen.

Wir fügen zu diesem Todtengericht absichtlich nichts mehr hinzu. Dem, nicht sowol für den Heimgegangenen als für das damalige Rom kennzeichnenden Urtheil über den Todten sind nun aber sogar bei seinen Lebzeiten Schriften in Italien vorhergegangen, die ihn mit Tadel oder Spott übergossen

Wessenberg führt verschiedene Belege dafür an²⁸⁾ und sucht die Erklärung, abgesehen von Hadrian's Reformabsichten, auch darin, daß seine Abgunst gegen die schönen Kunstgebilde und auch gegen die Schriftwerke des Alterthums, die sich mit der hochgefeierten Vorliebe seiner Vorfahren dafür im schneidendsten Gegensatz äußerte, der Satire Stoff gegeben habe, während zugleich sein einfaches Leben, seine Strenge gegen die öffentliche Ausgelassenheit und seine Sparsamkeit ihn bei den Römern unbeliebt gemacht hätten.

Das Letztere ist zweifellos richtig. Hatte doch schon die Art seines Einzugs in Rom, wie sie uns der Biograph des Thomas Morus (Koper) beschreibt — barfuß und demüthig — zu dem glänzenden Auftreten Leo's den stärksten Contrast gebildet. Und daß ihm Wichtigeres am Herzen lag als die neuen Ragouts und Saucissons, die für Leo X. so großen Werth hatten, braucht ebenso wenig einer Entschuldigung, als daß er von 100 Stallknechten nur 12 beibehielt.²⁹⁾ Inwieweit aber der Vorwurf der Geringsachtung von Wissenschaft und Kunst zutrefte, wird man am besten wol an seinen eigenen wissenschaftlich so hervorragenden Schriften oder an dem Briefwechsel mit Erasmus abzuwägen haben. Die Behauptung der Vinguené und Tiraboschi³⁰⁾, daß alle Bücher, außer den christlichen, in seinen Augen heidnische Eitelkeiten gewesen, fällt ja im Grunde in die gleiche Kategorie wie die saubern Erzählungen bei Battus. Die loshaften Epigramme aber, in denen Sannazar und Pierius Valerianus ihrem Haß gegen den ersten Papst Ausdruck gaben³¹⁾, sowie der auf falschen Citaten beruhende Bericht von La Mothe leayer³²⁾ sind selbst für Bayle Anlaß zur Vertheidigung Hadrian's geworden.³³⁾ Ein religiösgesinnter Papst hatte nach dem Urtheil des berühmten Skeptikers nur zu viel Grund zu dem Mißtrauen gegen die sogenannten Poeten, die in Italien die gleichen schlechten Wirkungen hervorgebracht

hatten wie nach Thuanus' Zeugniß in Frankreich. Und man braucht doch wahrlich nur an die bekannten Briefe von Leo's X. Geheimschreiber Bembo und ihre durchaus heidnische Anschauungs- und Schreibweise, in welcher sich der ganze Paganismus des damaligen Papstthums verkörpert hatte, zu denken, um es geradezu für die erste Pflicht eines Papstes, der zugleich Christ sein wollte, erklären zu müssen, diesem Unwesen wenigstens keine Begünstigung angedeihen zu lassen. Außerdem möchte jedoch die Frage, wie Hadrian sich zu den ernstern humanistischen Bestrebungen gestellt, wol durch Ranke's³⁴⁾ treffendes Urtheil entschieden sein: „Man kann nicht sagen, daß ihm die Bildung seines Jahrhunderts fremd gewesen sei: er liebte die niederländische Kunst und schätzte an der Gelehrsamkeit einen Anflug von Eleganz. Erasmus bekennt, vor allem von ihm gegen die Angriffe der zelotischen Scholastiker vertheidigt worden zu sein. Nur die beinahe heidnische Richtung, der man sich damals zu Rom hingeeben, mißbilligte er, und von der Sekte der Poeten wollte er nichts wissen.“

Am allerwenigsten aber wird man einen für Hadrian ungünstigen Schluß daraus ziehen dürfen, wenn Guicciardini, den auch wir natürlich in den Fußstapfen von Roscoe, Ranke und Gregorovius als Culturhistoriker mit Recht hochhalten werden, Hadrian einen Barbaren nennt. Denn es bedarf ja gar keiner Erklärung darüber, wie der letzte germanische Papst dies Geschick einfach mit allen Deutschen, Schweizern und Niederländern getheilt hat, und wie umgekehrt wiederum die Empörung aller dieser Stämme gegen den zu der schamlosen Erpressung hinzukommenden italienischen Hochmuth ein gut Theil zu der Reformation beigetragen hat. Sagen doch auch Jovius und Sleidan schon bei dem Bericht über Hadrian's Wahl, die Römer seien äußerst erzürnt gewesen und hätten es heftig beklagt, daß ein Ausländer,

den sie zuvor nie gesehen, die hohe Würde erhalten. Und Sefendorff³⁵⁾ bemerkt gar bei dem gleichen Anlaß, man habe es für ein gutes Zeichen gehalten, daß den Italienern dieser neue Papst gar nicht gefallen wollte, weil es geschienen, diesen in Grund verderbten Leuten könne kein anderer als ein redlicher und rechtschaffener Mann misfallen. Es sind denn auch die Verleumdungen jener unsaubern Geister im Laufe der Zeit wie von selber verstummt. Dagegen gewissermaßen verdichtet und geradezu typisch für die Folgezeit ist das Hadrian's Reformplänen abgeneigte curialistische Urtheil schließlich in dem Vorwurf Pallavicini's³⁶⁾ geworden, die vorigen Päpste seien zwar nicht so fromm gewesen als Hadrian, hätten ihn aber an andern Eigenschaften übertroffen, die dem Inhaber weniger, aber vielleicht desto mehr der Gesammtheit nützten. Zumal sein Ausdruck „*In ecclesiastico ottimo, pontefice in verita mediocre*“ hat in den papalistischen Kreisen, die ihm die nürnbergger Instructionen selbstverständlich niemals verzeihen werden, fast symbolische Geltung erlangt. Und im Grunde sagt auch Barillas nur dasselbe, wenn er erklärt³⁷⁾, Hadrian sei gut als Lehrer in einem Collegium gewesen, aber ohne Kenntniß der Politik und Cabinetswissenschaft. Welches vernichtende Urtheil aber über die wirkliche Stellung des sogenannten Statthalters Christi schließt nicht gerade diese Kritik in sich? Es braucht daher gar nicht der Erinnerung an das, was Bayle aus der Zeit von Hadrian's spanischer Reichsverweserschaft gegen Barillas beibringt.³⁸⁾ Und ebenso sei in Bezug auf Pallavicini nur noch bemerkt, daß der gelehrte, aber tendenziöse Cardinal außer dem Haß der von den Mißbräuchen lebenden Römer gegen Hadrian noch einen persönlichen Grund der Abneigung gegen ihn hat. Wenn Sarpi einem Manne Achtung und Anerkennung erweist, darf doch Pallavicini selbstverständlich nur das Gegentheil thun. Sarpi's Darstellung von Hadrian's

Regierung aber ist in ihrer Art ebenso mustergültig, wie die neuern actenmäßigen Veröffentlichungen über das Tridenter Concil überhaupt seiner Zuverlässigkeit das entgegengesetzte Zeugniß ausstellen als der seines Gegners.³⁹⁾ Seine wichtigen Mittheilungen über die von Hadrian angestrebten Reformen werden uns jedoch hernach noch näher beschäftigen, und sei daher jetzt nur noch erwähnt, daß außer ihm noch eine ganze Reihe der berufensten Zeugen nicht anders wie Sarpi über den von den meisten Zeitgenossen so bitter bekämpften Papst urtheilt. Wir heben nur den einen Launojus (de Launoi) darunter hervor.⁴⁰⁾

In seinem Briefe an Barillonius (Paris, 1. Februar 1666) wendet der gelehrte französische Theolog sich speciell gegen die Darstellung Pallavicini's, aber auch überhaupt gegen die Angriffe, die gegen Hadrian's Verwaltung von solchen erhoben wurden, welche die Kirche mehr durch weltliche als durch religiöse Klugheit geleitet sehen wollten. Er findet vor allem drei Gründe für den Groll derjenigen, welche der Welt dienen möchten, und alles nach ihrem eigenen Vortheil abmessen. In den drei wichtigen Punkten, daß der Geistliche von den Gütern der Kirche außer der Nahrung und Kleidung nichts für sich nehmen solle, daß die gleichzeitige Bekleidung verschiedener Pfründen durch einen Kleriker zu vermeiden sei, daß die Laster und Misbräuche in der Curie selbst abgestellt werden müßten, hat Hadrian als Papst gerade so gehandelt, wie er es als löwener Theologe gelehrt hatte. Launoi führt den Nachweis für jeden dieser drei Punkte aus Hadrian's eigenen Schriften, weist dann nach, wie derselbe hier überall der echt kirchlichen Tradition, durch eine große Zahl seiner Vorgänger vertreten, gefolgt sei, und schließt seine beherzigenswerthen Ausführungen mit den schönen Worten: „Was jene Politiker dem Papste vorwerfen, muß ich als eitel und nichtig bezeichnen. Im Gegentheil, ich verehere und bewundere

Hadrian als einen Papst wie die der alten Kirche, der die verderbten Sitten der Höflinge zu bessern suchte, der gegen die habfüchtigen und geizigen Vorsteher die Güter der Armen zu sichern bestrebt war, der keinerlei Nepoten auf Kosten der Bedürftigen bereichern wollte, der die heiligen Canones nicht ohne ernststen und dringenden Anlaß abschwächen wollte, und die Kirche nach der Regel eben dieser Canones zu regieren unternahm.“

Ähnlich wie hier Launoi haben zahlreiche ernste Katholiken und Protestanten über Hadrians Thätigkeit geurtheilt.⁴¹⁾ Nicht minder aber finden wir auch unter seinen Zeitgenossen selbst einen dem Papste innig ergebenen Kreis, in dessen Art und Umfang uns schon der kleine Theil seiner Correspondenz, den Burmann zu sammeln vermochte, Einblick gewährt.⁴²⁾

Sie führt uns vor allem in seine Heimat. Aus den Jahren vor seiner Thronbesteigung liegen uns Briefe innig freundschaftlichen Charakters vor an den Bürgermeister Evert Zaudenbald und den Kanonikus Joh. Deel in Utrecht sowie den Dr. jur. Dem de Wynngaerden in Dordrecht. Auch den Löwener Theologen hat er noch als Cardinal über ihre Verdammung von Luther's Thesen geschrieben. Aber besonders eng bleibt doch die Beziehung zu Utrecht. Auf die bei seiner Wahl an ihn gerichteten Glückwünsche der dortigen Behörden hat er am 1. Mai 1522 eine dreifache Antwort erlassen, an den Magistrat, an die Kapitel und an das Salvatorstift. Und den genauesten Bericht über seine letzten Tage verdanken wir abermals einem Briefe an die utrechtter Kapitel.

Auch abgesehen aber von diesen directen Beziehungen, finden wir noch heute mannichfache Andenken an den frommen holländischen Papst in seinem Heimatlande. In Utrecht selbst erinnert neben dem von ihm begründeten Salvatorstift auch das bekannte Paushuys, das jetzige Palais des Provinzial-Gouvernements an der Ecke des Pausdam und

der Kromme Nieuwe Gracht, in Keenen in Gelderland die Orgel in der dortigen Kirche an seine Stiftung. Die Städtebeschreibungen der verschiedenen Orte seiner priesterlichen Wirksamkeit verweilen mit Vorliebe bei Hadrian. Wie hoch die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht den Mann schätzt, der auch als Papst den Gesinnungen treu blieb, die „der Cardinal von Utrecht“ gehegt hatte, bedarf kaum besonderer Hervorhebung. Aber selbst die von Beuillot herausgegebene schroff ultramontane Vitra'sche Schrift „La Hollande catholique“ zeigt in dem thörichten Versuch, den echten Niederländer als Gesinnungsgeossen der Jesuitenpartei hinzustellen, nur aufs neue die geistige Macht, welche in Hadrian's Namen gelegen ist.

Doch wir müssen von diesen persönlichen Beziehungen und Erinnerungen uns noch speciell demjenigen Theile seiner Correspondenz zuwenden, der nicht sowol den Menschen als den Papst kennzeichnet. Obenan steht hier natürlich sein Verkehr mit Erasmus.

Es ist eine merkwürdig verwandte Stellung, welche die beiden niederländischen Landsleute der Reformation gegenüber einnehmen. Das, was der Eine thut und denkt, ist — wie verschieden Charakter und Stellung auch sind — doch zugleich die beste Erklärung für die Gesinnungs- und Handlungsweise des Andern. Wie Hadrian beklagt auch Erasmus aufs tiefste die in der Kirche eingerissenen Misbräuche, ohne sich darum mit dem Vorgehen der Reformatoren befreunden zu können.⁴³⁾ Wol in keinem ähnlichen Fall tritt das innerlich Unhaltbare derjenigen Tendenz, die man, freilich nicht immer in geschichtlichem Sinn, Vermittelungstheologie schilt, klarer zu Tage als bei dem gelehrten Führer der Humanisten.⁴⁴⁾ Aber als subjectiv begreiflich erscheint seine Position uns gerade dann am ehesten, wenn wir sie mit der des Reformpapstes in Verband bringen, der zudem Geist und Gelehrsamkeit

seines Landsmannes schon als Dechant in Löwen so hochgeschätzt hatte, daß er ihn dem dortigen Magistrat für einen Lehrstuhl empfohlen und ihm außerdem manche directe Zeichen seines Wohlwollens gegeben hatte.

So kann denn Erasmus⁴⁵⁾ schon bald nach der Thronbesteigung Hadrian's in seiner Ausgabe des Arnobius die Widmung dem Papste zuwenden, dessen Rechtschaffenheit er aufs höchste rühmt, und von dem er erklärt, die Welt habe nur einen Hadrian, der den menschlichen Angelegenheiten den Ernst wiedergebe, die stürmische Zeit bedürfe gerade eines solchen Steuermannes. In dem begleitenden Briefe aber sucht er sich nicht blos von dem Verdacht des Lutherthums rein zu waschen, sondern er bietet sich zugleich — dies Anerbieten sogar noch in einem zweiten Briefe wiederholend — zur offenen Mittheilung seiner Anschauungen über die kirchliche Krise. Und es bedarf kaum besonderer Hervorhebung, daß seine Rathschläge von dem in Rom vorherrschenden Ideen- gange sehr abweichen. Ist es doch noch die gleiche Anschauung, welche er in den Tagen zwischen Karl's V. Kaiserkrönung in Aachen und dem wormser Reichstage dem sächsischen Kurfürsten gegenüber geäußert. Und gern vergegenwärtigt man sich dabei, wie er noch kurze Zeit vor jenem verhängnißvollen Wendepunkt in seinem Leben so urtheilt, der nun in der That auf die schwächsten Seiten seines Charakters das grellste Licht fallen lassen sollte, der schnöden Verfolgung des flüchtigen Hutten.

Aber auch der darob entbrannte Streit mit Hutten, durch den Descolampad und Zwingli ihrem vielbewunderten Meister entfremdet werden und in dem wir zugleich das Vorspiel der spätern Controverse zwischen Erasmus und Luther selbst sehen dürfen, bringt den Humanisten vorerst noch nicht zur offenen Parteinahme in den specifisch kirchlichen Kämpfen. Auf's dringendste hat ihn Hadrian persönlich dazu zu bewegen

gesucht, ihn zu diesem Zweck selbst wiederholt nach Rom eingeladen. Aber Erasmus weiß sich jeder persönlichen Antheilnahme zu entziehen. Dagegen ist allerdings der Rath, den er dem Papste auf dessen Erlaubniß dazu ertheilt hat, aller Beherzigung werth gewesen: Erlass einer allgemeinen Amnestie und sodann Berufung eines allgemeinen Concils, aus den unbestechlichsten, besten und friedfertigsten Männern der ganzen Christenheit zusammengesetzt, um mit allem Ernst das Werk der Kirchenverbesserung vorzunehmen. Und es muthet uns fast wie eine Art Echo von Hadrian's Seite an, wenn dessen Instruction an seinen nürnbergger Nuntius Cheregati auch den Punkt berücksichtigt, daß die vielen wackern und gelehrten Männer in Deutschland, die Noth leiden und durch Unterstützung mittels päpstlicher Gnaden dem Heiligen Stuhl gewonnen werden können, aufgezeichnet werden sollen, damit man sich ihrer statt der Gaukler und Stallknechte annehme. Ein von Hadrian ausgegangenes, durch solche Kräfte gehobenes Concil hätte denn auch gewiß wol ganz andere Ergebnisse gehabt wie das Tridenter. Und auch mit Bezug auf das verderbte Rom selbst mochte Erasmus nach Hadrian's Tode die Möglichkeit aussprechen, eine zehnjährige Regierung dieses Papstes würde sogar Rom gebessert haben.

Für das gegenseitige Verhältniß von Hadrian und Erasmus kommen außerdem noch mehrere andere Briefe des letztern in Betracht. Es sei hier wenigstens noch jenes von Sedendorff benutzten Briefes an den Bischof von Basel, den selber längere Zeit reformfreundlichen Christoph von Uttenheim, gedacht, worin es von Hadrian heißt: dieser Papst werde viele Dinge verbessern, sowol in der Dispensen- und Präbendenhäufung wie mit Bezug auf das lasterhafte Leben des Klerus; es werde ihm auch jedermann um des Kaisers willen gehorchen, und auch die Cardinäle würden sich äußerlich

fügen, bis er den wankenden römischen Stuhl wieder befestigt; aber sein Nachfolger (denn dieser Papst dürfte nicht lange leben) werde wieder alles nach seinem Gefallen thun.⁴⁶⁾

Für Hadrian's Handlungsweise kommen freilich noch mehr als die Erasmus'schen Rathschläge und Urtheile die eigenen Briefe des Papstes selbst in Betracht. Und schon in dem ersten entdecken wir einen merkwürdigen Mittelsmann zwischen beiden, keinen andern nämlich als den in die schweizerische Reformation so bedeutsam eingreifenden Johann Faber, den Generalvicar des Bischofs von Konstanz und später als Bischof von Wien Hauptförderer des Bündnisses der altgläubigen Cantone mit König Ferdinand. Es ist bekannt, wie auch Faber ursprünglich gewisse Reformen anstrebt, wie er noch 1519 Zwingli zum Auftreten gegen Samson's Ablaßkrämerei auffordert, ja sogar selbst mit der Autorität seines Bischofs gegen den letztern auftritt, wie er 1520 den züricher Reformator um Austausch ihrer Schriften bittet und 1521 im Gespräch mit Badian mehr auf Luther's wie auf Eck's Seite sich stellt. Und auch das ist oft schon bemerkt, wie gerade die bald nachher angetretene Reise nach Rom Faber zu einem Andern gemacht hat, und wie er gleich nach der Rückkehr auf der ersten züricher Disputation zum persönlichen Kampfe mit Zwingli kommt. Inwieweit nun der Vorwurf seiner frühern Freunde berechtigt, er habe in Rom Geld zur Bezahlung seiner Schulden erhalten und falle daher ebenso wie Eck dem Erasmus'schen Witzwort anheim, der arme Luther mache doch Viele reich, muß wol dahingestellt bleiben. Dagegen läßt ihn allerdings die in seiner wiener Stellung von ihm gepflegte blutige Unterdrückung der Reformationsfreunde, wie sie besonders in dem Proceß gegen den hochbegabten Balthasar Hubmaier hervortritt, in einem gleich ungünstigen Lichte erscheinen, wie es bei Calvin in den Proceß gegen Servet, Bolsec, Castellio der Fall ist.

So bekannt aber Faber's sonstiges Leben auch ist, so wenig findet sich sein persönliches Verhältniß zu Hadrian, wie es aus dessen erstem Brief an Erasmus vom 1. December 1522 hervortritt, gewürdigt. Und doch erscheint er hier ausdrücklich als Sendbote an Erasmus: „Näheres über die Vertheile der gewünschten Reise nach Rom soll ihm Faber, der eifrige und vorzüglich gelehrte Mann, der ihn so sehr liebt und überall der laute Herold seines Lobes ist, entweder mündlich oder schriftlich auseinandersetzen; ihm soll er daher das gleiche Vertrauen wie dem Papst selber schenken.“ Fällt nicht aus dieser Notiz zugleich ein neues überraschendes Licht sowol auf das im folgenden Monat erlassene Breve an Zwingli und auf Faber's anfängliche Weigerung, sich auf eine Disputation einzulassen, wie überhaupt auf die Hoffnungen, mit denen man sich in Rom hinsichtlich der Schweiz vor dem Wendepunkt der großen züricher Disputation trug?

Wenn aber schon Faber mit solchem Vertrauen des Papstes beehrt erscheint, so erhält gar Erasmus selbst alsbald im Eingang des gleichen Briefes die größten Lobsprüche wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Und von ihnen wendet sich Hadrian sofort zu dem Vertheidigungsversuch des Erasmus gegen die ihm unliebsame Nachrede lutherischer Neigungen. „Zwar ist, um die Wahrheit zu gestehen, der Name des Erasmus wol von dem oder jenem, der ihm nicht besonders günstig, in solcher Beziehung genannt worden; sowol seine Naturanlage und sein Charakter aber wie seine amtliche Stellung machen den Papst nicht geneigt, dem Gehör zu schenken, was über gelehrte und treffliche Männer Uebles geredet wird; denn er weiß, daß, je mehr sie wissenschaftlich hervorragen, sie auch desto mehr dem Neide ausgesetzt sind.“ Gerade diese freundliche Aufnahme der Selbstvertheidigung des ängstlichen Humanisten gibt natürlich aber dem Papste zugleich den gelegensten Uebergang zu der Bitte,

um seines eigenen guten Rufes willen seinen so glücklichen Stil gegen die neuen Häresien zu richten und dadurch seinen Verdächtigen von selbst Stillschweigen aufzuerlegen. Das Verdienstliche solcher Arbeit wird in lebhaften Farben geschildert und dabei besonders der Umstand betont, daß seine frühern Werke doch nur den Gelehrten zugute gekommen seien, dieses aber der ganzen Christenheit nutzen werde. Ueberhaupt, was es nur an edeln Motiven gibt, muß ihn, wie eingehend ausgeführt wird, dazu veranlassen. Darum „erhebe dich, erhebe dich zur Vertheidigung der Sache Gottes, auf daß ein großer Theil derer, die durch Luther verführt sind, auf den rechten Weg zurückkehre, diejenigen, die noch nicht gefallen sind, aufrecht erhalten bleiben, und die, welche wanken und dem Falle nahe sind, vor dem wirklichen Falle geschützt werden“. Ja, auch das Verdienst kann sich Erasmus erwerben, daß die durch ihn erzielte Bekehrung der Irrenden es möglich machen wird, von den kanonischen und kaiserlichen Strafen Abstand zu nehmen. Denn wie ungern der Papst seiner Naturanlage nach dazu schreite, muß Erasmus noch aus ihrem wissenschaftlichen und persönlichen Verkehr in Löwen in Erinnerung haben. Und so folgt denn schließlich die dringliche Einladung, nach Ablauf des Winters und der Pest nach Rom zu kommen, wo ihn sowol die literarischen Hülfsmittel als der Verkehr mit ihm selber und zahlreichen frommen und gelehrten Männern in seinem wichtigen Werke unterstützen werde. Weder die Reise noch die Arbeit selbst soll ihn gereuen. Das Nähere hierüber aber bleibt der Mittheilung Faber's vorbehalten.

Auch der zweite Brief Hadrian's wiederholt die gleiche Einladung in einem womöglich noch verbindlicheren Tone, nimmt außerdem aber auch das inzwischen von Erasmus gemachte Anerbieten an, ihm selber Vorschläge über die Heilung des Uebels zu machen. Ja, der Papst bittet sogar

dringend darum, ihm die Art und Weise zu eröffnen, wodurch seiner Ansicht nach ihre Nation von diesem furchtbaren Uebel befreit werden könne, wenn es überhaupt (wie in sehr bezeichnender Weise hinzugefügt wird) noch heilbar sei. Und es ist nicht sowol seine eigene Autorität, die Hadrian dabei in den Vordergrund stellt — denn diese hat er nicht nur nicht gewünscht, sondern hätte sie gern abgelehnt, wenn er es ohne Beleidigung Gottes und Verletzung seines Gewissens gekonnt hätte. Er denkt vielmehr vor allem an das Heil der ihm anvertrauten Seelen und zumal ihrer gemeinsamen Nation.

Der Stellung, die Erasmus zu den kirchlichen Kämpfen überhaupt und zu Hadrian persönlich einnimmt, am nächsten verwandt ist wol die Birkheimer's. Lebhaft hatte er sich an der Vertheidigung Neuchlin's gegen die Dunkelmänner betheiligt. Den von Augsburg nach Wittenberg heimkehrenden Luther hatte er selbst in Nürnberg gastfreundlich beherbergt. Ja, auf der von Eck in Rom gegen Luther durchgesetzten Bannbulle hatte dieser auch Birkheimer's und seines Freundes Spengler Namen hinzugefügt. Umgekehrt finden wir ja aber den spätern Birkheimer, durch den Gang, den die Reformation in Nürnberg und speciell gegenüber dem Birkheimer'schen Familienasyl, dem Clarenkloster, einschlug, verbittert unter den heftigsten Gegnern seiner frühern Freunde.⁴⁷⁾

Auch von ihm besitzen wir nun einen längern, bald nach Hadrian's Thronbesteigung an diesen gerichteten Brief „über die in Deutschland durch die Dominicaner und ihre Complicen erregten Bewegungen und die Veranlassung des Lutherthums“. Allerdings ist es zweifelhaft, ob dieser Brief Hadrian noch selbst zu Händen gekommen. Er ist auch nicht mehr vollständig vorhanden. Aber die Ausführungen desselben über die Verschuldungen sowol der Dominicaner wie der Gegner

Luther's selbst sind darum doch nicht minder lehrreich wie das, was er über die richtige Behandlung der deutschen Nation sagt.⁴⁸⁾ Und auch dieser Brief führt gerade wie die des Erasmus an Hadrian lebhaft die Uebergangsperiode vor Augen, in der noch ein so grundverschiedener Ausgang der Dinge möglich gewesen.

Als Dritten im Bunde erwähnen wir noch den gelehrten, damals in Löwen thätigen Spanier Vives, der in seinem Briefe an Hadrian vom 12. October 1522. unter andern Reformvorschlägen auch den Gedanken eines allgemeinen Concils zur Abstellung der kirchlichen Wirren unter den Ersten betont.⁴⁹⁾

Von ganz besonderm Interesse in Bezug auf die Hoffnungen, die sich an Hadrian's Thronbesteigung geknüpft, ist endlich die von Burmann ebenfalls aufbewahrte⁵⁰⁾ „Apokalypsis“ des Cornelius Aurelius von Gouda, mit ihrer bezeichnenden Widmung an den Juristen Cornelius Hoen, den ersten Urheber der Zwingli'schen Abendmahlslehre, und erst durch die neuesten Forschungen de Hoop Scheffer's in seiner ganzen Bedeutung für das Reformationswerk erkannt.⁵¹⁾ In dieser, an wichtigen Details reichen Apokalypse oder Vision wird die Klage über den elenden Zustand der Kirche mit der Hoffnung ihrer Wiederherstellung durch die Erhebung eines so frommen Papstes verbunden.

Wenden wir uns aber wieder von den Rathschlägen und Wünschen solcher Gesinnungsgeossen Hadrian's zu ihm selber zurück, so dürfte unter seinen eigenen Briefen neben den an Erasmus gerichteten wol jener fast gleichzeitig mit der ersten züricher Disputation geschriebene Brief an Zwingli (vom 23. Januar 1523) voranzustellen sein, durch welchen er den schweizer Reformator dem päpstlichen Interesse wieder zu gewinnen sucht. Der Legat Ennius Verulanus, der diesen Brief überbrachte, hatte noch einen zweiten Brief an Zwingli's

Freund Franz Zind von Einsiedeln mit sich, durch welchen auch dieser bewogen werden sollte, im gleichen Sinn auf Zwingli einzuwirken. Ebenso bezieht sich das Breve an Zwingli selbst zunächst auf den allgemeinen Auftrag des Legaten, die den apostolischen Stuhl und die ganze Christenheit betreffenden wichtigen Angelegenheiten zu behandeln. Der besondere Brief an Zwingli aber wird sodann damit motivirt, daß der Papst von seiner ausgezeichneten Tüchtigkeit speciell gehört hat, seine Frömmigkeit innig liebt und ein ganz besonderes Zutrauen zu ihm hegt. Darum soll der päpstliche Brief seinen guten Willen gegen ihn kundthun. Schließlich folgt dann die Ermahnung, daß mit der gleichen Gesinnung, womit der Papst ihm Ehren und Vortheile zuzuwenden strebe, auch er in den Angelegenheiten des apostolischen Stuhles thätig sein möge, wofür er nicht geringen Dank finden werde.

Die Erwägungen, die dieser Brief sowol an und für sich wie durch den Gegensatz in der Behandlung des schweizerischen und des deutschen Reformators hervorruft, liegen zu sehr auf der Hand, als daß es nöthig wäre, sie noch besonders auseinanderzusetzen. Genug, daß Hadrian danach noch im Anfang 1523 an der Hoffnung festhält, durch richtige Behandlung der Persönlichkeiten auch Herr der Bewegung zu bleiben. Und von der gleichen Hoffnung geht ja auch der Brief an die löwener Theologen aus, in dem wir die bestimmte Erwartung ausgedrückt finden, bei Abstellung der kirchlichen Mißbräuche würden Luther's Anhänger leicht wieder zu gewinnen sein, der aber eben darum auch diese Gegner Luther's ausdrücklich ermahnt, in ihrer Polemik gegen diesen kein Wort desselben anders anzuführen, als er es selber gebraucht.

Ebenso wenig läßt Hadrian es dann freilich an brieflichen Ermahnungen nach Deutschland fehlen, im Sinn des

Wormser Edicts vorzugehen. So in dem Breve an die Straßburger, von dem Sleidan näher berichtet — in dem an die Bamberger, das Luther mit spöttischen Bemerkungen herausgab — in dem an die Breslauer, welchem der dortige Rath die Schutzschrift gegenüberstellte, aus der Scultetus die Klage über die auch von Niklaus Manuel so bitter gerügte Todtenfresserei mittheilt — in dem an die Nürnberger gerichteten Briefe seines Legaten gegen die dortigen Prediger. Daneben stehen die beiden Briefe an Friedrich den Weisen, die außer bei Burmann und Seckendorff auch in Luther's eigenen Werken sich finden, und das specielle Breve an Friedrich's Gesandten von Planitz.⁵²⁾

Wie sehr überhaupt Hadrian, bei allem Streben nach Abstellung der kirchlichen Mißbräuche, dogmatisch der überlieferten Tradition folgt, beweist einmal sein Breve an den Inquisitor in Como⁵³⁾ über die Zauberer und Hexen, das sich völlig in dem Geleise seines Vorgängers Innocenz VIII. hält, sodann aber die Kanonisation des Bischofs Benno von Meissen, die Hadrian auf Andringen Herzog Georg's von Sachsen und einer Reihe anderer Gegner der Reformation kurz nach Schluß des nünberger Reichstages vornahm.⁵⁴⁾

Gerade dann aber, wenn man diesen von Hadrian als Theolog wie als Papst eingenommenen Standpunkt sich völlig vergegenwärtigt, tritt die Bedeutung jener Reformpläne doppelt hervor, deren Würdigung wir uns nun endlich näher zuwenden können. Gleich die erste Maßregel des Papstes bei der Kunde von seiner Wahl hat nach Ortiz in dem Widerruf der Indulten und Expectanzen bestanden, und hat er das Gleiche auch alsbald nach der Ankunft in Rom abermals proclamirt. Ebenso berichtet Sarpi, daß Hadrian, nachdem bereits seine weiter gehenden Reformideen fehlgeschlagen, wenigstens seinem Datarius und Secretär streng einschärfte, „in Ertheilung von Ablässen, in Dispens- und

Coadjutorgesuchen vorsichtig zu sein, bis ein Mittel gefunden wäre, dies alles nach einer festen Norm und einem immerwährenden Gesetze zu regeln“.

Mit diesen paar Maßnahmen ist nun aber geradezu alles berichtet, was ein so von dem besten Willen besetzter Papst wie Hadrian wirklich erreichte. Alle seine andern Bestrebungen sind eine wie die andere an dem Widerstande, den sie in Rom selber fanden, gescheitert. Es ist ein furchtbar tragischer Eindruck, den dieser Sisyphuskampf Hadrian's bei näherer Betrachtung zurückschlägt. Aber das Bild seines vergeblichen Ringens ist ebendeshalb auch besonders lehrreich. Und es ist darum von hohem Werthe, daß wir Sarpi's Geschichte des Tridenter Concils einen so genauen Bericht über diese wichtigste Seite von Hadrian's Regierung verdanken (im fünften und sechsten Kapitel des ersten Buches). Dabei haben wir es hier nicht bloß mit einer Erzählung Sarpi's ohne nähere Belege über deren Quelle zu thun. Vielmehr beruft er sich für die merkwürdigen Enthüllungen des fünften Kapitels ausdrücklich auf das ihm vorliegende Tagebuch des Bischofs von Fabriano, d. h. eben des Nuntius Cheregati, den Hadrian schon in Spanien kennen gelernt und in seinem ersten Consistorium in Rom, im November 1522, zu seinem Legaten auf dem nürnbergger Reichstage ernannt hatte.

Wir verfolgen zunächst das lebendige Gemälde der Verhältnisse, die der Papst vorfindet, nachdem er auf die erste Kunde von seiner Wahl (am 9. Januar 1522) sich nach Italien aufgemacht hatte, aber freilich, durch widrige Winde in Barcelona aufgehalten, erst Ende August nach Rom gekommen war.

„Er fand ganz Italien mit den Wogen eines wilden Krieges zwischen dem Kaiser und dem Könige der Franzosen überschwemmt, den apostolischen Stuhl durch einen Nebenkrieg mit den Herzogen von Ferrara und Urbino beunruhigt,

Rimini von den Malatesten wiederholt belagert, die Cardinäle durch Factionen getrennt und sich gegenseitig mißtrauend, die Insel Rhodus von den Türken blokirt, das Erbe der Kirche erschöpft und im Kirchenstaate die äußerste Verwirrung in allen Dingen wegen der achtmonatlichen Regimentslosigkeit, und doch zeigte er sich bei seiner Ankunft zu nichts geneigter, als die Religionsstreitigkeiten in Deutschland abzumachen."

In welcher Weise er dies Ziel zu erreichen sucht, weist nun Sarpi — ganz in Uebereinstimmung mit allen uns vorliegenden Briefen Hadrian's — dadurch nach, daß dem Papste einerseits Luther und seine Anhänger für unvernünftig gelten, weil an der Wahrheit der Kirchenlehre gar nicht gezweifelt werden könne, daß er andererseits auf Erfolg in Deutschland rechnen zu können glaubt, weil ihm dort ja niemand List oder Betrug zutrauen könne, daß er aber ebendeshalb es für die erste Aufgabe hält, die klar vorliegenden Mißstände zu beseitigen.

Und mit dieser Ansicht hat Hadrian denn doch mitnichten allein gestanden. Allerdings gab es viele, die überhaupt von keiner Reform etwas wissen wollten. Und wenig Ergebnisse der Erforschung der Reformationsgeschichte stehen so allseitig fest, als daß gerade die Vertreter der letztern Tendenz viel mehr als die Reformatoren selbst der ganzen Bewegung ihre weitreichende Bedeutung gegeben. Erst die Art der Angriffe Tezel's, Eck's und vor allem derjenigen des Sylvester Prierias hatte Luther von der anfänglichen isolirten Bekämpfung des Ablassunfuges zu der Polemik gegen die Papalmacht selber geführt. Und Aehnliches war, wengleich Zwingli sich von Anfang an über sich selbst klarer ist als Luther, auch bei der schweizerischen Reformation der Fall. Daß dennoch aber gerade die schärfer blickenden Köpfe in der Curie selbst in den Mißbräuchen in der Gesamtkirche sowol wie speciell am päpstlichen Hofe die Hauptnahrung des Feuers sahen,

dafür haben wir im Grunde so viele Zeugnisse⁵⁵), daß man bei dem Blick auf dieselben sich geradezu zu der Schlußfolgerung genöthigt sieht, daß erst die Ausscheidung eines so beträchtlichen Theiles der freiern Elemente in den Reformationkirchen es der im Jesuitenorden sich concentrirenden Papalpartei ermöglichte, diese „altkatholischen“ Reformbestrebungen „innerhalb der Kirche“ zu unterdrücken. Zu den zahlreichen, schon von früher her bekannten Repräsentanten der katholischen Reformpartei aber können wir heute keinen geringern gesellen als — Meander, den Nuntius beim wormser Reichstage und Haupturheber des Wormser Edicts, dessen dortige Briefe für die Geschichte gewonnen zu haben eines der vielen Verdienste Professor Friedrich's um die Kirchengeschichte ist. Ihm verdanken wir zugleich die erste Kunde von den zwei geheimen Gutachten Meander's nach seiner Rückkehr aus Deutschland, deren vollständige Mittheilung wir demnächst ebenfalls zu erwarten haben und welche geradezu die Curie mit ihren verdorbenen Sitten und Irrthümern als die Quelle alles Unheils bezeichnen.⁵⁶) In dem ersten dieser Gutachten rath Meander nach den vor allem erforderlichen Gebeten an Gott und die heilige Jungfrau, daß die schlechten Sitten und Mißbräuche der Römischen Curie verbessert werden müssen. Nur solle das nicht (wie Einige hartnäckig zu rathen fortfahren) durch öffentliche Supplicationen geschehen, denn nichts mache die Lutheraner unverschämter und erbittere die übrigen Deutschen mehr, als wenn man sich irgendwie als Urheber der vorgeworfenen Verbrechen zu bekennen scheine. Aber privatim solle man darauf ausgehen. Dies sei das allerbeste und fast das einzige Heilmittel. Und in dem zweiten Gutachten, worin er ausführt, was der Papsi specieU in dieser Hinsicht zu thun habe, geht Meander noch näher auf diesen zarten Punkt ein. „Die göttliche Barmherzigkeit ist anzusehen, die man leicht durch fromme Gebete,

vor allem aber durch eine Reformation des frühern Lebens gewinnen wird. Denn wir dürfen nicht hoffen, daß Gott unsere Irrthümer so wie in frühern Zeiten übersehen werde. Jetzt ist eine andere Zeit und eine andere Sachlage. Verändert ist die Stimmung der Völker, welche früher unsere Vergehungen theils für erdichtet hielten, theils im besten Sinn deuteten. Schon ist die Geißel bereit, schon die Axt an die Wurzel des Baumes gelegt, wenn wir nicht Buße thun wollen. Und es wird nicht sehr nöthig sein, jetzt neue Gesetze zu geben oder irgendwie mit Bullen zu schrecken, wir haben die heiligen Canones und die vorzüglichen Vorschriften der Väter. Wenn wir nur unsere Handlungen nach ihnen einrichten, werden alle diese Uebel leicht überwunden werden. Der Heilige Vater möge nur aus seiner Curie die Aergernisse wegräumen, durch die mit Recht Gott und Menschen beleidigt werden, und soweit es seine Kräfte und seine Autorität gestatten, möge er den ihm auf dem ganzen Erdkreise unterworfenen Klerus durch Ermahnung, Bestrafung, auch durch Ausstoßung aus dem Priestertum züchtigen. Wenn dies einmal die Deutschen sowol bei unsern wie bei ihren Priestern gethan sehen, wird hernach von Luther nicht mehr die Rede sein. So ist bei uns selbst zugleich der Ursprung aller Uebel und das Heilmittel gelegen.“

Wochten aber auch solche Kenner anderer Länder wie Aleander in den Reformen in Rom selbst die Vorbedingung der Unterdrückung der deutschen Reformation sehen, — dem in Rom herrschenden Geiste entsprach diese Anschauung nicht. Dafür waren zu Viele bei den in der Kirche eingerissenen Misständen interessirt. Wie uns Battus und seine edeln Genossen eben durch ihren Tadel Hadrian's die in Rom überhaupt populäre Beurtheilung vorführen, so kennen wir sie als die gleiche auch aus allen damaligen Reiseberichten. Und daß das seitdem nicht anders geworden, weiß jeder, der

etwa Seume's Spaziergang nach Syrakus oder auch nur Rothe's, Flur's oder Theiner's Briefe aus dem Rom unserer Tage gelesen. Eben an dieser specifisch römischen Tendenz aber, nicht an dem Widerstande der deutschen oder schweizerischen Opposition scheitert Hadrian. Und es wird allein schon aus Sarpi's Bericht klar, wie dieses Scheitern seiner Bestrebungen unmittelbar in Rom selbst eintritt, noch bevor er überhaupt den nürnbergger Reichstag beschickt.

Nachdem Sarpi also vorher Hadrian's scharfen Gegensatz gegen die Lehre Luther's ebenso geschildert wie seine Hoffnung, um seiner Abkunft aus Utrecht und um seiner anerkannten Rechtschaffenheit willen gerade bei der deutschen Nation williges Gehör zu finden, zeigt er weiter, wie Hadrian es für nothwendig erkennt, bevor er zur Unterhandlung mit den Lutheranern schreite, durch Beseitigung jener Verderbnisse, welche die Religionsstreitigkeiten veranlaßt hatten, sogleich eine Probe der von ihm beabsichtigten Verbesserungen zu geben. Zu diesem Zweck beruft er die Bischöfe von Chieti und Gaëta Caraffa und Razeles, nach Rom, Männer, wie Sarpi sich ausdrückt, „von anerkannter Rechtschaffenheit und Sittenreinheit und die alles, was die Kirchenzucht betraf, genau kannten“. Mit ihnen und den vertrautesten Cardinälen wird Rath gehalten, um für „die Heilung der auffallendsten Uebel“ zu sorgen. Obenan wird darunter des „Ablasses weitverbreitetes Verderbniß“ gestellt.

Schon über diesen ersten Punkt entspinnt sich jedoch sofort eine lebhafte Debatte. Hadrian's erster Gedanke ist, die von ihm bereits früher (viel früher sogar als von Luther) behandelte Frage in dem gleichen Sinne praktisch zu entscheiden, wie er es seinerzeit theoretisch gethan. Nach dieser Theorie sollte nämlich der Werth des Ablasses von dem der gleichzeitigen Bußübung abhängen, und je nach der vollkommenen oder unvollkommenen Leistung derselben

auch der Ablass selbst vollständig oder nur theilweise eintreten.

Gegen die officiële Geltendmachung dieser Theorie erhob sich nun aber zunächst der aus den Anfängen der Reformationsgeschichte so bekannte Cardinal Cajetan mit einer ausführlichen Rede, in der er sich auf seine eigenen Erfahrungen während des augsburger Reichstages, unter anderm gerade auf seine beiden dortigen Unterredungen mit Luther beruft. Sarpi nennt ihn bei diesem Anlaß einen vortrefflichen Theologen, und so viel ist allerdings deutlich, daß auch auf ihn gerade wie auf Aleander die im Auslande gemachten Erfahrungen nicht ohne Einwirkung geblieben sind, im Unterschiede von jenen echten Römlingen, deren Gesichtskreis sich auf das römische Erpressungssystem beschränkt und denen es ebendeshalb auf die Meinung der Barbaren schlechterdings nicht ankommt. Andererseits ist denn freilich auch die gleiche Rede Cajetan's einer der traurigsten Belege dafür, wie es mit der Wahrheitsliebe der höchsten kirchlichen Würdenträger bestellt ist. Oder wie soll man es nennen, wenn dieser „vortreffliche Theologe“ erklärt, im Grunde selbst Hadrian's Anschauungen zu theilen, aber sie, um ihrer praktischen Consequenzen willen, in seinen Schriften so zu behandeln, „daß nur die unterrichtetsten Menschen den eigentlichen Sinn aus seinen Worten hätten entwirren können“. Und worin bestehen die von ihm befürchteten Consequenzen? „Wenn diese Lehre“ — so referirt Sarpi über Cajetan's Rede — „mit gerichtlicher Autorität einmal bekannt gemacht werde, so ließe man Gefahr, die Gelehrten möchten daraus auch den Schluß ziehen, daß die Losprechung des Papstes nichts helfe, sondern daß die ganze Wirkung des Ablasses nur der vollkommenen oder unvollkommenen Beschaffenheit des damit verbundenen Bußwerkes zuzuschreiben sei. Das würde ohne Zweifel den Eifer der Menschen, sich Ablässe zu verschaffen,

sehr abkühlen, und die von der Gewalt des Papstes gehegte Meinung außerordentlich erschüttern.“

An Logik fehlt es diesem Einwande Cajetan's nicht. Die gleiche Logik hatte ja auch den Sylvester Prierias, unmittelbar nach dem Bekanntwerden von Luther's Thesen, die Streitfrage vom Gebiet des Ablasses auf das der päpstlichen Vollgewalt und Unfehlbarkeit übertragen lassen — ganz in der gleichen Art, wie sie in unsern Tagen zum Dogma gemacht ist. Wir kennen aber sowohl die damalige wie die heutige, diese Logik des Raffinements moralisch vernichtende Logik der Thatfachen.

Die Parallele zwischen jenem ebenerwähnten Einwande in Cajetan's Rede und der Argumentation von Leo's X. Palastmagister würde aber zu weit ausgedehnt, wollten wir den ganzen Standpunkt beider Männer identificiren. Im Gegentheil, wie wir schon vorher Cajetan gerade wie Aeander den Vollblutrömlingen gegenübergestellt, so haben wir nun den antithetischen Theil seiner Rede durch den thetischen zu ergänzen. Sein positiver Vorschlag ist nämlich der, die alten Bußgesetze wiederherzustellen, da der Ablass sich auf die von diesen festgesetzten Strafen beziehe. Die vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Uergernisse sind nach ihm nicht anders zu heilen, als wenn die Sache auf ihren frühern und ursprünglichen Sinn zurückgeführt werde. Nach den Decretalen ist nun der Ablass nichts anderes als die Absolution von den in der Beichte auferlegten Strafen. Es sollten deshalb die alten, in Vergessenheit gerathenen Bußgesetze wieder zur Wirksamkeit gebracht und nach ihren Bestimmungen den Beichtkindern die ihren Vergehungen angemessenen Strafen auferlegt werden. Dann würde gewiß ein jeder die Nothwendigkeit und den Nutzen der Ablässe leicht einsehen, und, um sich von der beschwerlichen Last der Buße frei zu machen, dieselben eifrig zu erwerben suchen. So sei von dieser

Maßregel die Rückkehr der goldenen Zeit der ersten Kirche und speciell die Unterdrückung der deutschen Bewegung zu erwarten.

Es ist für den kirchlichen Standpunkt des Papstes bezeichnend, daß er dieser auf das Ansehen der Decretalen gestützten Anschauung sofort seine frühere Privatmeinung opfert. Cajetan's Vorschlag wird auf Hadrian's Befehl dem Pönitenzgericht unterbreitet, um durch dieses zuerst in Rom und dann in der übrigen Christenheit in Anwendung gebracht zu werden. Und mit den Pönitentiariern treten die von Hadrian schon vorher zu den Reformconferenzen berufenen Männer zu wiederholten Berathungen zusammen. Hier aber findet selbst der Hadrian's ursprüngliche Gedanken schon bedeutend reducirende Plan Cajetan's nicht mindere Schwierigkeiten. Welcher Art dieselben sind, zeigt der Bericht des Großpönitentiarius Lorenz Pucci, von dem Sarpi erinnert, daß er noch vor kurzem Datarius Leo's X. und ein vortrefflicher Künstler im Geldsammeln gewesen, in charakteristischer Weise. Cajetan's Vorschlag wird geradezu für unausführbar erklärt; nicht bloß nicht im Stande, die gegenwärtigen Uebel zu heilen, würde er vielmehr noch schwerere nach sich ziehen. Und weshalb? Bei dem erloschenen kirchlichen Eifer des Volkes können die in den Canones bestimmten Strafen überhaupt nicht mehr in Anwendung gebracht werden. Das vorgeschlagene Heilmittel möge an sich der Krankheit angemessen sein, aber es ist für die Kräfte des schwachen Körpers zu stark. Man würde durch die Wiederherstellung der strengern Disciplin, wodurch man Deutschland gewinnen wolle, Italien selber verlieren.

Und was soll nun nach Pucci, „dem vortrefflichen Künstler im Geldsammeln“, gegen jene Mißbräuche geschehen, über deren Scheußlichkeit katholische und protestantische Historiker längst gleich urtheilen gelernt haben? Nichts. Er erinnert den

Papst nämlich schließlich — und es berührt uns hier seine Argumentation fast wie die eines der spätern im Probabilismus so besonders geschulten Jesuitenväter — daran, wie er selbst in seinem Commentar zum vierten Buch der Sentenzen vier verschiedene Meinungen über den Ablass, alle gleich katholisch (also alle auch gleich probabel) dargelegt, und in seiner Glosse darüber hinzugefügt habe, der Streit über die Indulgenzen sei alt und unentschieden. So sei denn bei solchem Widerstreit gleich berechtigter Meinungen auch jetzt Cajetan's Vorschlag nicht auszuführen, sondern zu verwerfen.

Was konnte Hadrian bei solcher Sachlage noch thun? Er erwog diese vorgebrachten Ansichten fleißig in seinem Gemüthe, ernst bekümmert, zumal er sich auch in den andern Dingen, deren Reform er sich vorgenommen, nicht aus den Schwierigkeiten herauswinden konnte. So Sarpi. Bei der klarsten Erkenntniß der Misstände, bei dem ernstlichsten Bestreben, ihnen abzuhelfen, waren doch einem Hadrian die Hände ebenso gebunden, als wenn er es an Verblendung einem Pius IX. gleich gethan hätte.

Wenn es neben der Unmöglichkeit, dem Ablassunfug zu steuern, noch eines weitem Beweises für diesen trostlosen Stand der Dinge bedurfte, so wäre sie durch das Ergebniß seines weitem Reformversuches hinsichtlich der EheDispense geboten. Jene harten Eheverbote im Fall entfernter leiblicher oder auch nur steiglicher, d. h. von einer Pathenschaft herührender Verwandtschaft mußten dem gerechten Papste ebenso unbillig erscheinen wie auch heute jedem billig denkenden Menschen. Hadrian will darum wenigstens einige derselben als überflüssig und zur Beachtung allzu hart aufheben, um so das Volk von einer großen Last zu befreien. Aber schon der bloße Gedanke daran wird ihm als ein schweres Vergehen angerechnet, weil die Nerven der kirchlichen Disciplin dadurch geschwächt würden. Der bereits reducirte Wunsch ferner,

jene Dispensen nach der Beschaffenheit gewisser Personen zu beschränken, veranlaßt nicht geringere Klagen, weil man in geistlichen Sachen keinen Unterschied der Personen machen dürfe. Und als nun endlich wenigstens die Gebühren, die auf jenen Dispensen lasteten, aufgehoben werden sollten, erwies sich auch dies unmöglich. Denn — *horribile dictu* — Papst Leo hatte, wie freilich schon manche seiner Vorgänger, besonders zur Zeit des doppelten und dreifachen Papstthums von Rom, von Avignon und von der pisaner Synode, die Einziehung dieser Gebühren bereits auf Jahre hinaus verpachtet. Und so war selbst diese bescheidenste aller Reformen nicht möglich, ohne den Rückkauf der Aemter von den Pächtern, die ihren Gewinn daraus zogen. Bei solcher Sachlage kam es wahrlich keine Verwunderung erregen, daß Sarpi beifügen muß, wie die Festhaltung jener Eheverbote den Lutheranern Anlaß zu der Behauptung gegeben, sie seien nur Mittel zu Gelderpressungen. Eher könnten wir darüber staunen, daß auch heute noch die Sachlage genau dieselbe geblieben ist. Auch heute sind die gleichen Aemter im voraus verpachtet. Auch heute ist so wenig eine Erleichterung der römischen Dispensansprüche eingetreten, daß z. B. die Versagung der Quinquennalfacultäten, d. h. der Befugnisse der Bischöfe, in leichtern Fällen von sich aus zu dispensiren, an den Bischof Befehle eins der Hauptmittel gewesen ist, um das von ihm selbst so bezeichnete *sacrificio dell' intelletto* von ihm zu erlangen. Und die bekannte Schrift eines hochverdienten katholischen Geistlichen der Schweiz „über den römischen Geldmarkt“ hat nur Weniges von Vielem über diese alles Maß übersteigenden Misbräuche zusammengestellt.

Doch kehren wir zu Hadrian's Reformversuchen zurück. Die auf den Ablass und die Eheverbote bezüglichen sind ja nur zwei aus einer ganzen Reihe. Aber was sich bei ihnen gezeigt, ist bei den andern nicht minder der Fall. „Welche

Hindernisse“ — fährt Sarpi fort — „standen ihm nicht weiter entgegen in Berichtigung der Reccessen, der Aggreffe, der Coadjutorien und so vieler andern Dinge, die bei der Besetzung von Beneficien gebräuchlich waren, und die alle“ — sagt Sarpi — „sehr nahe an Simonie grenzten, wenn man nicht lieber sagen will, daß es wirkliche Simonie war.“ Vor allem ist es das gleiche Hinderniß wie bei der Aufhebung der Gebühren bei den Exdispensen. „Die im voraus verkauften Aemter zurückzukaufen“, so schließt Sarpi diesen Bericht, „war Hadrian wegen des übermäßigen Aufwandes unmöglich, den man machen und fortsetzen mußte, und dem er sich nicht gewachsen fühlte. Vor allem aber betrückte dieses sein Herz am meisten“, — und dies, was Sarpi nach unanfechtbaren Quellen bezeugt, gibt von den Ursachen, woran Hadrian's Reformbestrebungen scheitern, den treffendsten Zug an — „daß, während er einen Mißbrauch zu hemmen suchte, es nicht an Menschen fehlte, welche es unternahmen, denselben als eine gute und nothwendige Sache zu vertheidigen. Mit solchen Schwierigkeiten kämpfte der Papst und hängt ängstlich sein ganzes Gemüth daran bis zum November, mit dem feurigsten Wunsche, durch irgendeine ausgezeichnete Verbesserung bezeugen zu können, wie sehr es seines Herzens Wille sei, die Hilfsmittel gegen die schon eingerosteten Verderbnisse vorher zu versuchen, ehe er sich in die Verhandlungen der Angelegenheiten in Deutschland mische.“

Noch aber ist das Bild von der Sachlage in Rom, das Sarpi uns zeichnet, nicht vollständig, wenn wir nicht endlich noch den Rath hinzufügen, den der Bischof von Preneste, Franz Soderinus, mit dem Zunamen Volaterranus, von der Stadt Volterra, Hadrian's Reformplänen gegenüberstellt. In der Behandlung von Staatsangelegenheiten (zu denen die Regierung der Kirche freilich nur zu sehr herabgesunken war) war Soderini — ich citire wieder wörtlich nach

Sarpi — sehr geschickt und deshalb von den Päpsten Alexander VI., Julius II. und Leo X. zu den meisten und wichtigsten Geschäften gebraucht worden. Auch Hadrian zählte ihn anfangs unter seine vertrauesten Rathgeber, brach aber später (es war nach Soderini's Streit mit Julius von Medici, dem spätern Clemens VII.) so sehr mit ihm, daß er ihn in Verwahrsam setzen ließ. Bei dem jetzigen Anlaß hat Soderini nun zwar, wie Sarpi erzählt, den redlichen Sinn, die Freimüthigkeit und den Muth Hadrian's mit Eifer gebilligt, dagegen die von diesem geplanten Mittel für unpassend erklärt, und, weil die Noth der Zeit allerdings ein Eingreifen des Papstes nothwendig mache, ihm ein passenderes Mittel in Vorschlag gebracht. Um dasselbe vollauf zu würdigen, müssen wir die von ihm an Hadrian gerichtete Rede, worin er seinen Vorschlag motivirt, vollständig mittheilen.

„Die Besserung der Sitten der Römischen Curie ist“ — nach diesem echtesten Curialisten — „nichts weniger als das geeignete Mittel zur Unterdrückung der Lutheraner. Im Gegentheil wird nur ihre Halsstarrigkeit dadurch vermehrt werden. Aus der beabsichtigten Reform des Papstes wird der Pöbel den Schluß ziehen, daß das Kirchenregiment in irgendeinem Stücke mit Recht getadelt worden sei. Folglich wird der gleiche Pöbel sich auch leicht überreden lassen, daß auch andere Vorschläge zu Verbesserungen nicht minder gerecht und nicht weniger begründet seien. Die Stifter der Ketzerien selbst aber, einmal ihres Sieges sich bewußt, werden in ihren Angriffen und ihrem Drängen kein Ende finden. Seit es Ketzer gibt, haben dieselben ja alle die verdorbenen Sitten der Curie zum Vorwand ihrer Frechheit genommen. Aber noch kein Papst hat es deshalb für dienlich erachtet, die eigenen Angelegenheiten zu verbessern. Sie haben vielmehr immer sogleich auf solche Ermahnungen und

unbescheidene Drängungen hin die Fürsten zum Schutze der angegriffenen Kirche aufgefordert. Diese gleiche Methode ist daher auch jetzt festzuhalten. Denn auf keine Weise geht ein Staat (und die Kirche ist, wie schon bemerkt, für diesen Standpunkt ja nichts als ein Staat) schneller zu Grunde, als durch Veränderung der Regierungsform. Man muß also, statt Neuem und Ungewöhnlichem den Zugang zu öffnen und dadurch weitere Gefahren heraufzubeschwören, den Weg jener frommen Päpste betreten, deren Unternehmungen mit glücklichem Erfolge gekrönt wurden. Keiner von ihnen hat die Keger durch Verbesserungen vertilgt, vielmehr durch herbe Schläge, dadurch, daß sie die Fürsten und Völker unter dem Zeichen des Kreuzes gegen sie aufreizten. Auf diese Weise hat Innocenz III. die Abigenser unterdrückt, und ebenso die ihm folgenden Päpste die Waldenser, die Picarden, die Armen von Lyon, die Arnoldisten, die Speronisten und die Paduaner, von denen nichts als der nackte Name übrigblieb, ausgerottet. Wenn so jetzt wieder der Papst den Fürsten in Deutschland erlaubt, die Ländereien der Beschützer Luther's zu besetzen, werden sie ein solches Anerbieten gern annehmen, um so mehr, wenn noch die benachbarten Völker durch das Anerbieten von Indulgenzen und Sündenvergebung zur Hülfe eingeladen werden."

So also das alleinseligmachende Recept dieses in der Behandlung von Staatsangelegenheiten so geschickten und von Alexander VI., Julius II., Leo X. zu den meisten und wichtigsten Geschäften gebrauchten Prälaten. Bürgerkrieg in Deutschland, Kreuzzug der benachbarten Völker unter der Belohnung der Sündenvergebung ist das einzig probate Mittel zur Niederwerfung der Reformation. Und wie oft ist dasselbe von Hadrian's Nachfolgern und von den ihnen ergebenen Fürsten à la Philipp II., Ferdinand II., Ludwig XIV. zur Anwendung gebracht! Und nicht blos in den Tagen

von Bartholomäusnacht, Beltliner Mord und Blutbad in Irland! Die Mittel des weißen Schreckens im südlichen Frankreich nach der Restauration von 1815 haben bis in die letzten Decennien stets wiederholte Anwendung gefunden. Und seit Syllabus und Vaticanconcil steht ja für den Papstgläubigen nichts fester als die Wahrheit, daß kein Papst jemals die Schranken seiner Befugnisse überstiegen. Der zur förmlichen Epidemie gewordenen Kreuzzugspredigten in unserer unmittelbaren Nähe nicht einmal zu gedenken.

Fügen wir aber auch noch den Schluß von Soderini's Rede hinzu: „Der Religionslärm in Deutschland ist dem apostolischen Stuhle lange nicht so gefahrdrohend als der bevorstehende Krieg in Italien. An diese Sache muß man vor allem denken, denn wenn man ihr nicht wohlgerüstet mit Geld, dem Stern des Krieges, entgegentritt, kann dadurch viel größeres Unglück entstehen. Es darf also vor allem keine Schmälerung der Einkünfte stattfinden, ohne die doch keinerlei Reform möglich ist. Denn von den vier Quellen dieser Einkünfte ist nur eine, der Ertrag des Kirchenstaats nämlich, weltlichen Ursprungs. Die drei andern, die Indulgenzen, die Dispensationen und die Besetzung der Beneficien haben alle einen geistlichen Ursprung. Es kann also keine dieser Quellen abgeleitet oder verstopft werden, ohne daß der vierte Theil der päpstlichen Gefälle ausbleibe.“

Quod erat demonstrandum — müssen auch wir uns beim Hinblick auf die heutige Methode gestehen. Wie aber faßt Fabrian solche Erörterungen auf? „Nachdem der Papst sich über diese Rede mit seinen zwei vertrautesten Freunden, dem Wilhelm Enkenvort⁵⁷⁾, den er nachher zum Cardinal wählte, und Theodor Heze⁵⁸⁾ besprochen hatte, legte er das Geständniß ab, daß die Stellung der Päpste bedauernswürdig sei, weil er sah, daß dieselben nicht einmal die Freiheit

hätten, etwas Gutes zu thun, wenn sie auch noch so gern Mühe und Fleiß daran wenden wollten.“ So Carpi. Wessenberg erinnert bei dem gleichen Anlaß an den von Burmann aufbewahrten Brief Hadrian's bald nach seiner Wahl an seinen Freund Florenz Wyngaerden, Syndicus in Dordrecht, „er freue sich solcher Ehre nicht, fürchte vielmehr eine solche Bürde auf sich zu nehmen, und würde, wenn er seinem eigenen Wunsch folgen dürfte, vorziehen, ohne päpstliche, ohne Cardinals- oder Bischofswürde in seiner Propstei in Utrecht zu dienen; nur der göttlichen Berufung wage er nicht zu widerstehen“. Und diese beim Antritt seiner hohen Stellung ausgesprochene Gesinnung spiegelt sich hernach noch deutlicher ab in seiner Grabschrift: „Hic nihil in vita infelicius duxit quam quod imperaret“ („Nichts Unglücklicheres ward ihm im Leben zutheil als die Herrschaft“). Unwillkürlich ruft uns solches Wort das ähnliche ins Gedächtniß, das ein anderer edler Herrscher, Oesterreichs unvergeßlicher Joseph II., zur Grabschrift wünschte. Ein Battus freilich fügt jener Meldung hinzu, nie habe er etwas Unverschämteres gesehen. Aber unser Wessenberg, der die Zustände Roms in unserm Jahrhundert als die gleichen wie zu Hadrian's Zeiten kennen gelernt, sagt über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen: „Alle seine Entwürfe sah er vorerst an dem vereinten Widerstande der Curialisten scheitern, die sich mit einer Menge schnöder Vorwände irdischer Klugheit ihm entgegenstellten. . . . Er nahm wahr, wie alles Schlechte und Mißbräuchliche, was er abstellen wollte, von den Angesehensten seines Hofes als heilsam oder nothwendig in Schutz genommen wurde.“

An dieser Sachlage also, nicht erst an der Opposition des nürnbergers Reichstages, ist Hadrian mit seinen Reformplänen gescheitert. „Es war ihm unmöglich gewesen, vor der bestimmten Reise nach Deutschland eine von seinen

beabsichtigten Verbesserungen auszuführen. Er mußte sich mit der Hoffnung begnügen, daß man seinen bloßen Versprechungen glauben würde.“

So Sarpi nach Cheregati. Weshalb diese bloßen Versprechungen keinerlei Erfolg mehr haben konnten, geht aus dem Verlauf des nürnbergger Reichstages zur Genüge hervor.

Anmerkungen.

1) Auch Kampfschulte hat in seinem „Leben Calvin's“ den Werth von Anshelm's Chronik hervorgehoben, sie als „sehr lehrreich“ bezeichnet, jedoch im Vergleich zu Bonniward's Chronik und den Darstellungen der neuern Genfer Galiffe, Roget, Berchtold zu wenig benutzt. Vgl. die Nachweise in der eingehenden Kritik von Stürler's: Archiv des herner Historischen Vereins VII, 440—483. Doch können wir es uns bei diesem Anlaß um so weniger versagen, Stürler's Charakteristik des bedeutenden Werkes hier anzuführen, wo dieselbe zugleich das oben über den heutigen Stand der Reformationsgeschichte Gesagte vollauf bestätigt: „Was deutscher Forschungstrieb, deutsche Gründlichkeit und deutsche Kritik zu leisten vermögen, davon legt dieses Werk ein schönes Zeugniß ab. Ueber Calvin und sein Wirken sind in älterer und neuerer Zeit bemerkenswerthe historische Arbeiten erschienen, aber die vorliegende überragt sie alle. Sie überragt sie nicht nur, weil sie auf einen ungleich reichern Quellenstoff sich stützt, sondern auch weil sie vielseitiger, tiefgründiger und parteiloser ist. Das Letztere zeigt sich besonders überzeugend im kirchlichen Theile, in der Behandlung der brennenden Fragen über die genfer Disputation und das kirchliche Lehrgebäude, wo der katholische Verfasser eine Objectivität zu wahren weiß, die, wenn er unbekannt wäre, kaum errathen ließe, welcher Confession er angehört. Wie viel anders die Genfer Bonnet, Gaberel, Merle u. s. w., die viel zu viel nur mit der protestantischen Fahne und dem protestantischen Schwerte argumentiren zu sollen glauben.“

2) Vgl. die gebiegene Besprechung von Fisher's History of the reformation durch meinen Collegen Stern in Sybel's Historischer Zeitschrift, XXXII (1874), S. 132—135; sowie die nähere Würdigung Rauwenhoff's in meinem Nachwort zu der deutschen Uebersetzung von Rauwenhoff's Antwort an Strauß (Leipzig, 1873), S. 131 fg.

3) Vgl. die Uebersicht über die neuere einschlägige Literatur in meiner Kritik der de Hoop Scheffer'schen Geschichte der Kerkhervorming in Nederland van haar ontstaan tot 1531, (Protestantische Kirchenzeitung, 1874, Nr. 31).

4) Daß durch die Klarstellung der Controversen freilich nicht auch schon die Lösung derselben gegeben ist, ist ebenso selbstverständlich. Um nur ein paar Beispiele vom Gegentheil zu nennen, so zeigt ja des gelehrten Emanuel Deutsch Darstellung des Islam noch die gleiche Tendenz wie die Jugendschrift Abr. Geiger's, daß sie Mohammed eben gar zu viel aus dem Judenthum schöpfen läßt. Nicht minder weitgehend sind die Folgerungen von Grätz aus den mittelalterlichen Quellen über die damalige Stellung der Juden, von denen ich nur an Agobard von Lyon's Darstellung der Zeit Ludwigs des Frommen erinnern will. Und wenn sich die Strauß'sche Leben-Jesu-Darstellung von 1864 der Kritik Abr. Geiger's ebenso wenig gewachsen erwies wie sein „Alter und neuer Glaube“ der Wahrung des religiösen Factors bei Philippson, so hat die ihrerseits versuchte Inszenirung Hillel's in den streng wissenschaftlichen Kreisen, die von der Quellenkritik selber ausgingen statt sie einer philosophischen Geschichtsconstruction zum Opfer zu bringen, um so weniger Anklang gefunden.

5) Vgl. Friedrich, Der Kampf gegen die Deutschen Theologen und theologischen Facultäten in den letzten 20 Jahren (Neben, gehalten bei der Eröffnung der kath.-theol. Facultät an der Universität Bern am 11. December 1874, S. 35—74).

6) Vgl. Schroek's Kirchengeschichte seit der Reformation, I, 314—328; III, 212—230.

7) Es sei hierfür nur an Pland's Urtheilsweise erinnert: Geschichte der Entstehung des prot. Lehrbegriffs, II, 153—164; sowie an den Holländer Noyaards in seinem und Kiss's kirchenhistorischen Archiv IX, 169.

8) Vgl. Häuffer's durch Duden's Verdienst herausgegebene Vorlesungen über die Reformationsgeschichte, S. 64.

9) Vgl. besonders Ranke's Römische Päpste (2. Aufl.), I, 90—98.

10) Vgl. Hase's Kirchengeschichte (7. Aufl.), S. 402, 481.

11) Nur die neueste Darstellung sei noch besonders genannt: E. L. Th. Henke's Neuere Kirchengeschichte (Ausg. von Gaf), I, 76—79.

12) Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, III, 95. — Uebrigens nennt Wessenberg den Namen des Vaters irrig van Trusen. Er hieß Boeyens und war Schiffsbauer und Holzhändler.

13) Von Hadrian's Schriften gehören der niederländischen Periode seiner Wirksamkeit die Quaestiones Quodlibeticae XII (in den verschiedenen Löwener Ausgaben von 1515, 1516 und 1518) und die Quaestiones et Expositiones (Paris 1516 und 1522) an. In der zweitgenannten Schrift, die speciell dem vierten Buche der Sentenzen gewidmet ist, und zwar in der während seines Pontificats erschienenen Ausgabe so gut wie in der frühern, findet sich der vielerwähnte Ausspruch über die Unfehlbarkeit. (Ueber die mannichfach falsche Citirung dieser Schrift vgl. Bayle's Artikel über Hadrian, Anm. T. Daß Maimbourg's Trait historique de l'église de Rome die wichtige Stelle anführt, mag zu der Ausstoßung dieses heftigsten Controversisten gegen Lutherthum und Calvinismus aus dem Jesuitenorden beigetragen haben.) In Spanien schrieb Hadrian ferner „Computum hominis agonizantis et sermo de saeculo pertuso“, und als Papst sind von ihm noch die „Regulae cancellariae apostolicae“ erlassen.

Der Briefe Hadrian's werden wir später näher zu gedenken haben, und sei hier daher nur noch erwähnt, daß die auf ihn geschlagenen Münzen sowol in van Mieris' Historie der Nederlandsche Vorsten und van Loon's Beschryving van Nederlandsche historiepenningen wie bei Venute: Numismata Romanorum pontificium abgedruckt sind, und daß sich sein Bild in Burmann's Analecta und in Brandt's Historie der Reformatie findet, in dem letztern Werke mit dem inhaltreichen Verse:

De Schuitmaekers zoon zat dus op Romens stoel,
Hy zagh daar 't geen er was, een gruwelycke poel,
Het ingekankert quaedt. Van 't hooft door al de leden
Was't geestlyk lichaam krank. De zonden waren zeden.

Daar blonk zyn deucht doorheen. Erasmus was hem waard;
 Hy riep zyn pen te hulp, den keizer liet hy 't zwaart.
 Maar 't booze pausdom viel den vromen bisschop tegen.
 Toen wierd dat hoofd gewaar hoe zwaar drie kroonen wegen.

14) In Burmann's reichem Sammelwerke sind alle diese drei Biographien aufbewahrt worden. Sie ergänzen sich gegenseitig, wollen aber mehr ineinander verarbeitet sein, als es bisher der Fall war. Zur Erleichterung der Uebersicht sei hier Standpunkt und Gehalt einer jeden kurz charakterisirt. Die des Benedictiners Gerhard Moring (bei Burmann, S. 1—82), dem Cardinal von Marca gewidmet (1536), berichtet zwar nicht nach eigenen Erlebnissen, aber nach gründlichem Quellenstudium und wendet sich in der Vorrede speciell gegen die elenden Verleumdungen des Battus. Paul Jovius ist selbst Bischof und hat sein Werk (bei Burmann, S. 87—140) Hadrian's vertrautem Freunde, dem Cardinal Enkevort dedicirt. Blasius Ortiz endlich ist Kanonikus in Toledo und Generalvicar des dortigen Erzbischofs, dem er auch sein Itinerarium (bei Burmann, S. 159—243) gewidmet hat.

Moring's Biographie ist besonders für die niederländische Periode von Hadrian's Leben die Hauptquelle. Während Jovius dieselbe nur kurz in zwei Abschnitten behandelt, zeichnet Moring in Kap. 1 Aeltern und Erziehung Hadrian's, begleitet ihn 2) auf die Lateinschule in Zwolle und 3) auf das Gymnasium in Löwen und charakterisirt sodann 4) seine philosophischen und 5) seine theologischen und juristischen Leistungen und Schriften, woran sich noch 6) eine allgemeine Charakteristik seiner Gelehrsamkeit und seiner Gaben anschließt. Ebenso werden dann (7—11) der Reihe nach seine Würden, Aemter und Stiftungen charakterisirt: die Erwerbung des theologischen Doctorats auf Kosten der Herzogin Margaretha von Burgund, das Dekanat in Löwen, die Begründung des dortigen Salvatorcollegs und der Versuch der Stiftung noch eines zweiten Collegs, sowie seine Verdienste um die Armenpflege. Im gleichen Zusammenhang findet auch seine Mäßigkeit, Keuschheit und Demuth ihr verdientes Lob; wir hören aber zugleich auch (Kap. 8), wie seine Reformbestrebungen ihn den verderbten Kanonikern verhaßt machen und deshalb ein Vergiftungsversuch gegen ihn gemacht wird.

Seine Leistungen als Erzieher Karl's V. werden von Moring

(Kap. 12) und Jobius (Kap. 3) gleichmäßig geschildert. Ersterer fügt noch einen Abschnitt über seine verschiedenen priesterlichen Pfründen hinzu (Kap. 13); dann aber werden beiderseits seine Sendung nach Spanien zu Ferdinand dem Katholischen (Moring, Kap. 14; Jobius, Kap. 4), seine Präfectur in Aragon und Castilien neben Ximenes und seine Ernennung zum Cardinal (Kap. 15—17 resp. Kap. 5), und endlich seine Verdienste als Reichsverweser Spaniens (Kap. 18 resp. Kap. 6 und 7) wieder in correlater Weise geschildert.

Hadrian's Wahl zum Papste beschreibt Moring im 19., Jobius im 8. Kapitel, letzterer unter besonderer Hervorhebung der Erbitterung der Römer. Ebenso hebt Jobius in dem folgenden, beiden gemeinsamen Abschnitt (20 resp. 9) über seine Annahme der Wahl umgekehrt die Freude der Spanier hervor, widmet auch der Reise nach Rom selbst ein specielles Kapitel (10).

Hier tritt nun zugleich (abgesehen von dem ebenfalls von Burmann, S. 141—152, aufbewahrten Bericht über das Conclave) das Ortiz'sche Itinerarium ergänzend ein, dessen ganze erste Hälfte (Kap. 1—22) diese Reise, die Ortiz in der Begleitung des Papstes machte, behandelt. Die genauen Beschreibungen des Empfanges in den einzelnen Städten, welche bei dem Anlaß meist auch selbst näher geschildert werden — Lucronium, Caesar-Augusta, Tortosa, Tarragona, Barcelona, Monaco, Savona, Genua, Livorno, Civita-Vecchia — lassen sich an culturhistorischem Interesse mit den bekannten Schilderungen der deutschen Zustände im 15. Jahrhundert durch Aeneas Sylvius vergleichen. Aber für unsern Zweck ungleich wichtiger noch sind die Daten über Hadrian's erste Reform, die Ortiz als unmittelbarer Zeuge von derjenigen Zeit mittheilt, von der weder Moring und Jobius noch Sarpi nähern Bericht geben können. Gleich das erste Kapitel beginnt mit dem Widerruf der Indulgenzen und Exspectanzen, dann bringt Kap. 7 die Veröffentlichung der Kanzleiregeln und die Ernennung der Officialen; Kap. 23 schließt wieder unmittelbar an die Beschreibung der feierlichen Krönung in Rom den öffentlichen Widerruf der Indulgenzen durch die apostolische Kanzlei an, und noch Kap. 28 hat es abermals mit dem zweiten Widerruf der Exspectanzen zu thun.

Was endlich die römische Periode selbst betrifft, so sind über

sie nun alle drei Biographen miteinander zu vergleichen. Und sei hier daher nur noch erwähnt, daß Moring dieselbe Kap. 21—25, Vorius Kap. 11—17, Ortiz Kap. 24—36 behandelt. Letzterer hat auch die erste Zeit nach Hadrian's Tode noch in Rom zugebracht und berichtet darüber Kap. 37—41, während Kap. 42—47 seine Rückreise schildern. Für Hadrian's Charakterbild kommt hiervon jedoch nur Kap. 40 über seine Natur und seinen Charakter noch in Betracht.

15) Es ist mir nur eine neuere, Hadrian speciell behandelnde holländische Schrift bekannt, die von L. E. Bosch in Utrecht (im gleichen Verlage 1835 erschienen): *Iets over Paus Adriaan VI. De afkomst en eene korte levensschets van dien Utrechenaar*. Dagegen ist Hadrian in der einschlägigen holländischen Literatur häufig berücksichtigt, und dürfte eine Uebersicht derselben hier nicht überflüssig erscheinen. Neben dem Biographisch woordenboek der Nederlanden, den historischen Wörterbüchern von Hoogstraten, Brouerius van Nibea, Chalmot, Kof's *Vaderlandsch Woordenboek* und den schon citirten Werken von Brandt, van Loon und van Mieris kommen an allgemeineren Geschichtswerken in Betracht: Wagenaar's *Vaderlandsche Historie* IV, sowie die *Nalezingen* zu diesem Werk, I, *Bilberdyk's* *Geschiedenis des Vaderlands*, V, *Collot d'Escury's* *Hollands roem in kunsten en wetenschappen*, IV, und die *Levenbeschryving van eenige vorname meest Nederlandsche mannen en vrouwen*, I. Weiter geben einige der zahlreichen holländischen Localgeschichten auch über Hadrian einzelne Daten, so neben *Revius' berühmter Daventria illustrata* die Werke über den Ort, wo Hadrian zuerst (ebenfalls durch *Margaretha von Burgund*) Pastor war, *Goedereede*, nämlich *van Dam's* *Beschryving van Goeree* und *Boers' Beschryving van het eiland Goedereede en Overflakkee*. Endlich sind von bibliographischen Sammelwerken noch *Fabricius, Bibl. lat. med.* III, *der Catal. Bibl. Bunar.*, III, und *Gerdes, Flor. librorum rar.* zu vergleichen. Die reichste Ausbeute, besonders hinsichtlich der ältern nun verschollenen Literaturproducte, gibt übrigens *Bayle's Dictionnaire* (in der Ausg. von 1697, II, 7—15, in der von 1730, II, 671—677).

16) Daß auch über Hadrian von Spanien aus noch nähere Berichte erwartet werden können, geht schon aus den

Mittheilungen Höfler's über „die Wahl und Thronbesteigung des letzten deutschen Papstes Hadrian VI.“ (Wien, Gerold) in den Abhandlungen der wiener Akademie hervor.

17) Vgl. das treffliche Programm des Luther-Biographen Köpfli: Luther's Rede in Worms am 18. April 1521 (Halle 1874).

18) Spätere Ausgaben sind die von Gärtner im Corp. Iur. eccles., II, 156 fg., von Münch in der Sammlung aller Concordate, I, 373 fg. und von G. Weber (Frankfurt 1829). Die nothwendige Beschränkung unsers Themas zwingt uns, den nürnberg'schen Reichstag selbst trotz seiner großen Bedeutung für damals und jetzt außer Betracht zu lassen und Hadrian's römische Erlebnisse allein ins Auge zu fassen.

19) Vgl. Wessenberg, a. a. D., III, 101.

20) Vgl. die Ausgabe Sleidan's von 1556, S. 69, 78, 79, 80—86, 92.

21) Vgl. Möller's „Andr. Osiander“, S. 11—13. — Pland, a. a. D., S. 162 u. 163, mit der dort in den Noten 213—215 angegebenen Literatur.

22) Vgl. §§. 34, 49, 53.

23) Vgl. Theil II, Buch XVI, Kap. I, §. 14 (in der Schaffhäuser Ausgabe von 1740, S. 623).

24) Vgl. u. a. Wessenberg, a. a. D., III, 100, Anm. 36.

25) Vgl. den Artikel Neudecker's über Hadrian in Herzog's Theol. Real-Encyclopädie, V, 450—453.

26) Der Brief von Battus ist, nach Wolf's Lectiones Memorabiles, II, 191 fg., ebenfalls mitgetheilt von Burmann, S. 436—440. Wie bereits (Anm. 14) erwähnt, ist Battus schon von Moring nach Gebühr gewürdigt worden. Für uns aber kommt sein Brief zur Charakteristik der römischen Atmosphäre in Betracht.

27) Es liegt hier nämlich aller Wahrscheinlichkeit nach eine Verwechslung zu Grunde mit den von Leo X. gegen die Franzosen, die Parma und Piacenza besetzt hatten, zu Hülfe gezogenen spanischen Truppen, welche die Franzosen daraus vertreiben. Vgl. Sleidan, III, 69. Von den unter Hadrian ausgehobenen spanischen Soldaten handelt Ortiz, Kap. 28.

28) Vgl. Wessenberg, a. a. O., III, 99, Anm. 31—34.

29) Mit Recht bemerkt Bayle, auf dessen Würdigung Hadrian's wir sogleich noch näher zurückkommen werden: „Il n'est pas jusques à sa sobriété, dont on n'ait fait des railleries“, und fügt in der Anmerkung Q, neben einer Reihe wahrhaft pifanter Citate noch die nähern Daten hinzu: „Il n'y eut jamais de pape dont la table fût aussi delicate que celle de Léon X. On s'insinuait dans ses bonnes grâces par l'invention des ragoûts, et il y eut quatre grands maîtres en bons morceaux qui devinrent ses mignons. Ils inventèrent une sorte de saucisses qui jetta dans l'étonnement Hadrian VI lors qu'il examina la dépense de son prédécesseur.“

30) Ihre Aeußerungen finden sich auch bei Wessenberg an der eben angeführten Stelle.

31) Die Verse Sannazar's theilt Bayle Anm. C mit, die poetische Satire des Pierius Valerianus Anm. F und dessen weitere Angriffe Anm. N und V. Ebenso finden sich die gleichen Auszüge auch bei Burmann, S. 428—430, der auch noch das italienische Schmähegedicht von Berni darauf folgen läßt (S. 430—35).

32) Der Nachweis dafür ist ebenfalls von Bayle, Anm. V, beigebracht worden.

33) Vgl. besonders wieder Anm. C, außerdem aber die Bezugnahme auf den noch zu erwähnenden Brief Launois's Anm. P und auf die Widerlegung des Pierius Valerianus in Theophile Raynaud's „Hoplotheca“ (Anm. N).

34) Vgl. Ranke's „Päpste“, S. 93 und 94.

35) Vgl. Seidenborff's Historia Lutheranismi, I, 136. Der würdige Staatsmann, der die Vertheidigung der Reformation gegen Maimbourg und Barillas unternommen, hat Hadrian überhaupt eine eingehende Berücksichtigung gewidmet. So sind auch §. 137 Pallavicini's Bemerkungen über die nürnbergger Instruction in ihrer ganzen Immoralität kargelegt, und die Briefe Hadrian's an Friedrich den Weisen sowie deren Ergebnis genau behandelt.

36) Pallavicini's angeführte Bemerkungen finden sich theils im 7., theils im 9. Kapitel des 2. Buchs seiner Geschichte des Tridenter Concils.

37) Das oben erwähnte Urtheil von Barillas citirt Bayle Ann. G. Außerdem hat Bayle ihm aber noch eine Reihe kleinerer Mittheilungen entnommen.

38) Vgl. Bayle's ausführliche Anmerkungen H und L. Für unsern Zweck mußte diese ganze Seite von Hadrian's Wirksamkeit wieder außer Betracht bleiben.

39) Auf die umfassenden neuen Veröffentlichungen von Theiner, Döllinger, Friedrich, Druffel, Sidel über das Tridentinum, die zum Theil gerade durch das Vaticanum veranlaßt wurden, und die ganze damalige Zeitgeschichte in ein neues Licht gerückt haben, kann hier freilich nicht eingegangen werden. Das oben ausgesprochene Urtheil über Sarpi's Verlässlichkeit und Pallavicini's bewußte Fälschungen steht aber bereits heute bei allen competenten Historikern fest. Und werden die künstlichen Einigungsversuche zwischen Wahrheit und Dichtung nun wol in Zukunft aufhören.

40) Die wichtigen Forschungen Launoi's, die noch Bayle nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen weiß (vgl. seinen Artikel über ihn), sollten allerdings und besonders von den protestantischen Historikern viel mehr nutzbar gemacht werden, als es heute (trotz Jacobson's warmer Würdigung in Herzog's Real-Encyclopädie, VIII, 230—32) der Fall ist. An dieser Stelle kann jedoch nur wieder auf die ausführlichen Auszüge aus Hadrian's eigenen Schriften verwiesen werden, die Launoi's Brief an Barillonius enthält. Vgl. Burmann's *Analecta* S. 360—393.

41) Das reiche Sammelwerk Burmann's hat auch eine große Zahl von *Elogia Hadriani* zusammengestellt, von denen hier wenigstens die Namen der Verfasser angeführt werden müssen: Caelius Calcagninus (S. 321), Onuphrius Panvinius (S. 322), Boissardus (S. 326), Jakob Arminius (S. 328), Aubertus Miraeus (S. 329), Ludov. Tuberus (S. 332), Locrinus (ebend.), Castanens (S. 323), Sanderus (S. 334), Casp. Urfinus (S. 339), Sweertius (S. 342), Barlaeus (S. 344), Mallindrodt (S. 345), Valerius Andreas (S. 347), Jacob a S. Carolo (S. 351), Bellarmin (S. 353), Sauffaeus (ebend.), Labbaeus (S. 355), J. J. Hofmann (S. 358), Hub. Loyens (S. 394), J. G. Graevius (S. 396), Brandt (S. 397), Freherus (S. 403), Quenstedt (S. 405), Olearius (ebend.), J. Ch. Eccard (S. 406). Von ganz besonderm

Interesse in dieser Sammlung ist der Brief des Arminius, der, über das antichristliche Wesen des Papstthums redend, bei Hadrian ausdrücklich eine Ausnahme statuirt; — das Gedicht des Ursinus mit dem Schlußvers: „Praebet opes doctis decimus Leo, praebet honores — Pontificem probitas te tua, Sexte, facit“; — die Biographie des eifrigen Katholiken Mallinckrodt, der aber warmes Lob für Hadrian hat; — die anerkennende Charakteristik Bellarmin's; — der Abschnitt aus Brandt's Reformationsgeschichte, in dem besonders das Verhältniß zu Erasmus behandelt ist; — endlich der ausführliche Auszug aus Eccard's Dissertation „de pontificibus Romanis qui reformationem ecclesiae frustra tentarunt“ (S. 406—427).

42) Da Burmann kein Register über Hadrian's Briefe beifügt, so stellen wir hier kurz die von ihm aufbewahrten Briefe von und an Hadrian zusammen. Der Zeit vor seinem Pontificat gehören die folgenden Briefe an:

An Evert Zaudenbalch, Mecheln, 26. Juni 1514 (S. 443);

An Joh. Deel, Madrid, 16. Juli 1517 (S. 445);

An Dem de Wyngaerden, Barcelona, 12. August 1519 (S. 448);

An Laurenz du Blieu, Barcelona, 11. August 1519 (S. 449);

An die löwener Theologen (S. 446).

In die gleichen Jahre gehören die beiden Breven Leo's X. an Hadrian vom 1. April 1517 (S. 444) und 1. November 1520 (S. 450).

Der Glückwunsch der utrechter Kapitel und des utrechter Magistrats (S. 451—453) sind beide vom 5. Februar 1522, die drei Antworten des Papstes an die beiden genannten Behörden und das Salvatorstift (S. 453—456) vom 1. Mai 1522. Die Todesanzeige an die utrechter Kapitel (S. 504—507) datirt vom 22. September 1523 und ist von Wilhelm de Lochorst, wol dem gleichen Priester, der in dem Glückwunschschreiben der Kapitel dem Papste speciell empfohlen war.

Von den kirchenpolitischen Erlassen Hadrian's hat Burmann nur den an die Bamberger vom 30. November 1522 (S. 483—487), mit dem er auch Luther's scharfe Antwort darauf (S. 488—490) verbindet, das Breve an den nürnberg'schen Reichstag vom

25. November 1522 (S. 467—472), und die beiden Breven an Friedrich den Weisen vom 5. October 1522 (S. 466) und von Weihnachten 1522 (S. 472—483).

Der übrigen Briefe müssen wir gleich noch besonders gedenken.

43) Vgl. außer der ältern Literatur über ihn die Biographien von Ad. Müller (Hamburg 1828) und Stichert (Leipzig 1870) sowie die Antrittsvorlesung von Rud. Stähelin: „Erasmus' Stellung zur Reformation, hauptsächlich von seinen Beziehungen zu Basel aus beleuchtet“ (Basel 1873). Dazu kommen die neuerdings in England und Frankreich erschienenen Werke von Rob. Blackley Drummond: „Erasmus. His life and character as shown in his correspondence and works“ (2 Bde., London 1873) und von Gaston Feugère: „Érasme Étude sur sa vie et ses ouvrages (Paris 1874).

44) Ich stütze mich hier besonders auf Rothe's Urtheil, speciell seine Parallele zwischen Erasmus und Zwingli, in der Rede am Melanchthonfest (Heidelberg 1860).

45) Für die Klarlegung des gesammten Verhältnisses zwischen Hadrian und Erasmus ist besonders eine Anmerkung Burmann's (S. 66) zu dem 22. Kapitel der Moring'schen Biographie zu berücksichtigen. Dort sind zunächst die Briefe zusammengestellt, in welchen Erasmus des ihm schon früher von Hadrian erwiesenen Wohlwollens gedenkt (app. 505, ep. 701, 744, 800). Damit ist dann das Glückwunschsreiben zur Thronbesteigung sowie die Widmung des Commentars zum Arnobius zu verbinden (ep. 632, 633). Es folgt Hadrian's erster Brief vom 1. December 1522 (ep. 639, auch von Burmann selbst S. 493—496, sowie nochmals nach dem Excerpt in Brandt's Reformationsgeschichte S. 399 mitgetheilt); Erasmus' kürzeres, einem zweiten Exemplar des Arnobius beigegebenes Schreiben vom 22. December (ep. 641, auch bei Burmann, S. 496—497); Hadrian's wiederholte Einladung vom 23. Januar 1523 (ep. 648, sowie bei Burmann, S. 498—499); endlich Erasmus' mit der Entschuldigung wegen seines Nichtkommens verbundener, eingehender, aber nicht vollständig erhaltener und somit auch datumsloser Rathschlag (ep. 649, bei Burmann, S. 499—504, und im Auszuge nach Brandt S. 401—402).

In der erwähnten Anmerkung zu Moring gedenkt Burmann weiter der Bemerkungen des Erasmus über die verschiedenen ihm von Hadrian gemachten Versprechungen (ep. 703, 710), sowie seiner spätern Aeußerungen, daß Hadrian ihm nicht mehr geantwortet und sein Nichtkommen übel genommen zu haben scheine (ep. 843, 1195).

Endlich finden sich bei Burmann auch die übrigen Darstellungen über das Verhältniß beider Männer erwähnt: in Brandt's Reformationsgeschichte, Hofmann's *Historia papatus* und Mallinckrodt's *De archicancellariis S. Romani Imperii*.

46) Vgl. ep. 779, sowie den Auszug bei Seckendorff, I, 137.

47) Vgl. Hagen's bekanntes Werk über Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, mit besonderer Rücksicht auf Wilibald Pirckheimer (3 Bde., 2. Aufl. 1868).

48) Vgl. den Auszug aus dieser Schrift in Herzog's Real-Encyclopädie, XI, 675—676.

49) Der erwähnte Brief findet sich auch bei Burmann S. 456—465. Die Literatur über Vives selbst hat Klippel in Herzog's Real-Encyclopädie XVII, 238, zusammengestellt. Vgl. auch meine Charakteristik des verdienten Mannes in dem Aufsatz „Zwei Ketzerproceffe“ im I. Jahrbuch des Protestanten Vereins (1871), S. 166.

50) Bei Burmann, S. 245—317.

51) Das Verdienst de Hoop Scheffer's (vgl. die zahlreichen Stellen über Hoen im Schlußregister) tritt besonders hervor, wenn man die dürftigen Notizen Burmann's über Hoen (S. 245) damit vergleicht.

52) Der erste der beiden Briefe an Friedrich wird von Pallavicini für unecht erklärt, findet sich auch, wie Seckendorff zugibt, nicht im weimarer Archiv; doch glaubt letzterer trotzdem für die Echtheit eintreten zu können, berichtet auch Näheres von Friedrich's Zorn über den Ton Hadrian's und der Beschwichigung desselben.

53) Bei Burmann, S. 490—492. Vgl. darunter auch meine Schrift über die Wiederbelebung des Hexenglaubens (Zeit- und Streitfragen Heft 57, 58), S. 41 fg.

54) Vgl. besonders die ausführliche Darstellung Seckendorff's. Ortiz' *Itinerarium* stellt noch die Kanonisation des Antonius mit der Venno's zusammen (Kap. 30).

55) Ich verweise besonders auf die schöne Darstellung im zweiten Buch von Ranke's Römische Päpste, in den Abschnitten „Analogien des Protestantismus in Italien“ und „Versuche innerer Reformen und einer Ausöhnung mit den Protestanten“, sowie auf das lebensfrische Gemälde, das Kautenhoff's Geschiedenis van het Protestantisme, I, 80—82, von der katholischen Reformpartei zeichnet.

56) Vgl. Friedrich, Der Reichstag zu Worms im Jahre 1521. Nach den Briefen des päpstlichen Nuntius Hieronymus Alexander. Aus den Abhandlungen der bairischen Akademie der Wissenschaften (München 1871, S. 35).

57) Da Enkevort oder Enkevoirt nicht blos in Rom als der vertrauteste Freund Hadrian's erscheint, sondern lebenslänglich mit ihm enge verbunden war, so wird es nicht unangemessen sein, die wichtigsten Daten über seine Person hier kurz zusammenzustellen: nach dem eingehenden Aufsatz von Koyaards über ihn, im neunten Bande des von ihm und Rist herausgegebenen kirchenhistorischen Archivs. Danach sind Hadrian und er im gleichen Jahre Kanonici in Utrecht geworden: Enkevoirt am 7. Februar, Hadrian am 16. October 1505. Schon im folgenden Jahre ist Enkevoirt aber in Rom, wie aus einer Bulle Julius' II. vom 15. September 1506 hervorgeht, die sich auf seine Stiftung eines Altars in der Kirche zu Mierlo bezieht, und in der er als Geistlicher der lütticher Diöcese und päpstlicher Notar erscheint. Sein Einfluß stieg, als er Procurator des Königs Karl in Rom wurde, und in dieser Stellung war er neben dem Procurator Maximilian's der Haupturheber der Ernennung Hadrian's zum Cardinal (vgl. die von Jovius angeführte Bulle Leo's X. über diese Ernennung). So ist es leicht erklärlich, daß Hadrian als Papst, kaum in Rom angekommen, ihn in seine nächste Umgebung zog. Er ernannte ihn vor allem zu seinem Datarius, als welcher er die Daten für die Vertheilung der Beneficien festzustellen und überhaupt (nach van Espen's Kirchenrecht) als Chef des päpstlichen Privatscabinet's zu fungiren hatte. Sodann wurde Enkevoirt Hadrian's Nachfolger als Bischof von Tortosa, ohne daß er je in Spanien war — ein Beleg, wie tief die Unsitte der Vertheilung reicher auswärtiger Pfründen an römische Würdenträger eingefressen war, wenn selbst Hadrian sein Bedenken dabei hatte. Endlich erfolgte dann noch kurze Zeit

vor Hadrian's Tode, Enkevoirt's Ernennung zum Cardinal, die — nach Ortiz — von den Cardinälen nur deshalb zugegeben wurde, weil sie Hadrian's Tod nicht für so nahe hielten. Auch mit Bezug auf Heze soll Hadrian die gleiche Absicht gehabt haben, aber ohne sie durchzuführen zu können. Nach seinem Tode ließ Enkevoirt ihm das Denkmal in der Deutschen Kirche errichten, veranlaßte Jovius zu Hadrian's Biographie und führte seine Testamentsbestimmungen über das von ihm gestiftete Löwener Colleg aus. Auch unter Clemens VII. hat Enkevoirt noch eine einflussreiche Stellung eingenommen. Nicht blos erhielt er die Probsteien von Sanct-Salvator in Utrecht und von Sanct-Nembold in Mecheln, sowie zu dem Bisthum von Tortosa noch das von Utrecht, obgleich er dort sich ebenfalls vertreten lassen mußte; sondern er hatte auch im Namen des Papstes Karl V. 1530 als König der Lombardei zu salben. Er starb am 19. Juli 1534. Die Lobsprüche, welche ihm Jovius in der Widmung von Hadrian's Biographie ertheilt, haben, wie wenig Werth man solchen Dedicationsphrasen auch sonst beilegen mag, doch dadurch etwas Bemerkenswerthes, weil sie sich gerade auf solche Tugenden beziehen, die den Italienern fremd zu sein pflegen.

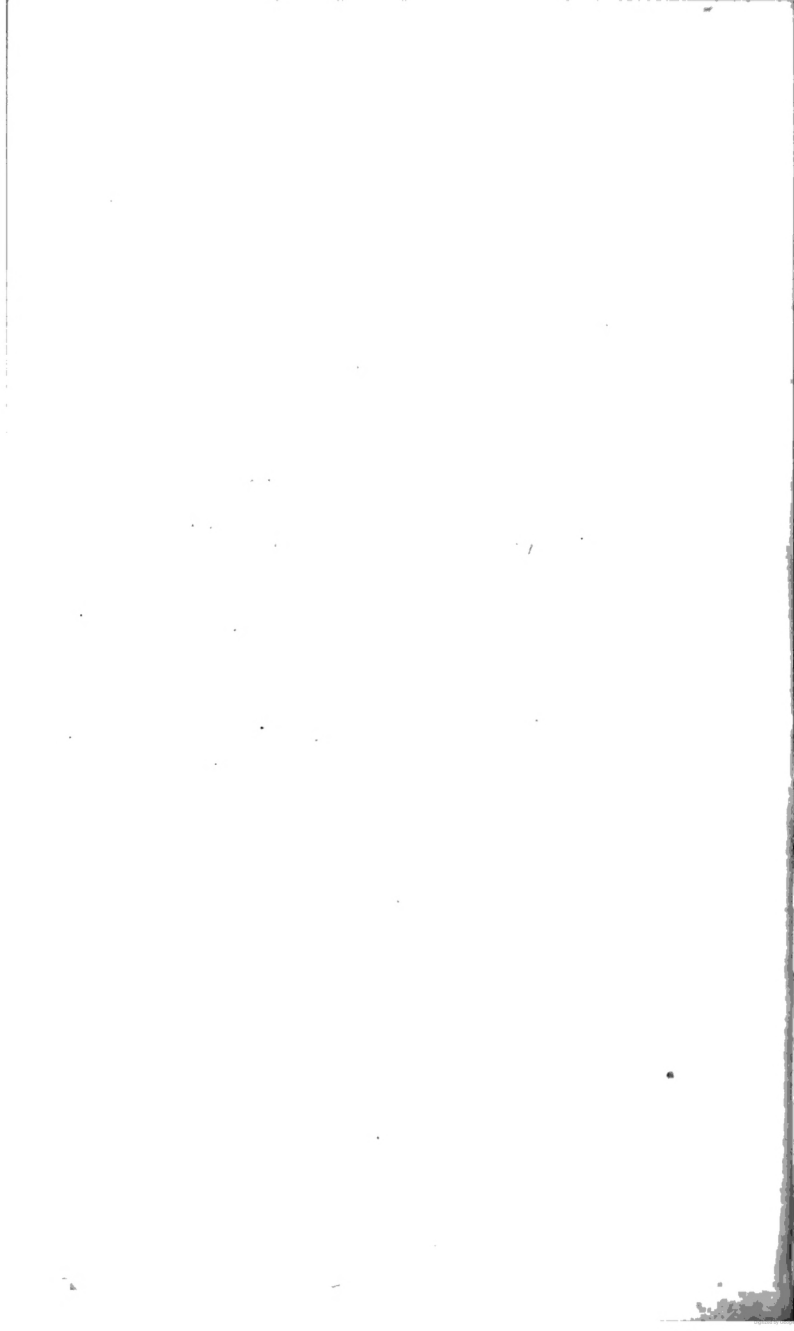
58) Aus dem spätern Leben Heze's ist besonders bemerkenswerth, daß er in Löwen Loyola's Freund Faber bei der Begründung des dortigen Jesuitencollegs unterstützte — ein merkwürdiges Symptom für die Art der ersten Anfänge des Ordens. — Außer Enkevoirt und Heze erscheinen noch als andere von Hadrian begünstigte Landsleute desselben Petrus Vorstius, sein Nuntius beim Kaiser, Joh. Rufus, Senator, und Maleus, Cubicularius in Rom. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß selbst Baronius ihn ausdrücklich wegen seines Antinepotismus rühmt.

Friedrich Ludwig Schröder

in seinen Briefen an K. A. Böttiger (1794—1816).

Von

Hermann Uhde.



Am 13. December 1793 war zu Weimar, wohin er der verwittweten Gräfin Bernstorff 1778 gefolgt war, Lessing's und F. L. Schröder's vieljähriger Freund, der bekannte Dichter und Uebersetzer Johann Joachim Christoph Bode, gestorben. Die Ordnung seines literarischen Nachlasses übernahm Karl August Böttiger, damals noch (seit 1791) Consistorialrath und Director des Gymnasiums in Weimar, dem Bode's Papiere um so mehr anvertraut werden konnten, als auch er, gleich dem Verewigten, den in einer „Denkschrift“ zu feiern und dessen „literarisches Leben“ zu schildern er sich entschlossen hatte (es erschien 1796 bei F. T. Lagarde in Berlin), ein eifriges Mitglied der Freimaurerverbrüderung war.

Dieses letztere Band knüpfte ihn auch ohne weiteres an den um die Reorganisation der deutschen Logen schon damals hochverdienten hamburger Schauspieldirector Friedrich Ludwig Schröder, mit welchem Böttiger, nachdem er Bode's Papiere durchgesehen, sich sogleich in Verbindung setzte. Der Ton der Briefe wurde sehr bald ein vertraulicher, besonders seit im Sommer 1795 Böttiger Schröder'n in Hamburg und in Mellingen besucht hatte. Rückhaltlos wurde über die damaligen Vorgänge in der Literatur, Politik und Kunst verhandelt; daß nichts Gewöhnliches dabei zu Tage kam, versteht sich bei der Bedeutung Schröder's und bei Böttiger's regfamer Empfänglichkeit von selbst.

Die Briefe des letzteren sind mit Schröder's gesammtem literarischem Nachlaß untergegangen. Erhalten hat uns jedoch Böttiger's bekannter Sammelfleiß jedes kleinste Zetteldchen von Schröder — vor mir liegen nicht weniger als 182 Nummern von Briefen dieses in jeder Hinsicht so bedeutenden Mannes, aus denen das Wichtigste mitzutheilen die Gunst des Schicksals und die Güte der dresdener königlichen Bibliothek mich in den Stand gesetzt hat. Denn diese ist nunmehr die Eigenthümerin jener Schätze, welche in einem zwei Daumen dicken, stattlich gebundenen Quartbände verwahrt werden.

Handschriften, namentlich Briefe, einbinden zu lassen, ist nicht immer rathsam; man erinnere sich des Entsetzens, welches den Herausgeber der Correspondenz Ludwig Tieck's, Holtei, befiel, als er sein schätzbares Material eingebunden, zerknickt, durch die Heftnadel zerrissen, ja — beschnitten zu Gesicht bekam. In unserm Falle jedoch zeigt der erste Blick, daß so leicht durch keinen Buchbinder etwas für die in Frage kommenden Briefe zu fürchten war, denn während eines Zeitraums von 22 Jahren gleicht ein Schreiben Schröder's dem andern, und zwar nicht nur im Format (fast immer groß Quart), sondern namentlich auch in der großen Uebereinstimmung der Handschrift. Es ist interessant, diese Briefe nur zu betrachten: von 1794 bis 1816 sieht eine Zeile wie die andere, ein Buchstabe wie der andere aus; gleichmäßig weit von einander entfernt sind Linien und Wörter; es ist, als sähe man eine Schnur von Perlen sorgsam auf einen Faden gezogen. Wohl hatte Fr. Ludw. Schmidt Ursache, in seinen „Denkwürdigkeiten“ von dem Meister mit den ehrenden Worten zu sprechen, wie „unbeschreiblich rechtlich und ordnungsliebend“ derselbe gewesen!

Nach dieser kurzen Schilderung der Neußerlichkeit unserer Briefe sei auf deren Inhalt eingegangen. Unverkürzt ist er

nicht mitzutheilen; die vielen freimaurerischen Fragen, welche zwischen beiden Männern verhandelt wurden, dürfen der Vergessenheit anheimfallen. Nicht so das meiste Uebrige. Es folge hier der Reihe nach, nur unterbrochen, wenn eine nothwendige Erläuterung zu Namen oder Vorgängen zu geben, oder der Nachweis zu liefern ist, wo solche zu finden wäre. Alle Muthmaßungen sind ausgeschlossen; die Thatfachen sprechen beredt genug, um ihnen meistens das Wort allein zu überlassen. Bemerket sei noch, daß das Mitgetheilte durchweg diplomatisch treu wiedergegeben ist.

Schröder an Böttiger.

Hamburg, den 7. May 1794. Bode giebt mir auch nach seinem Tode Beweise seiner treuen Freundschaft! Er verschafft mir Ihre Bekanntschaft, mein verehrungswürdiger Bruder! Ihre Freundschaft will ich zu verdienen suchen! Geschäfte haben mich abgehalten, Ihnen eher zu antworten und Ihnen für Ihren lieben Brief zu danken. Es hat mich gefreut, daß Bode auch die unbedeutenden Briefe nicht gleich der Flamme preisgegeben hat. — Niemand ist unfähiger, Ihnen über Bode den Schriftsteller etwas mitzutheilen, als ich. Seit er Hamburg um Weimar vertauschte, hab' ich nicht fünf Briefe von ihm gehabt. Vier Jahre war ich in Wien, unbekümmert um die ganze denkende Welt. Vielleicht weiß sein Schwager, der Buchhändler Bohn, mehr davon. — Ich bin an Freunden sehr arm! Wie wohl thut mir die Hoffnung, Ihrer Freundschaft würdig zu werden!

Am Johannistage, in Mellingen. Sie haben mir durch die Hoffnung, Sie zu sehen, eine sehr angenehme Stunde gemacht, und ich rechne nun fest darauf. In keinem Falle wird mein Haus in der Stadt vor Michaelis verkauft, und Sie werden in ganz Hamburg nicht besser wohnen können, als bei mir. Ist vollends das Wetter gut, so wird

es Sie nicht gereuen, diese originelle Stadt gesehen zu haben. Möchte doch Vater Wieland Sie begleiten können!

Hamburg, den 11. Februar 1795. Sie sagten in Ihrem vorigen Briefe, es wäre gut, wenn ich durch die Publicität gegen die hiesigen fremden Schauspiele zu wirken suchte. Ich habe diese Idee Schink mitgetheilt, und hier ist, was er aufgesetzt hat. Ich habe kein Wort daran geändert, weil der Kenntlichkeit seines Stils wegen der Aufsatz doch muß umgeschrieben werden, und die nothwendige Vertilgung seiner zu derben Ausdrücke diese Umformung leichter macht.

Schink's, des bekannten Theaterdichters¹⁾, Aufsatz — „Auszug aus einem Briefe aus Hamburg, vom 8. Februar 1795“ — war für Wieland's „neuen teutschen Merkur“ bestimmt, in dessen Märzheft 1795 (VIII, S. 323 fg.) er auch erschienen ist. Der „Brief“, einen scharfen Ausfall gegen das damalige französische Theater in Hamburg unter lebhaft kund gegebener Theilnahme für Schröder enthaltend, war unterzeichnet: „Fr . . . b“; Wieland aber hatte (a. a. O. S. 329 fg.) eine Art von begütigendem Nachwort angehängt. — Schröder's nächstes Schreiben beschäftigt sich in den ersten Worten mit der Biographie Bode's, welche Böttiger unter der Feder hatte; dasjenige vom 25. März bringt den Dank für Wieland.

Hamburg, den 25. Februar 1795. Ich freue mich sehr auf Ihre Biographie. Wird sie bald erscheinen? — Ich glaube, daß wir in Hamburg vor den Franken unbesorgt sein können; aber wir nähern uns einer grausamen Theuerung mit fürchterlichen Schritten. Die Beherbergung des Kaiserlichen schweren Geschützes ist uns angekündigt worden; ob unsere unterthänigen Vorstellungen etwas ausrichten werden, bezweifle ich. Sie haben mir lange nichts von Ihrer hamburger Reise geschrieben, die ich so sehr wünsche! — möge sie nur ja nicht durch den Krieg²⁾ verschoben werden! Sehr wahrscheinlich ziehe ich in 13 Monaten aus der Stadt, und gebe das Theater auf. Schon lange sehnte ich mich

nach Ruhe, und es ist mir herzlich willkommen, daß der Rath und ein Theil des Publikums mir gegründete Ursachen geben, ein sehr beschwerliches und die stärkste Gesundheit untergrabendes Gewerbe aufzugeben. Dann erst werd' ich meinen Freunden (selbst den abwesenden) leben können.

Hamburg, den 25. März 1795. Den herzlichsten Dank, mein verehrungswürdiger Freund! für den Antheil, den Sie an mir nehmen! Versichern Sie Vater Wieland, daß ich auch sein Verfahren innigst fühle und erkenne. Ich lege Ihnen das Circular bei, welches ich nach Ostern an meine Gesellschaft sende.³⁾ Sie finden die ganze Lage auf's deutlichste geschildert. Ist es werth, in den „Merkur“ zu kommen, so könnte es schon im April geschehen.⁴⁾ Auch lege ich Ihnen die paar Zeilen bei, die ich künftigen Freitag bei dem Schlusse des Theaterjahres nach der Vorstellung der „Unglücklichen Ehe durch Delicatesse“ sagen werde. Noch immer glaubt man hier nicht, daß ich das Theater aufgeben werde. Der Kaufmann kann sich nicht denken, daß jemand ein Geschäft, welches (da es nun keine außerordentlichen Ausgaben mehr erfordert) 7—8000 Thaler Ueberschuß hat, aufgeben und dafür ein paar tausend Thaler und Zufriedenheit wählen kann! Höchst wahrscheinlich bleibt das Theater zusammen; findet sich kein Unternehmer, so übertrag' ich es den drei ältesten Schauspielern und wache über die Ordnung. Bald werd' ich Ihnen auch die Pensionsgesetze senden. —

Ist der Aufsatz kalt und bescheiden genug? — Wir zweifeln hier an einem so nahen Frieden. Mir nützt er nicht, dann werden fremde Schauspiele⁵⁾ um so mehr unterstützt.

Hamburg, den 11. April 1795. Der „Merkur“ hat eine gewaltige Sensation unter unserer Börsen-Noblesse gemacht; sehr Viele haben Wieland tief gefühlt. Heute schicke ich das Circular an die Mitglieder des Theaters herum; und Sie, mein theurer Br.! bitte ich, die Ein-

rückung in den „Merkur“ noch zu verschieben — wenn Sie den Aufsatz auch dazu für würdig halten. Auf jeden Fall müßte doch das letzte, die Pensionsanstalt betreffend, wegbleiben.⁶⁾ Da von dem Aufsatze sicher Abschriften genommen und in's Publicum kommen werden, so kann ich schon sehen, welche Wirkung er machen wird. Die paar Verse, die ich bei'm Schlusse des Theaters gesprochen habe, können Sie einrücken lassen, sie sind dann eine Art von Vorläufer des Aufsatzes.⁷⁾

Hamburg, den 1. August 1795. Es drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich mich innigst auf Ihre Ankunft freue. — Haben Sie doch die Güte, mich Herrn Campe zu empfehlen und ihn zu fragen, ob Großmann die 8 Louisd'or, die ich ihm im März 93 zu Lessings Monument schickte, abgeliefert hat. Ich zweifle daran und wünsche, daß ihn Herr Campe dazu anhalten möge.

Die Notiz über Lessing's Denkmal bezieht sich darauf, daß im Jahre 1788 der Schauspieldirector Großmann, erfüllt von Begeisterung und Dankbarkeit für den heimgegangenen Dichter, die Errichtung eines Monuments für ihn in Anregung gebracht hatte. Die Seele des Unternehmens war in gewisser Hinsicht Joachim Heinrich Campe, der 1787 als Schulrath nach Braunschweig berufen worden war. Nach den unglaublichsten Mühen und Schwierigkeiten war es gelungen, ein Stämmchen zusammenzubringen, groß genug, den Zweck überhaupt zur Ausführung kommen zu lassen. Das Denkmal, 1796 am 19. Juli zu Wolfenbüttel aufgerichtet, steht seit 1802 im Bibliotheksgebäude daselbst.

Unterdessen hatte Böttiger seine lange geplante Reise nach Hamburg angetreten; natürlich zeigen die Briefe denn auch hier eine Lücke; der nächste — geschrieben bald nachdem Böttiger wieder abgereist war — trägt das Datum des 9. September 1795. Zur Ausfüllung dieser Lücke kann jedoch Böttiger's Tagebuch dienen, welches er nach Schröder's Tode in dem Taschenbuche „Minerva“ im Jahre 1818 S. 271 fg. abdrucken ließ; auch sehe man „literarische Zustände und Zeitgenossen“, II, 4, fg. Wer sich für den Bericht interessiert,

lese ihn an diesen beiden Orten nach; kritiklos darf dies jedoch nicht geschehen, denn die Erzählung in der „Minerva“ ist namentlich in Betreff aller theatralischen Notizen äußerst unzuverlässig, leicht und oberflächlich — ein Geschwätz, wie man es von „Ubique“ (wie unsere Dichtersfürsten den von ihnen auch in den „Xenien“ verspotteten Böttiger nannten) nur immer erwarten darf. Bei alledem wird — wie der Erzähler noch nach so langer Zeit dankbar hervorhebt — „die Bewirthung in Schröder's, 1795 eben auf eine Leibrente verkauftem Hause an der Binnenalster, und in Kellingengrün“ (dem damals neu erworbenen Landgute Schröder's) sehr freundlich gewesen sein. Daß Schröder dem „Bruder Böttiger“ nach dessen Worten („Minerva“, S. 280) „ebenso schön seine Kunst, wie sein Herz aufschloß“, mag ebenfalls die Wahrheit sein. Wenigstens lauten Schröder's Briefe nach dieser Zeit erheblich wärmer. Der nächste derselben beginnt:

Hamburg, den 9. September 1795. Wenn Wünsche etwas vermögen, mein theuerster Br.! so war Ihre Reize heiter. — Noch hat mir der Magistrat nicht geantwortet⁸⁾, und die Gesellschaft bestürmt mich um meine Antwort. Mein Entschluß ist fest. Bekomme ich eine gleichgültige, oder bis Michaelis gar keine Antwort, so mag das Deutsche Theater laufen, soweit es kann. — Der Magistrat soll von Frankreich gedrängt werden: die Emigranten zu entfernen, und von England: sie zu schützen. Das setzt die Herren in Verlegenheit, die dem Uebel so leicht hätten zuvorkommen können. Es sind wieder ein paar Tumulte gewesen, bei denen doch Niemand getödtet wurde. Nun haben die Maurergesellen (die Arbeit) niedergelegt, und sind größtentheils zur Stadt hinausgebracht worden, weil sie höheren Sold verlangen.⁹⁾ Die Einrichtung meiner neuen Wohnung beschäftigt mich jetzt sehr, und das schöne Wetter lockt mich unwiderstehlich nach Kellingengrün. Empfehlen Sie mich den würdigen Männern Ihrer Stadt, und vergessen Sie Ihren menschenfreundlichen Vorsatz nicht: Sich nach der Kummerfeld zu erkundigen.

Die hier erwähnte Kummerfeld (Karoline geborene Schulze) ist die Wittve des einstigen hamburger Bancosehreibers, welche — geboren am 30. September 1745 zu Wien — als junges Mädchen jahrelang mit der Ackermann'schen Truppe herumgezogen war, dann 1767 zu Koch nach Leipzig ging, dort den jugendlichen Goethe zu seinen ersten Gedichten begeisterte (worüber in Biedermann's „Goethe und Leipzig“ das Nähere), 1768 Kummerfeld heirathete und das Theater verließ. Nachdem der Tod die Ehe gelöst und die Wittve in bebrängte Umstände gerathen war, wandte sie sich der Bühne wieder zu, der sie von 1777—86 abermals angehörte. Dann ließ sie sich in Weimar nieder und gründete dort eine Stickschule. — In bitterster Armuth, welche der Edelsinn ihres einstigen Gefährten Schröder fortwährend zu lindern bemüht blieb, lebte sie dort bis zum 20. April 1815. Eine Selbstbiographie, welche sie hinterließ, findet man in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ für 1873.

Das folgende Schreiben Schröder's führt uns wieder mitten in die Misstimmung, die sich des Künstlers bemächtigt hatte, der das Theater aufgeben wollte, aber (weil er keinen Pächter fand) nicht konnte und es daher noch beibehielt. Böttiger, wie immer zur Unzeit dienstfertig, wollte auf die öffentliche Meinung wirken; nicht zu Schröder's Zufriedenheit (wie wir sehen werden) that er dies trotz Schröder's Bemerkung über Schink (im Briefe vom 24. October) mit sehr kräftigen Posaunenstößen in dem schon damals von ihm halb und halb redigirten Wieland'schen „Merkur“, der im November 1795 S. 300 fg. einen Aufsatz: „Ueber die Fortdauer der Schröder'schen Theaterunternehmung in Hamburg“ (unterzeichnet von Böttiger und angefüllt mit Ausfällen gegen Albrecht Wittenberg) veröffentlichte. Die näheren Umstände spiegeln sich in den nachstehenden Briefen wieder.

Hamburg, den 24. October 1795. Mein Mißmuth über meine Lage war sehr groß, und ist es noch. Ich schreibe Ihnen daher nichts weiter über diesen Rückzug, sondern lege Ihnen Alles zur Unterrichtung bei. Der Rath und die Oberalten¹⁰⁾ haben die Sonntagsconcerte auf immer freigegeben; die Schauspiele an den kleinen Festtagen haben die Oberalten (wie ich vorher wußte) abgeschlagen. Die Circulare an die

Gesellschaft¹¹⁾ erbitte ich mir wieder zurück. Der berüchtigte Licentiat Wittenberg hat das Manuscript von einem schlechten Mitgliede der Gesellschaft bekommen und mit Anmerkungen drucken lassen.¹²⁾ Jedem Andern — nur diesem Menschen kann ich nicht antworten.¹³⁾ Schink hat sich und mir viele Feinde durch seinen letzten Aufsatz (über die Kritik) gemacht. Da er mit mir umgeht, stellt er mich und sich durch sein ausschweifendes Lob und durch Verachtung der übrigen hiesigen Mitglieder des Theaters in ein schlechtes Licht. — Soll ich der armen Kummerfeld nicht gradezu Geld schicken? Ich bedarf wohl der Delicatesse nicht, da ich immer offen mit ihr verfahren bin. Ich warte Ihren Rath ab.

Daß ich Sie persönlich kennen gelernt, ist eine heilende Salbe auf die Wunden, die andere Menschen mir schlugen. Mir ist alles theuer, was Sie angeht, und so grüße ich Ihre Familie nicht besonders. — In Eile, denn ich fahre auf's Land — unter Menschen.

Hamburg, den 18. November 1795. Am arglistigsten ist es von dem elenden Wittenberg, daß er den Nachsatz meines Circulars, die Pensions-Anstalt betreffend, nicht hat drucken lassen, in welchem ich — soviel ich mich besinne — ausdrücklich sage, daß sich sicher Unternehmer finden würden und ich gänzliche Zerspaltung des deutschen Theaters nicht für wahrscheinlich halte. Der Nichtswerthe hat nun den doppelten Verdruß: daß ich nicht das Theater auseinander gehen lasse, und ich eben so viel Geld einnehme, als in diesen Monaten des vorigen Jahres.

Mellingen, den 22. December 1795. Ich kann nicht läugnen, mein theurer Br.! es hat mir einen trüben Tag gemacht, daß Sie gegen¹⁴⁾ das französische Theater etwas — und zwar unter Ihrem Namen — gesagt haben! Und besonders da das deutsche Theater nie solchen Zulauf gehabt hat, als seit dem October. Die Hamburger halten mich für klein genug,

alles was für das deutsche Theater gesagt wird, auf meine Rechnung zu schreiben. Ueberdies möchte ich so gern in aller Stille abziehen. Mad. Lange aus Wien (die Sängerin) ist hier und bringt der Cassé viel Geld.¹⁵⁾ Sie bekommt für diese drei Monate 250 holl. Dukaten und die Einnahme eines Concerts von mir. Für künftiges Jahr hab' ich ihr 600 Dukaten geboten — ich zweifle aber, daß ihr eifersüchtiger Mann¹⁶⁾ sie so lange entbehren kann. Nun ersuche ich Sie um die Gewährung einer Bitte. Ich muß durchaus dem Publicum bei meiner letzten Rolle etwas sagen, da ich die Entreprise behalten habe; und kann ich zwar nicht seinen Geschmach, so muß ich doch seinen Geldbeitrag loben. Wollen Sie nicht die Güte haben und mir eine kleine poetische Rede machen? z. Ex. „Daß ich mich nicht in der Hoffnung geirrt hätte, es würde sein vaterländisches Theater nicht sinken lassen; daß ich ihm seit 30 Jahren Menschen dargestellt hätte, und nun fühle, es sei Zeit, mich zurückzuziehen; daß der Direktor und Schauspieler nicht wohl in der Länge zu vereinigen sei, indem gewöhnlich der letzte die unausbleibliche Unzufriedenheit über den ersten tragen müsse u. s. w.“

Ich möchte nicht gern, daß in der Rede positiv gesagt würde, daß ich nie mehr spiele — 1) weil ich der Starlin¹⁷⁾ versprochen habe, wenn sie zum letzten Male auftritt, mitzuspielen, 2) weil es möglich ist, daß mich noch ein Künstler-Schuß ergreift, es in einer andern deutschen Stadt zu thun. Apropos! Das französische Theater haben nun einige hiesige Leute übernommen, und Actionäre geworden. Die näheren Umstände sind mir nicht bekannt. Die Veranlassung der frühern Uebernahme ist durch einen viertägigen großen Tumult über eine Mad. Chevalier¹⁸⁾ entstanden, welche die Schauspieler gegen den Willen ihrer Anhänger nicht engagiren wollten.

Mit Schink hab' ich keinen Umgang mehr. Ich müßte

ihn meine Empfindlichkeit merken lassen über einen Aufsatz im „Archiv der Zeit“¹⁹⁾ in welchem er alle Mitglieder meines Theaters gar zu tief herabwürdigt — mich und meine Frau gleichstellt und impertinent lobt. Die ganze Gesellschaft sprach aus Einem Munde: „wie konnten Sie mit solchen elenden Menschen so lange spielen?“ Ich sagte ihm in Meyer's²⁰⁾ Gegenwart, der den Aufsatz durch eine Note noch verschlimmert hat, meine Meinung. Er erklärte Seylern²¹⁾: er würde nicht anders zum Essen kommen, als wenn er gebeten würde; vernachlässigte zugleich schuldige Wohlstandsbesuche, und so bleibt meine Thür für ihn verschlossen.

Hamburg, den 17. Februar 1796. Ich schreibe Ihnen nur ein paar Zeilen, mein theurer B.! um Sie zu überzeugen, daß meine Gesinnungen für Sie unveränderlich dieselben sind. Meine Geschäfte sind in dieser Periode so drückend, daß ich in drei Wochen nicht in Kellinge gewesen bin, dazu bin ich ein wenig unpäßlich. — Das muß ich wiederholen: ich wünschte, daß Sie sich nicht mit Wittenberg abgegeben hätten. Ihre feine Persifflage soll ihn wüthend machen, hör' ich.²²⁾ Ich danke Ihnen für unseres verewigten Freundes Biographie; — ich hatte sie schon im letzten Theile des „Montaigne“ gelesen.²³⁾ Schön und wahr geschrieben!

An dem Tage, da ich Ihnen zuletzt schrieb, näherte Schink sich mir wieder, und ich habe alles gut sein lassen. Wir haben eine Rede in Compagnie zusammengestoppelt, die dem Zuhörer passabel klingen wird, aber nicht dem Leser zu produciren ist. Ich werde sie Ihnen senden. Leben Sie wohl, mein theurer Br.! nach Ostern werd' ich — nicht fleißiger an Sie denken, aber schreiben.

Hamburg, den 16. April 1796. Stellen Sie Sich, mein theurer B.! folgende weise Einrichtung vor, und geben Sie mir unrecht, daß ich sehr üblen Humors bin. Um den

Sold des Militärs zu erhöhen, hat der Rath der Bürgerschaft folgende Auflagen proponirt: 1) den Stempel auf Karten und 2) den achten Theil der Einnahme von allen öffentlichen Vergnügungen. Der Kartenstempel ist abgeschlagen und die Abgabe vom Schauspielen ist bewilligt worden: wenn ich also 96,000 Mark einnehme, muß ich dem Staate 12,000 Mark abgeben. Diese weisen Menschen glauben, ich würde keinen Schaden dabei haben, weil ich die Preise erhöhen könnte! Als wenn das Publicum mit der Erhöhung schon zufrieden wäre! Als wenn der jetzige Wohlstand und die Fremden-Menge bleiben würde! Zudem zwingt mich die Theuerung, den Gehalt der Gesellschaft zu erhöhen, und der Etat des jetzigen Theaterjahres wird 12,000 Mark stärker, als der des vorigen. Noch ist mir nichts officialiter angekündigt, aber man sagt: man wolle meinen Cassirer beedigen und Stadtdiener an die Cassen stellen. Gezeigt, meine Umstände wären so, daß ich Credit bedürfte, könnte ich durch solche Darlegung nicht ruinirt werden? Es ist durchaus Eingriff in's Eigenthumsrecht. Ich wünschte, daß dieses nun unwiderrufliche Gesetz im „Modejournale“²⁴⁾ Deutschland bekannt gemacht würde, mehr nicht. Ich hoffe, ich habe nicht vergessen, Sie zu bitten, meine Rede nicht drucken zu lassen. Ich möchte sie gern wiederhaben, weil ich keine Abschrift genommen. —

Hamburg, den 11. Mai 1796. Ich habe bis heute gesäumt, den Preis zu erhöhen, und dem Rath eine vergebliche Vorstellung übergeben. Lesen Sie, was ich dem Publicum²⁵⁾ sagte! Ich mußte mit Schonung handeln. Ich sende Ihnen bald eine Abschrift der Vorstellung. Das vorige glückliche Theaterjahr ist die Ursache an diesem Eingriffe in's Eigenthum. Die neidischen Menschen! Wenn sie nur wüßten, daß ich nicht reich werden will, und daß ich meinen Ueberschuß der Stadt wieder zuwende! Wenn sie

nur wüßten, was ich an Unterstützungen so mancherlei Art verwende! Wohl mir, daß ich durch Aufopferung meines Hauses mittelmäßig zu leben habe! Lassen Sie noch nichts weiter drucken; erst will ich Ihnen Materialien senden. — Leider hab' ich seit fünf Jahren nicht so viele Theatergeschäfte gehabt. Wär' ich noch auf den verwünschten Brettern, ich würde unsinnig. Ein zerrissenes Repertoire, neue Subjecte und Stücke, die mißfallen — engagirte Sänger, die mit 90 Ducaten Vorschuß ausbleiben und mich darum betrügen, vermehrte Ausgaben — Abgabe des achten Theils — ein leeres Haus, welches bei erhöhtem Preise noch leerer wird — das sind meine jetzigen Freuden! — Iffland²⁶⁾ ist ein braver Schauspieler im Komischen. Der Schauspieler soll in Rollen höherer Gattung Stand und Nation unterscheiden. Haben Sie im Grafen Wodmar den Mann, der in Wien Minister sein konnte, gefunden? Gewiß nicht. Wäre der Graf ein braver Schneidermeister, Iffland würde ihn um kein Haar anders repräsentirt haben. Die populären Zusätze „ach mein Gott!“ „ei mein Gott!“ — welche er in dieser Rolle so oft anbringt (ich habe sie von ihm gesehen) sind unverträglich mit dem Manne von Stande und Würde. Seine Art, Schatten und Licht zu geben, täuscht, aber sie ist nichtsdestoweniger falsch. Die leichte Stelle soll leicht, jede ausdrucksvolle Stelle mit gehörigem Ausdruck gesagt werden. Iffland übergeht drei wichtige Stellen, um die vierte (zuweilen minder wichtige) heraus zu heben. Iffland hat von Echhof den verbissenen Ton (das einzige, was ich im ernsthaften sehr gut an ihm finde) glücklich copirt, aber er mißbraucht ihn. Wuth aus voller Brust ist ihm fremd. Iffland ist nicht Schöpfer. Selbst zu seinen komischen Rollen sucht er eine Art von Original, das er copirt. Mein Grundsatz, den meine Erfahrung noch nicht widerlegt hat, ist: der große Schauspieler kann nicht copiren. Wer

sich darauf legt, kann nur grobe Individualität zeichnen. Die Deutlichkeit seiner Aussprache, sein verbissener Ton, die Dekonomie seines Spiels hat ihm im Ernsthaften bei Ihnen Beifall verschafft. — Da haben Sie mein kurzes Glaubensbekenntniß über ihn. Ich habe von Iffland schlechtere Stücke (die nach der dritten Vorstellung in den Schooß der Vergessenheit gelegt wurden) angenommen, als „Dienstpflicht“, welches ich für Hamburg zu aristokratisch halte. Er hat in keinem Falle Ursache, sich über mich zu beklagen.

Nellingen, den 15. September 1796. Daß ich Ihnen mitten in der Woche aus Nellingen schreibe, mein theuerster Freund und Br.! beweist Ihnen, daß mich Menschenbosheit wieder aus der Stadt gejagt hat. Ich bin seit gestern hier (allein), habe strenge mit mir gerechnet und gefunden, daß ich ein sehr schwacher Mensch bin, den, trotz aller abscheulichen Erfahrung, jeder nur etwas schlaue Schurke bis an sein Ende gängeln wird. Der Betrug betrifft Geld und Vertrauen. Der erste rührt mich durch zu große Uebung weniger, der zweite hat mich krank gemacht, und die Krise der Krankheit wird das Podagra werden — wozu mir denn freilich Viele Glück wünschen, aber vergeblich auf meinen Dank harren werden. Meine Frau war vor vier Wochen dem Tode nahe, aber sie hat sich völlig wieder erholt und spielt heute. —

Beck und Ifflands sind hier. Beide wollten einem abermaligen Bombardement²⁷⁾ entgehen. Ich schätze Beck sehr! er ist ein guter Mensch und ein guter Kopf. Er gefällt als Schauspieler nur mittelmäßig, und sie wird von der Länge verdunkelt. Er hat sich in meine Arme geworfen. Ich gebe ihm monatlich 120 Thaler, seiner Frau ein Concert, und habe ihnen eine Reisevergütung von 30 Louisd'or gegeben. Er kann fort, wenn er will, und ich werde ihn nie gehen heißen. (Das unter uns.) Iffland hat bis jetzt

gespielt: im „deutschen Hausvater“ — der „ehelichen Probe“ — der „Aussteuer“ — „Verirrung ohne Laster“ — den „Malern“ — dem „Spieler“; heute spielt er in „stille Wasser“ u. s. w. und im „gutherzigen Alten“, dann wird er noch vier mal in einem neuen Stücke von ihm — dem „Hausfrieden“ — spielen. Mein Urtheil über ihn ist das alte. Sein Autorname thut ihm bei der Menge große Dienste. Ich wollte aber herzlich, daß ich ihn hier fixiren könnte. Er will noch mehr Theater besuchen und da bleiben, wo es ihm am besten gefällt. In 14 Tagen muß ich mich erklären, ob ich das Theater behalte. Ohne Bedenken würde ich den reinen Profit von 15,000 Thalern (den ich im vorigen Jahre gemacht und auch wahrscheinlich in diesem Jahre und ferner machen werde) aufopfern, wenn mir nur Jemand 3000 Thaler sichern wollte. Geb' ich es auf (die Franzosen endigen wahrscheinlich auf Ostern), so riskire ich, daß man aus Haß gegen mich in jenem Hause ein deutsches Theater etablirt, und meines leer stehen läßt. Meine Schwester²⁸⁾ würde dadurch zur Bettlerin, ich müßte sehr eingeschränkt leben und könnte nicht mehr um Geld betrogen werden. Das kettet mich an das heillose Unwesen. Möge Ihnen die Welt so lieb sein, als sie mir fatal ist. — Wie geht es der Kummerfeld?

Hamburg, den 16. October 1796. Mein Unmuth ist beinahe verschwunden, denn ich habe wieder, vielleicht zum hundertsten Male, den weisen Spruch wahr gefunden: es sei Thorheit, einen Mohren weiß waschen zu wollen. — Iffland kann mit seiner hiesigen Aufnahme nicht unzufrieden sein; er hat viel lauten Beifall gehabt; weniger von dem stillen. Vorigen Sonntag ist er nach Berlin gereist. Am 1. October hab' ich ihn und den Schauspieler Voehrs (einen höchst rechtschaffenen Mann)²⁹⁾ zu Freimaurern aufgenommen. Es war eine sehr feierliche □, die großen Eindruck auf die zahlreiche Versammlung machte. Ich glaube, Iffland

wird nach Mannheim zurückgehen; die Frau³⁰⁾ hängt dorthin.

Mit der Bergwerk-Speculation, mein theuerster Br.! kann ich mich nicht abgeben. Ich mache mit meinem bißchen Gelde, welches ich bei Boght³¹⁾ habe, durch sicheres Diskontiren reiche Zinsen, und kann jeden Monat darüber disponiren. Apropos! Iffland spricht gut von Weimar; ich zweifle aber, daß er hingehet. Die Reisen sind ihm zuwider, und die beiden Personen, welche er vorzüglich schätzt — die verwittwete Herzogin und Wieland — sind alt. Doch, das unter uns.

Heute wird ein Nachspiel von Kotzebue: „die Unglücklichen“, aufgeführt, in welchem ein Ausfall auf die Literatur-Zeitung steht, den ich nicht tilgen durfte.

Die mancherlei Bemerkungen Schröder's über Iffland's Spielweise, mit der er sich nie so recht eigentlich befreunden konnte, führen uns von selbst darauf, daß Böttiger dem Altmeister in Hamburg seine Absicht: ein dramaturgisches Werkchen über Iffland zu schreiben, mitgetheilt haben müsse. Dasselbe erschien denn auch im October 1796 bei Göschen in Leipzig, unter dem Titel: „Entwicklung des Iffländischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarißchen Hoftheater im Aprilmonath 1796.“

Ueber dieses Buch mußte der unglückselige „Allerwelts-Schwäher und Sykophant“ (wie Schiller ihn gegen Körner nennt) die härteste Kritik ergehen lassen. Daß dieselbe nicht ungegründet war, beweist die Einstimmigkeit, mit der die Zeitgenossen (namentlich Tieck) jene „Entwicklung“ verurtheilten. Auch Schröder's Stimme war eine verdammende; mit männlich-offenen Worten sprach er sich gegen Böttiger aus:

Hamburg, den 29. November 1796. Ich könnte mich, mein theurer Freund und Br., sehr füglich auf eine Prüfung und Bergliederung Ihrer Bergliederung des Iffland'schen Spiels einlassen, ohne den Verdacht auf mich zu laden, daß ich neidisch sei — ein Laster, das ich nie kannte³²⁾ und das nicht im mindesten zu meiner jetzigen Lage stimmt.

Aber mich efelt alles, was zum Theater gehört, so sehr an als möglich. Auch mag ich mich nicht noch stärker überzeugen, daß mein Freund bei offenen Augen nicht sah — daß ich nicht mehr als Wodmars Schilderung gelesen habe, und auch nicht mehr lesen werde; besonders da ich eine Stelle gefunden habe, die etwas Unwahres von mir enthält. Mein ganzes Theater und die ältesten Schauspieler können bezeugen, daß ich nie zwei Stunden zu meiner Toilette brauchte, daß mir Niemand in der Schnelligkeit des Umziehens gleichkam, und daß ich meinen Anzug mehr vernachlässigt, als studirt habe. Die Sensation, welche Iffland bei den guten Köpfen in Weimar und Berlin macht, ist einzig, aber mir nicht unbegreiflich. Ich habe Beweise von Lessings großem Lobe einiger sehr mittelmäßiger Schauspieler. Nur das will ich noch über die Sache hersetzen: Lieft Iffland Ihr Buch, so verwette ich meinen Hals, er sagt zu sich: „Mein Gott! Hat das wirklich so ausgesehen, als ob ich es studirt hätte? Ich habe ja nicht daran gedacht!“ — und: „Man preist meinen Anstand, und ich bin doch selbst im gemeinen Leben linksich.“³³⁾ Kurz, mein Freund, ist dieser Iffland (den ich wahrlich schätze!) ein großer Schauspieler, spielt er den Grafen Wodmar und den tauben Apotheker recht — so bin ich der mittelmäßigste, der je auf deutschen Brettern gaukelte! Ich glaube Ihnen schon geschrieben zu haben, daß ich Iffland acht Tage vor seiner Abreise (zum Freimaurer) aufgenommen habe. Er hat viel Gefühl dabei geäußert. Ich lege Ihnen einige Briefe von ihm (im strengsten Vertrauen!) bei. Durch seinen letzten hab' ich erst erfahren, daß er Schulden hatte; um so mehr bedarf er des Glücks, was ihm der König³⁴⁾ giebt, und ihm kein anderes Theater geben kann. Er ist wahrlich ein guter, wohlthätiger Mensch.

Am 3. November³⁵⁾ haben sich nur wenige, aber mir sehr theure Menschen schriftlich und persönlich genähert, und

mir diesen Tag, den ich in Mellingen zubrachte, heiterer als sonst gemacht. Sie stehen wahrlich in der oberen Reihe dieser Zahl und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie Sich dieses Tages erinnert haben. Ich habe mein Dasein am 3. November durch Wohlthun bezeichnet, und außer dem gewöhnlichen Geschenke an alle meine Unterbediente, eine Familie gerettet. Freilich nicht mit meinen ehemaligen Gefühlen! Ich gebe jetzt stumpf und kalt, wie ich das Geld vom Cassirer empfangen. Es fällt mir ein, daß der Geholfene über die unvermuthete Hilfe Freude empfinden werde. Ich lese die Dankbriefe wie eine Einladungskarte zu einem Souper. — Mein Inspector Lieber ist durchgegangen und hat Frau, Kind und Schulden auf meinen Namen hinterlassen. Ich hatte viel an diesen Menschen gewendet; er besaß mein Vertrauen!

Hamburg, den 4. Februar 1797. Beinahe, mein theuerster Freund, wäre mir Ihr Vorschlag³⁶⁾ äußerst willkommen gewesen. Aber jetzt, da alles bleibt wie es ist, da ich Mad. Lange, Mad. Lippert, Dem. Zaimo, Mad. Herzfeld, Mad. Langerhanns zu Sängern behalte — wäre es Thorheit, bei der Zahl und Güte noch eine zu engagiren. Sollte eine Veränderung vorgehen, so würde mir die Acquisition der Dem. Jagemann sehr angenehm sein, aber jetzt — könnte ihr selbst die Lage keine Zufriedenheit gewähren.

Hamburg, den 14. Juni 1797. Ich lebe nun größtentheils auf dem Lande, und komme nur nach der Stadt, wenn ich durchaus muß. Das Glück hat mir einen Mann zugeführt, welcher schon ehemals die Inspectorstelle bei mir hatte (Kunst), auf den ich mich sehr verlassen kann. Dem ungeachtet bin ich fest entschlossen, das Theater auf Ostern abzugeben, und zwar an meine ältesten fünf Schauspieler (den Ausschuß).³⁷⁾ Die Sache ist beinahe richtig, und wird

ganz gewiß richtig werden. Die Stadt, und das Theater besonders, ekeln mich an. Ich ziehe mich aber nicht gänzlich von Allem ab. Ich bleibe der Freimaurerei und meinem Institute treu, und will für diese Dinge wirken, so viel ich kann.

Britten die Xenienfchreiber nicht schreckliche Rache?³⁸⁾

Hamburg, den 20. September 1797. Daß ich bei Abgabe des Theaters Schaden leide, ist natürlich, und billig. Wer übernimmt Mühe ohne Lohn? Aber welcher nur halb Kluge opfert nicht gern Geld für Ruhe? Ich bekomme von der künftigen Direction zwölf Procent von ihrer Einnahme. Nach einem Erbvergleiche muß ich meiner Schwester 4500 Mark jährlich geben. Wenn nun auch die künftige Unternehmung (welches nicht glaublich ist) nur 100,000 Mark einnahme, so erhielte ich doch — weil ich für Reparaturen, Grundmiete u. s. w. stehen muß — wenigstens 7000 Mark für meinen Antheil. Wer damit, und 6000 Mark jährlicher Zinsen (kinderlos!) nicht ein sehr bequemes Leben auf dem Lande führen kann, verdient dort die borstigen Thiere zu hüten. Ich verliere freilich — wenn ich die Einnahme seit 4—5 Jahren rechne — über 25,000 Mark jährlich, aber ich rechne diese Summe gegen meine Ruhe für gar nichts. Der Meid einiger Schauspieler gegen die künftige Unternehmung, der sich durch comödiantische Chikanen³⁹⁾ äußert, macht mir jetzt viel Verdruß, aber ich tröste mich mit der kurzen Dauer von sechs Monaten. — Ich habe die Kummerfeld vorigen Winter unterstützt. Ich gönne Ihnen die Freude, ihren herzlichen Brief zu lesen.

Hamburg, den 5. December 1797. Alle meine Freunde, alle unbefangenen Theaterliebhaber meinten, es sei meine Pflicht, das Theater nicht fallen zu lassen, und als Ersatz jener Abgegangenen zu spielen. Die neu Engagirten mißfielen; die Unruhen im Hause wurden größer. Wahrscheinlich

hätte ich das Theater schließen und alle Contracte aus meiner Tasche bezahlen müssen. Dazu bin ich nicht reich genug. Uebrigens hielt man die Parthei gegen mich für unbedeutend — sie ist es aber nicht. Die Anhänger des franzöf. Theaters — jener schlechten Menschen — die Neider meines Wohlstands wegen, — ist keine kleine Parthei. Das Haus war ungeheuer voll, ich ward mit dem heftigsten Beifall bewillkommt, als ich vor Anfang des Stückes heraustrat und ihnen sagte: „Ich hätte ihnen Ersatz versprochen, und wünschte, daß nebst dem Eifer der Gesellschaft meine noch übrigen Kräfte ihnen Ersatz sein möchten.“ Man sagt, es hätten Einige gezischt; ich hab' es nicht gehört. Siebei der Zettel und etwas von Dem. Faime. Auch Braun hat sich schriftlich und mündlich bei mir entschuldigt, und, wie erstere, über infame Verführung geklagt. Es ist aber keiner von allen von mir behalten worden; ich konnte es meiner Nachfolger wegen nicht. Man sagt: es würden noch mehr Unruhen angezettelt werden — ich muß es erwarten. Durchdringen kann keine Cabale — dafür bürgt mir der erste Auftritt. Daß es mir Ehre machen würde, in Schiller's „Wallenstein“ zu spielen, fühle ich; aber ich glaube nicht, daß es mir möglich ist, eine solche Rolle bis Ostern zu lernen, wenn ich sie auch jetzt schon hätte. Meine ältesten Rollen kosten mich unglaubliche Mühe, so sehr ist mein Gedächtniß durch den Widerwillen geschwächt. Es kann aber sein — und es ist wahrscheinlich, daß ich auf Ostern noch nicht als Schauspieler ende — dann — empfehlen Sie mich Schillern herzlich. - Ja wohl springen die Menschen sehr übel mit mir um! — Denken Sie, daß ich all dieses Unheil meiner Pensionsanstalt zu danken habe! Apropos! Die Unkosten der Akademieen in den zwei letzten Jahren scheinen hoch zu sein, aber der 8. Theil der Einnahme an die Stadt ist dazu gerechnet worden.

Hamburg, den 26. Januar 1798. Ich danke Ihnen sehr für die politische Nachricht, mein theuerster B.! Sie beschleunigt meinen Vorsatz, mein baares Vermögen außerhalb zu belegen. Uebrigens kann ich bei keiner Veränderung leiden. Das Schlimmste bei meiner Lage ist, daß sich das Publicum auf eine so edle, auszeichnende Art gegen mich benimmt, daß ich mich verpflichtet halte, auch künftigen Winter ein Duzend Male zu spielen — und dazu würde mir denn Schillers „Wallenstein“ sehr willkommen sein. Vielleicht verleitet mich sogar die Eitelkeit, auch an einigen andern Orten, wo auf einmal unübertreffbare Schauspieler entstanden sind, zu versuchen, ob ich mich ihnen nicht von Weitem nähern kann. — Ich bekomme doch sonst jedes neue englische Stück, aber „false impressions“ habe ich noch nicht.

Ich fahre in diesem Augenblicke auf's Land, nachdem ich mich 12 Tage in der Stadt aufgehalten habe. Ich spielte u. A. noch den Otto von Wittelsbach, Macbeth, Joad in der „Athalia“. Sollten Sie es wohl glauben, daß in den 12 Malen, die ich nun gespielt habe, 19,507 Mark eingenommen sind? Und auf was für alte, abgenutzte Sachen!

Hamburg, den 10. März 1798. Sie werden es sicher eher, wie jeder Andere erfahren, wenn ich auf theatralische Abenteuer ausziehe. Hier haben Sie meine jetzigen Ideen: Ich bleibe gern den Sommer auf meinem Landwesen, weil ich allerhand zu bauen und einzurichten habe. — Ich machte auch gern eine kleine Reise, und vorzüglich nach Kopenhagen. Sollte sie vor sich gehen, und ich auch nicht Kopenhagen, sondern Berlin oder Weimar wählen, so wird doch auf keinen Fall eine theatralische Reise daraus. Wenn ich irgendwo spiele, und das würde nur in Berlin oder Weimar sein, so geschieht es erst im Herbst. Hier in Hamburg werde ich höchstens 12 Male im Winter spielen und mit 1800,

wenn ich lebe, meine theatralische Laufbahn sicher enden. Ich werde auch dann nicht mehr anzusehen sein, wenn ich auch noch lebe. Es wäre mir lieb, eine neue Rolle zu lernen, und am liebsten wäre es mir, wenn Schillers „Wallenstein“ auch theatralisch vortrefflich würde. „False impressions“ habe ich eben durchgelesen, es ist ein hübsches Stück. Die heißhungrigen Uebersetzer werden schnell genug darüber herfallen. Morgen den 9. habe ich einen heißen Tag — Macbeth.

Noch eine Bitte, lieber Freund! Sagen Sie doch dem Geheimrath Goethe, es wäre hier ein junger Schauspieler Cordemann, der nicht bleiben will, der ein braver Mensch und Schauspieler, auch Sänger ist; für den ich mich sehr interessire; ob er diesen jungen Mann nicht brauchen kann?⁴⁰⁾

Kellingen, den 21. April 1798. Ich bin so froh und heiter in meiner Einsamkeit, mein theurer Freund und Br.! als es ein Mensch in der Schöpfung sein kann! Der beinahe feste Vorsatz, eine Reise nach Kopenhagen zu machen, ist völlig verschwunden, denn ich kann nirgends so glücklich sein als hier, entfernt vom Umgange fast aller Stadtmenschen — umgeben von meinen Arbeitern, die mir aus einem Sumpfe einen herrlichen Küchengarten neben einer reizenden Wasser-gegend geschaffen haben, und täglich eine neue Grille zur Verbesserung und Verschönerung befriedigen. Ich bin seit dem 31. März mit keinem Fuße in der Stadt gewesen, bin verdrießlich, wenn irgend ein Besuch (uneingeladen) kommt. Ich denke also auch nicht an's Theater. Wahr ist's, daß ich dem hambg. Publicum gesagt habe (und ich war schuldig, es ihm zu sagen): „der Schauspieler hofft, daß keine Verhältnisse ihn hindern werden, zuweilen zu seinem Vergnügen beizutragen“. Ich werde also wohl diesen Winter 8 oder 10 male spielen müssen. Ob mir die Lust ankommen wird,

es auch auswärts zu thun, weiß ich nicht. Es wird viel auf Umstände ankommen, und wie es gegen den Herbst mit meiner Gesundheit stehen wird.

Meine Lage erlaubt es, daß ich mich nicht zu den gewöhnlichen Schauspielern zählen darf. Ich bedarf keiner Belohnungen, und den Beifall weiß ich zu würdigen, auch er reizt mich also nicht sehr. Wenn ich also auswärts spiele, so geschieht es weniger Menschen wegen, ohne darum ein Publicum gering zu schätzen. Ich bin sehr begierig auf Schiller's „Wallenstein“.

Daß Sie sich mit Iffland's Lobe Schaden gethan haben, ist gewiß. Sie haben Dinge gesehen, die nicht existiren. Lesen Sie doch meine Charakteristik von ihm durch, ehe er spielt; prüfen Sie dann sorgfältig, und ich müßte mich sehr irren, wenn Sie in ihm noch den tragischen Schauspieler, den Mann von Stande finden werden. — Ich werde meinen Logenhammer auch niederlegen, ohne mich darum von der eigentlichen Direction zu entfernen. Zu dem letzteren brauche ich nur alle Monate einmal nach der Stadt zu kommen.

Kellingen, den 28. Juli 1798. Am 26. Juni hab' ich meine silberne Hochzeit⁴¹⁾ gefeiert; wozu fast jeder meiner Freunde auf eine interessante Art beigetragen hat. Am 14. Juni machte mir der Herzog von Augustenburg⁴²⁾ die Freude, mich auf seiner Reise nach Memdorf zu besuchen, und den ganzen Tag in meinem Hause zuzubringen. — Wünschen Sie mir Glück: ich hoffe durch einige Indelicatessen der jetzigen hamb. Theater-Direction von Wiederbetretung der Bühne befreit zu sein, mithin interessirt mich „Wallensteins“ Dasein nicht. O könnten Sie doch einige Wochen hier zubringen! Wie ganz anders ist mein Haus und meine Gesellschaft, als damals. Ich habe sehr für Wintervergnügung gesorgt. Ich besitze einen trefflichen elektrischen Apparat, mit den dazu gehörigen Luftpumpen

u. s. w. Meine Verbesserungen gehen ununterbrochen fort und beschäftigen mich. — Es ist, als ob in diesem Augenblicke mein Genius mir zuraunte: „wir werden näher zusammen kommen“. Ich werde auf 14 Tage eine kleine Tour in Holstein machen. Ich habe mich bereden lassen, den Hammer zu behalten, ohne sehr gebunden zu sein. Ich soll etwas über das Theater schreiben? Ich wünsche, vergessen zu können, daß ich je darauf war. Es giebt keine theatralische Kunst, denn es giebt kein Publicum. Jeder Charlatan kann ihm etwas weiß machen.

Hamburg, den 19. September 1798. Auch wir, mein theurer Br., sind vom 7.—28. August im Bade zu Remndorf gewesen. Ich wünschte, die giftische Materie, die ich zuweilen spüre, aus dem Körper zu jagen, und ich glaube, es ist mir gelungen. — Die jetzige Theaterentreprise steht sich sehr gut, da man ihr die Sonntage gegeben hat.⁴³⁾ Es ist ihrer Convenienz gemäß, daß ich nicht spiele, da es doch selten gewesen wäre — und der meinigen auch. So wenig es Schillers „Wallenstein“ schaden wird, daß er in Famben geschrieben ist, so sehr wird es ihm schaden, daß er muß getheilt werden. — Schink lebt in Ratzburg⁴⁴⁾ und hofft auf einen Dienst.

Mellingen, den 17. October 1798. Ich habe ehegestern den Prolog von Goethe mit einem sehr schmeichelhaften Briefe erhalten, der mich stolz machen würde, wenn ich noch Gefühl für so etwas hätte. Er wird Ihnen sagen, was Sie schon wissen: ich kann an keinem andern Orte spielen, wenn ich nicht in Hamburg spiele, und ich komme, Gott sei Dank! davon los. — Ich bin sehr mit Bode's Biographie zufrieden, nur wäre es nicht nöthig gewesen, so laut über die maurerischen Angelegenheiten zu werden.

Der hier genannte „Prolog“ ist derjenige zu Schiller's „Wallenstein“, mit dem am 12. October 1798 das neu restaurirte Theater

in Weimar eröffnet wurde und in welchem bekanntlich einige Verse geradezu auf Schröder gehen; die Verse nämlich:

„O möge dieses Raumes neue Würde
Die Würdigsten in uns're Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gehegt
Sich uns in glänzender Erfüllung zeigen.
Ein großes Muster weckt Racheiferung
Und steckt dem Urtheil höhere Gesetze.“

Dieses „große Muster“ hatte Schröder sein sollen, dem die Rolle des „Wallenstein“ ursprünglich zugebracht war. Leider hat er sie nie gespielt. — Zur Sache vergleiche man den Aufsatz von W. Fielitz: „Zum Goethe-Schiller'schen Briefwechsel“ (Archiv für Literaturgesch., IV, 477), wo die eben citirten Verse Goethe zugewiesen werden. Der Prolog ist in der Abschrift, welche Schröder erhielt, noch vorhanden und lautet dort genau so, wie er jetzt in Schiller's Werken steht, mit Ausnahme der Abweichung: „Schnell und spurlos geht die mim'sche Kunst“ (statt: „des Mimen Kunst“) u. s. w. Auch jener „sehr schmeichelhafte Brief“ Goethe's, worüber Schröder den 17. October 1798 an Böttiger berichtet, ist uns erhalten. Zuerst gedruckt in Karl Toepfer's „Thalia“, 2. Jahrg., 1837, Nr. 38, aber selbst in Hirzel's „neuestem Verzeichniß“ fehlend, lautet derselbe treu nach dem, im Besitze von Dorothea Unzer-Ackermanns Enkelin zu Hamburg befindlichen Originale wie folgt:

Dem Senior der deutschen Schaubühne kann es in der Entfernung von derselben, doch nicht ganz gleichgültig sein was irgend bedeutendes darauf geschieht. Dahin dürfen wir Weimaraner wohl rechnen: daß, bei der Eröffnung unsers erneuten Theaters, Wallenstein durch ein Vorspiel angekündigt wird, von welchem beykommender Prolog das mehrere besagt. Nehmen Sie diese Mittheilung als das Zeichen einer aufrichtigen Verehrung an, die man dem vorzüglichsten Talente schuldig ist und als einen Laut der Hoffnung, daß ein Gestirn, dessen sich Deutschland so lange freute, nur hinter Wolken und nicht völlig hinter dem Horizonte verborgen sey.

Weimar, am 7. October 1798.

(gez.) Goethe.

Kellingen, — Mai 1799. Ich habe seit vier Monaten eine Arbeit unternommen, die ich nicht für 1000 Thaler zum zweiten Male unternehmen möchte: die Ordnung unseres □ Archivs und die Fertigstellung einer Liste aller seit 1737 auf- und angenommenen Mitglieder hiesiger □, welche bis zum 12. April 99 — 1212 Mitglieder enthält. — Unser Prov. G. M. von Exter ist gestorben. Br. Dr. Beckmann ist zu dessen Nachfolger erwählt, und ich habe das Amt des Dep. G. M. übernommen. Es hat von mir abgehungen, die erste Stelle zu bekommen, allein sie hätte mich sehr an die Stadt gefesselt, und mein Wirkungskreis bleibt derselbe.

Kellingen, den 21. Januar 1800. Ich habe mir viel Beschäftigung auferlegt. Vorigen Winter arbeitete ich an einer Matritel unserer Logen, seit ihrer Entstehung; — eine trockne, mühselige Arbeit, bei der Unordnung in alten Zeiten! Meine jetzige Arbeit ist noch mühseliger: die Geschichte der Freimaurerei seit 1605 bis auf den heutigen Tag. Sie betrifft freilich nur hauptsächlich die Freimaurerei in Hamburg, sie umfaßt aber auch (und muß umfassen) die Freimaurerei in Deutschland. Ich bin so glücklich gewesen, Momente in der alten englischen Freimaurerei zu finden, durch welche meine Hypothese über die Entstehung keinen geringen Zuwachs an Gründen gewinnt. Diese Werke sind ein Vermächtniß für die Prov. G. M. von Hamburg, und sollen dienen, sie vor Schwärmerei zu bewahren. Mein jetziger Posten als Dep. Prov. G. M. hat mir unser ganzes Archiv geöffnet, und ich habe viele schätzenswerthe Aufsätze von Bode gefunden.

Ich habe mir fest vorgenommen, dieses Jahr eine maurerische Reise zu machen, und einige vortreffliche Logen, als in Nürnberg und Rudolstadt, auf welchen der wahre Geist der Maurerei ruht, näher kennen zu lernen. Warum

ist in Weimar, da sich doch so viele Brüder aufhalten, keine Loge? Der Herzog ist ja selbst Freimaurer.⁴⁵⁾

Noch habe ich nichts bei den hiesigen Bankerotten verloren, es kann aber vielleicht noch geschehen. Ich habe aber selbst eine Art von Bankerott durch ungeheure Ausgaben zur Verschönerung meines Wesens gemacht (welches Sie nun nicht kennen würden), und muß daher ein wenig Oekonomie pflegen, um wieder in das alte Gleis zu kommen.

Hamburg, den 25. April 1800. Meine Reise ist nun festgesetzt. Ich gehe anfangs Juni nach Kenndorf, wo ich 21 Tage bleibe, dann auf 3 Tage nach Hildesheim. Dann wollte ich Sie in Weimar auf einige Tage besuchen, Rudolstadt und Leipzig sehen und zurückwandern, denn ich muß im Juli wieder zu Hause sein. Berlin werde ich erst auf den Winter besuchen. Trefse ich Sie, mein Freund, nicht in (— Eben kommt meine Frau von meines guten alten Seyler's Abzuge aus dieser Welt. Er ist seit 3 Monaten nicht aus seinem Zimmer gekommen und hat sehr gelitten — wohl ihm, daß er überstanden hat — und wohl mir, daß seine Hinfälligkeit ihn in den letzten Zeiten von mir trennte. — Ich habe der Natur durch nasse Augen meinen Tribut entrichtet! —) — Weimar, so gehe ich grade nach Leipzig. Gehen Sie nach Kopenhagen, so können wir uns zweimal sehen, denn Sie müssen bei meinem Hause vorbei.

Wiederum deutet die nun eintretende Pause in dem Briefwechsel auf persönlichen — vorstehend in Aussicht gestellten — Verkehr; die Erfolge von Schröder's maurerischen Reformbestrebungen, auch in Weimar, sind bekannt. Eine in die Zwischenzeit fallende handschriftliche Notiz Böttiger's sagt: mit unglaublichem Scharffinn und einem Aufwande von mehr als tausend Thalern, wodurch er sich in den Besitz aller, selbst der geheimsten Ordenspapiere gesetzt, habe Schröder die Geschichte der Freimaurerei bis auf ihre ersten Grundfäden entwickelt („Materialien zur Geschichte der Freimaurerei seit der Wiederherstellung der großen Loge“, 4 Theile,

Hamburg, 1806), und auf diese Forschungen eine Vereinfachung des Rituals gegründet, durch dessen Annahme in Hannover, Braunschweig, Bremen, Rudolstadt, Hildesheim und Hamburg „neue Lebenspulse in die abgestorbene, schier lächerliche Maurerei“ gebracht worden seien. Auch ward Schröder Mitdirector der Schaffer=Unität zu Albstadt (einer ökonomisch=merkantilischen Gesellschaft unter dem Protektorat Karl August's) und weihte daselbst die neugestiftete Loge ein, „wozu der Herzog das Schloß einräumte“.

Kellingen, den 15. Februar 1802. Mein ganzes Haus — in drei Personen⁴⁶⁾ bestehend — hat den herzlichsten Antheil an Ihrer Krankheit genommen, und wenn Wünsche etwas helfen, so berührt Sie keine Krankheit wieder, als drei Minuten vor Ihrem Tode im achtzigsten Jahre. Ich gratulire zum Garten; wenn er dankbarer ist, als der große Haufen der Menschen, so wird er Ihre Gesundheit völlig herstellen und befestigen. Ich komme dieses Jahr nicht nach Weimar. Ich mache nur die kurze Reise nach Bremen und Oldenburg. Mein Haus zieht mich zu sehr an. Ist es nicht lächerlich, daß ich ein Haus mit 3 großen Säalen und 17 Zimmern bewohne? Ich wollte, ich könnte Ihnen die Hälfte abgeben und Unabhängigkeit dazu. Wie können Sie denn mit Goethe zusammenkommen? Ich wünschte herzlich, daß wir einander näher wohnten! Nur müßte es nicht an einem Hofe sein.

Kellingen, den 3. März 1802. Mit sehr großem Vergnügen habe ich den 3. Theil der „Adrastea“ gelesen. Man kann von dem Manne wohl sagen: auch in Kleinigkeiten groß! Schade, daß der Mann für mich todt ist — er blies die Kohle an, die ich ihm vorlegte; er versprach noch ganze Bündel brennender Kohlen, und nun kümmert er sich nicht, ob schon alles verlöscht ist, oder nicht.

Kellingen, den 6. Mai 1802. Mit dem ersten Theile von Rozebue⁴⁷⁾ — die Empfinderei gegen seine Frau

abgerechnet, die ihm nach der Flucht nach Paris Niemand glaubt — bin ich zufrieden. Der zweite ist Geldprellerei.

Kellingen, den 25. Mai 1803. Herder's Gespräch in der „Abraſtea“ über die Freimaurerei iſt mir ſehr aufgefallen, und bei aller meiner tiefen Hochachtung für ihn habe ich nicht unterlaſſen können, ihm meine Empfindlichkeit deſſhalb zu bezeigen. Das, was er drucken ließ, iſt gegen ſeinen Eid, ſein feierliches Verſprechen, und es entſchuldigt nicht, daß es ſchon gedruckt war. Es wurde nicht geglaubt, und ſein Zeugniß beſtätigt die Wahrheit.

Ich reiſe den 12. Juni über Bremen, Oldenburg, Hannover (wenn die Franzoſen nicht hinkommen), Braunschweig, Frankfurt, Nürnberg, nach Hildburghauſen. Ich beſorge, daß mich das Heimweh von da zurückführen wird und ich Ihre Gegenden nicht ſehen werde.

Kellingen, den 9. December 1803. Unſer Bund beſteht nun aus den fünf hieſigen und den Logen in Koſtock, Lübeck, Oldenburg, Hildburghauſen, Nürnberg, Rudolſtadt, Hannover und Alſtädt. Stolz, Unwiſſenheit und Geldſucht hindern ſeine Vergrößerung, die ich der Zeit anheim ſtelle, indem ich ſie nicht ſuche. — Prof. Meyer, der drei Wochen bei mir war, und das Ende ſeines Podagra abwartete, empfiehlt ſich Ihnen. — Herder hat mir noch nicht geantwortet. Auch Männern, die ich am höchſten ſchätze, kann ich nicht zugestehen, daß Unrecht — Recht ſei. — Was macht der literariſche erſte Conſul Goethe? Man giebt ihm Schuld, daß Jena ſo viele brave Männer verliert. Iſt G. Hufeland⁴⁸⁾ ſchon in Würzburg?

Kellingen, den 22. December 1803. Mit der freudigſten Ueberräſchung leſe ich Ihren Ruf nach Berlin! Meinen herzlichſten Glückwunſch! Sie kommen in einen großen, ehrenvollen Wirkungskreis, der Ihrer würdig iſt,

und werden mit dem ersten Consul Goethe nichts mehr zu schaffen haben. Warum mußte ich die freudige Nachricht erst durch die Zeitung erfahren?

Aber das folgende Zeitungsblatt enthält die betrübte Nachricht von Herder's Zustande, die mir sehr zu Herzen geht. Ich bitte Sie, der vortrefflichen Frau Einliegendes zu senden. — Gott schenke Ihnen Gesundheit — und ein wenig Zeit, mir zu schreiben, wie es mit Herder steht und wann Sie nach Berlin gehen.

Nicht Berlin, wohin er am 22. November 1803 einen Ruf als Oberschulrath erhalten hatte, sondern Dresden war die Stadt, welcher sich der zu Reichenbach im Voigtlande (am 8. Juni 1760) geborene Böttiger zuwandte, nachdem er mit einer am 23. März 1804 im Hörsaal des weimariſchen Gymnasiums gehaltenen Rede aus seinem bisherigen Wirkungskreise geschieden war. Er wurde, den berliner Antrag ablehnend, den gleichzeitigen dresdener aber annehmend, hier Studiendirector des Pagenhauses, 1814 Studiendirector bei der königlichen Ritterakademie und mit der Oberinspektion über das Antikencabinet betraut. In dieser Stellung starb er zu Dresden am 17. November 1835.

Noch ist der zuletzt mitgetheilte Brief Schröder's dadurch interessant, daß er uns in die Unbehülfslichkeit der damaligen Verkehrsmittel einen Blick thun läßt; Herder war seit vier Tagen todt, und Schröder erfährt erst die Nachricht seiner Erkrankung! — Wenn heute ein bedeutender Mensch jenseit des Oceans Todes verbleicht, so weiß es morgen das ganze gebildete Europa!

Wie tief die Trauerkunde von Herder's Ableben Schröder erschütterte, beweist sein nächster Brief.

Hamburg, den 2. Januar 1804. So ist es denn wirklich wahr? Herder ist nicht mehr! Sie glauben nicht, mein theurer Br.! wie mich dieser Todesfall erschüttert. Ich habe gestern in einer Gesellschaft von 180 Br. und Schwestern präsidirt — man sah mir meine Schwermuth an, und der engere Cirkel errieth die Ursache. Wie bedauere ich die treffliche Frau, und besonders, da ich befürchte, er

habe sie nicht in den besten Umständen gelassen. Gott gebe, daß ich irre! Nun eine Bitte an Sie. Sie wissen, daß ich mit Herder über das Innere der Maurerei correspondirt habe. — Er selbst hat einen Aufsatz gemacht, in welchem viel Unwahres und viel Wahres ist, das ich ihm danke — er hat auch noch ein Buch aus unserm Archiv — Sachin und Boaz — wollen Sie nicht die Güte haben, sie zu gehöriger Zeit in meinem Namen zu bitten, daß sie diese Sachen — das Buch ausgenommen — entweder verbrenne oder mir zuschicke? Ich glaube, daß er sonst nicht viel bedeutendes Maurerisches hat — er müßte denn zum 2. Gespräch in der „Adrastea“ etwas niedergeschrieben haben.

Kellingen, den 20. Januar 1804. Daß Sie größeres Einkommen und großen Wirkungskreis gegen Bequemlichkeit vertauscht haben, darf mich nicht befremden, denn ich that dasselbe. Aber unter einem Fürsten zu stehen, der zu Männern „Er“ sagt und seine Hand küssen läßt, wäre für mich ein herber Trank; dem geborenen Sachsen mag er es weniger sein. Sie haben einen trefflichen Tausch gemacht, denn Sie sind dem Consul Goethe entgangen; Ihre Neigung zieht Sie nach Dresden, und so kann ich Ihnen Glück wünschen. Gott gebe Ihnen Gesundheit! Suchen Sie doch alles anzuwenden, daß Herder's maurerische Papiere vertilgt werden. Gern schrieb' ich an die Wittwe, aber ich wage es nicht. Wenn Ihnen, oder irgend Jemand, Alles, was ich zum Theater Gehöriges besitze, zu einer Geschichte nützen könnte, so würde ich jetzt schon einpacken lassen. Aber außer meinen Rechnungsbüchern ist nichts in Ordnung — nie hab' ich etwas über Vorfälle aufgeschrieben; die wichtigste Correspondenz (die frühere) mit Lessing, Engel, Gotter u. s. w. ist mir gestohlen worden. Zu diesen Dingen kommt noch der Umstand, daß ich es meiner Frau und einigen Freunden versprochen habe, eine Skizze meines Lebens aufzusetzen, wozu

ich doch manches Plunders nöthig habe. Mit dieser Skizze wird es Jemandem leichter werden, wenigstens die hamburger Theater-Geschichte seit 1763 zu schreiben.

Nellingen, den 24. April 1804. Die Wittwe Herder hat selbst mit mir correspondirt und mir alle meine Briefe und andere Dinge zurückgesendet. Aber auf die Anfrage, ob nicht noch ein Aufsatz über Freimaurerei in den Papieren des Verstorbenen sei, den er, wie ich ihr aus seinen Briefen bewies, selbst desavouirt hat, und um dessen Vernichtung ich bat, — hat sie mir nicht geantwortet. So viel Wahres auch in jenem Aufsatz war, so enthielt er doch auch solche lächerliche Hypothesen, daß deren Bekanntwerdung dem Berewigten keine Ehre machen würde. Es that mir weh, daß er mir seit den Vorwürfen, die ich ihm über den Aufsatz in der „Abraſtea“ machen mußte, nicht antwortete; ich bin aber gewiß, daß ich dadurch die Fortsetzung verhütet habe. Dieser treffliche Mann, dieser tiefe Denker hatte manche schwache Seite! Und wie würde er der Welt genügt haben, hätte er nicht vom Christenthum gelebt!

In Sachsen wird die Freimaurerei nicht eher etwas Vernünftiges werden, — traurig, daß ich nur diesen Weg sehe — als bis der Kurfürst⁴⁹⁾ sie auf preußischem Fuß einrichtet, eine große Loge setzt, welche respectabel ist, nicht mehr wie drei Grade erlauben, kein Geld außer Landes schicken, und keiner fremden Instanz untergeordnet sein darf. Aber vorzüglich müssen Männer von Kopf an die Spitze kommen.

Es war dies der letzte Brief, den Schröder nach Weimar richtete; der nächste traf Böttiger schon in Dresden.

Nellingen, den 30. August 1804. Gut, daß das poetisch treffliche Werk: „Die Söhne des Thales“ nicht vor 24 Jahren erschienen ist.⁵⁰⁾ Das wäre Futter für die Freimaurer-Mitter gewesen!

Kellingen, den 18. October 1805. Die gestern angekommene Nachricht von der unglücklichen Affaire der Oesterreicher⁵¹⁾ hat mich ganz consternirt. Steht es denn wirklich im Buche des Schicksals, daß wir Deutschen Sklaven jenes Volkes werden sollen? Verdammt sei die habfüchtige Politik Preußens, verknüpft mit unerhörter Niederträchtigkeit. Für den Durchmarsch durch Franken wird der Glückspilz seinem Speichellecker wohl wieder ein Stück Land zuwerfen.
— Basta.

Das Hamburger Theater wieder zu betreten, und unter Bonaparte zu dienen, ist bei mir eins. — Iffland hat viel Geld eingebracht.⁵²⁾ Die Meinungen über ihn sind getheilt. Ich habe ihn im „Pygmalion“ gesehen. Gut für ihn, daß ich nicht Lust habe, sein Spiel zu zergliedern.

Hamburg, den 17. December 1805. Ganz Hamburg und vielleicht die halbe Welt ist consternirt über die Begebenheiten bei Bräun.⁵³⁾ Sind wir denn zur Sklaverei verdammt?

Um diese Zeit hatten einige reiche Hamburger — misgestimmt über die derzeitige Theaterverwaltung — den Plan gefaßt: ein neues Schauspielhaus zu erbauen und eine andere Gesellschaft zu engagiren; Absichten, auf welche sich der folgende (unbatirte) Brief Schröder's bezieht:

Daß es Ihnen nicht nach Wunsch geht, mein theurer Br.! ist mir sehr peinlich. Auch mir steht großer Geldverlust bevor. Uebermüthige Hamburger wollen ein neues, größeres, eleganteres Schauspielhaus bauen, wodurch ich natürlich beträchtlich verlieren werde. Die Thörichten! In dieser Zeit, da sie ihres Schicksals so ungewiß sind, an so etwas zu denken und ihre Armen⁵⁴⁾ darben zu lassen! Vielleicht wird es noch durch vernünftige Männer hintertrieben.

In der That zerfiel das Vorhaben bald in sich selbst, wozu die Zeitbegebnisse wohl das Meiste beitrugen. Schröder wurde darob nicht froher. Am 7. Januar 1806 endet er einen längeren, auf freimaurerische Angelegenheiten bezüglichen Brief mit den Worten:

Wie geht es Ihnen und Ihrer lieben Familie in diesem Jahre? Ich hoffe von Herzen: gut. Ich kränkle seit vier Wochen und werde stumpf. Ich fange an, mich über die außerordentlichen Begebenheiten unserer Zeit zu trösten. Wird Oesterreich erniedrigt, so wird doch durch die drei neuen Könige⁵⁵⁾ Deutschland im Ganzen consistenter. Wenn wir nur hier Ruhe behalten!

Und fünf Tage später:

Mein Schweigen über die Erniedrigung und den Zustand unseres Vaterlandes sagt Ihnen meine Empfindungen.

Kellingen, den 21. April 1806. Sie fragten mich neulich, wie ich mit Münter⁵⁶⁾ und den Kopenhagener Logenstände? Sehr gut. Münter ist ja vertrauter Bruder und in allen Hauptsachen in meiner Geschichte der Entstehung mit mir einig. Ich mit ihm nicht, daß er in seine Logenreden so viel von der Christl. Religion einmischet. Wäre, könnte die Freimaurerei etwas Anderes sein, als durch die Handlungen und das Constitutionsbuch der Londoner großen Loge aufgestellt ist: eine Vereinigung aller rechtschaffenen Menschen, weß Glaubens, Standes und Landes sie sein mögen, — so bedauerte ich meine verschwendete Zeit. Wer also in den Hintergrund ein religiöses System stellt, wer in den Logen u. s. w. Dogmen irgend einer Religion berührt, wer in ihnen Vaterlands- und Vaterstadtsliebe, anstatt allgemeiner Menschenliebe predigt, der entwürdigt den großen, trefflichen Bund.

Nach Bonaparte's ausdrücklicher Erklärung scheint man hier wegen Hamburgs Freiheit unbesorgt zu sein. Desto trauriger ist man über die jetzige Nachbarschaft.⁵⁷⁾

Am 7. Juni schreibt Schröder: Hamburg werde frei bleiben — eine Freude, welche bekanntlich nicht lange mehr dauern sollte. In dem nämlichen Briefe findet sich die Notiz: „Ich habe noch meine 12 Procent zur Schillerschen Einnahme gegeben“, was sich darauf bezieht, daß am 9. Mai 1806 „Wilhelm Tell“ zum Besten der Erben Schiller's gegeben worden war. Nach Fr. L. Schmidt's Mittheilung in dessen „Denkwürdigkeiten“ (I, 159) belief die Einnahme sich auf 1406 Mark; Schröder's Gabe war also immerhin nicht ganz unbedeutend.

Kellingen, den 2. September 1806. Ich hoffe, daß, wenn Deutschland vom Kriege frei bleibt, noch manche Vögen in Sachsen zu uns treten werden.

Ich bin nun mit der Umarbeitung meines ersten Theiles der neueren mauererischen Geschichte fertig, und habe sie bereits zum Druck gesendet. Man ist hier voll Hoffnung daß es zu keinem Kriege in Deutschland kommen werde. — Gott gebe es!

Die Hoffnung auf Frieden sollte sich nicht verwirklichen. Schon im nächsten Briefe schreibt Schröder:

Kellingen, den 9. October 1806. Wären nur die Russen schon da, und in hinlänglicher Menge! Ich fürchte zwar die List des Usurpators mehr, als die Tapferkeit seiner Sklaven! Könnte nur auch Oesterreich bewogen werden, Theil zu nehmen; nun wäre Gelegenheit, das Verlorene wieder zu gewinnen, und groß und wichtig wäre die Diversifion für das Ganze.

Wenige Tage nach der Niederschrift dieser Zeilen erfolgte die Katastrophe von Jena und Auerstädt, in deren Folge sowohl Sachsen, als auch Hamburg von französischen Truppen occupirt wurde. Auf einen Brief Böttiger's, der ziemlich gedrückt gelautet haben muß, antwortet daher Schröder am 2. Januar 1807 in ähnlicher Stimmung:

Ich habe mich nur zu oft in Ihre Lage versetzt, mein theurer Br., und Ihre Gefühle nach den meinigen berechnet,

die sich nicht niederschreiben lassen. Freilich sind Sie beklagenswerther als ich, den zur Zeit noch keine ökonomischen Sorgen drücken. Aber wer weiß, was mir noch bevorsteht! Ein ansehnlicher Theil meines Kapitals ist in dem völlig ausgefogenen Mecklenburg belegt, und auch ich habe die Kinder meiner Schwester und einer Pflegetochter zu versorgen. Ich tröste mich mit dem Motto: „Es ist so schlimm als möglich, es muß besser werden.“ Bleibt Hamburg nur noch ein halbes Jahr in dieser Lage, so ist es ruinirt, denn die Quellen seiner Rettung — der Handel — werden täglich mehr verstopft. — Nun auf etwas Anderes. Noch kann ich Freunden ein Freund sein. Ist Ihnen, mein liebster Br., mit einem Darlehn bis auf bessere Zeiten gedient, so stehe ich zu Befehl, und es ist keine andere Schwierigkeit, als wie ich es richtig in Ihre Hände schaffe. Gott gebe Ihnen zum neuen Jahre Alles, was ich mir selbst wünsche.

Hamburg, den 7. Februar 1807. Es würde einer meiner liebsten maurerischen Wünsche erfüllt werden, wenn in Dresden eine große Loge von Sachsen zu Stande käme. Warum ist denn das Project so ganz an die Seite gesetzt? Daß Sie mein brüderliches Anerbieten — in Ansehung Ihres Sohnes — brüderlich annehmen, hat mir einen frohen Augenblick gemacht. — Es kann sich nicht leicht ein Umstand ereignen, daß mich eine Summe von 100 Thln. geniren könnte. Wollte der Himmel, mein Wesen in Kellinggen brennte nieder, so würd' ich ansehnlich gewinnen. Ich suche es schon seit vier Jahren loszuwerden, weil es mich durch die Entfernung von der Stadt zu viel kostet; ich will es aber nicht verschleudern. Ich bin in Ansehung des Einmarsches meiner Seelenfreunde noch unbekümmert, so tolle Streiche auch das Haupt jener Regierung macht.

Am 20. Februar 1807 hat sich Schröder's eine vorübergehende Mißstimmung über die Freimaurerei bemächtigt, die ihn „zwoßf Jahre Zeit und eben so viele tausend Mark gekostet“; es werde doch „nichts Reelles“ aus der Sache. Doch schon am 28. März 1807 „erwärmen“ ihn Nachrichten wieder, welche er „über die Eröffnung einer \square in Sachsen“ erhält. Kurze Zeit später knüpfte Böttiger seine Dresdener Loge an den niederländischen Bund.

Kellingen, den 12. October 1807. Es bedarf in Ihrer Lage keiner Entschuldigung, daß Sie mir so lange nicht schrieben. Seit wir uns kennen, hab' ich lebhaften Antheil an Ihnen genommen; um wie viel mehr jetzt, in dieser Zeit der Ungewißheit und Dumpsheit, die wenigstens hier in einem hohen Grade herrscht. Kein Mensch kann ahnen, was aus uns werden wird. Da ich überzeugt bin, Dänemark würde die Neutralität nicht gelassen worden sein, so kann ich die Engländer weniger tadeln, daß sie zuvorkamen.⁵⁸⁾ Auch wird die That sehr vermindert werden, wenn sie beim Frieden die Flotte restituiren. Mein ganzes Haus kann bezeugen, daß, als in der Zeitung von einer Ausrüstung einer Flotte nach dem Sund die Rede war, ich erklärte: sie ist gegen Dänemark bestimmt. Hätte, wie es selbst Holstein erforderte, der Kronprinz unmittelbar nach dem Frieden von Tilsit die Truppen zurückgehen lassen, so wäre das Alles nicht erfolgt. Es ist aber bestimmt, daß auch nicht Ein Machthaber, außer Bonaparte, Menschenverstand zeigen soll. — Doch genug hiervon. Halten Sie mich für Ihren Freund, so werden Sie es mir nicht abschlagen, 100 Thaler jährlich für Ihren Sohn anzunehmen, so lange er studirt. Ich werde es als einen Beweis ansehen, daß wir in Brüderlichkeit verbunden sind.

Hamburg, den 12. Januar 1808. Mir scheint, es sei des Eroberers Zweck, Deutschland von allem Gelde, von allen Mitteln zu entblößen, sich wieder erholen zu können.

Schrecklich wird mit Hannover umgesprungen. Die hoch-einsfältige Dänische Regierung wüthet auch gegen sich selbst. Alle Briefe werden aufgebrochen. Es wird sich zeigen, ob ich Ihren Brief an die Dame in Schweden, durch Münter, uneröffnet fortschaffen kann; dann bleibt mir noch ein Weg, durch den Herzog von Augustenburg, mit dem ich noch immer in genauer Freundschaft lebe.

Ihre kurze Kunstgeschichte⁵⁹⁾ hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich freue mich im Voraus, an Ihrer Hand Dresdens Kunstwerke wieder zu sehen.

Ich würde für einen Selbstmörder keine eigene Trauerloge halten, und ihn in der allgemeinen zu entschuldigen suchen. Das Todtengericht muß ihn doch verurtheilen, wenn es gerecht sein will.

Kellingen, den 23. Mai 1808. Mit jenem trefflichen Kopfe⁶⁰⁾ kann ich nicht einstimmen, Goethe's Gedichte durchaus Meisterwerke zu nennen. Doch, ich bin ein armer, prosaischer Mensch, der — vielleicht zu seiner Schande — gestehen muß, von dem als „außerordentlich“ gepriesenen Goethe eben so viel Schlechtes, als Gutes gelesen zu haben.

Wären wir nur sicher, daß unsere Lage hier nicht noch schlechter wird, als sie ist. Ich besorge noch die Entstehung eines Königreichs Niedersachsen. Bernadotte ist noch nicht versorgt! Die Handlungen des Siegers erregen meinen Unwillen nicht so sehr, als das was er schreiben läßt. Es ist entsetzlich, wenn vernünftige Menschen gleich den dümmsten Bauern geachtet werden. Man spricht von Alexander's⁶¹⁾ erwachtem Gefühl. Aber was schwagt man nicht Alles! Glücklich Der, welcher vergessen kann, was um ihn vorgeht.

Ihres Sohnes Erklärung ist aus dem Herzen geschrieben, und in sofern hat sie mich erfreut. Ist aber (bei dem von ihm gewählten Stande) bei Selbstanerkennung eines hitzigen

Temperamentes sein Beruf⁶²⁾ wahr? Wird er glücklich sein? Als Ihren Sohn muß ich ihn für aufgeklärt halten, und doch soll er Mystik zu verbreiten schwören! Doch genug!

Kellingen, den 5. August 1808. Ich bin ehegestern glücklich von Kenndorf zurückgekehrt, aber ohne Erleichterung meiner kleinen Uebel. — Ich bin seit dem Durchmarsche mit keiner Einquartierung in Kellingen geplagt worden, und ich denke, die Verhältnisse mit Schweden werden vor dem Winter beendet, und dieses Land von fremden Truppen geräumt werden. Es sollen gegen 5000 Mann während meines Aufenthalts in Kenndorf nach Spanien gegangen sein. Aber die Theuerung nimmt in Hamburg erschreckend zu — und wie wird es noch werden?⁶³⁾

Hamburg, den 16. März 1808. Die dänische Regierung hat mir zu große Ursache zur Unzufriedenheit gegeben, um irgend eine Summe für zu groß zu halten, durch die ich mich von ihr trennen kann. Auch werden dort die Finanzen immer schlechter, und also der Druck der Unterthanen immer stärker. Meine Frau ist überdies der Plage der Landwirthschaft bei ihrem Kränkeln müde, und befindet sich den Winter in dem Torfgeruche Hamburgs besser, als den Sommer in Kellingen. Sie können es sich nicht einbilden, wie sehr sich das Wesen seit jener Zeit verschönert hat, aber dem ungeachtet trenn' ich mich gern von ihm. Mein neues Haus liegt in der Dammtorstraße, nahe beim Gänsemarkt, in der Mitte des Logenhauses und des Theaters.

An demselben Tage, da ich Ihren Brief erhielt, war hier das Gerücht: die Oesterreicher hätten sich Dresdens bereits bemeistert. Ich lachte dazu, durch Sie eines Andern belehrt. Gegen die allgemeine Stimme zweifle auch ich, daß es zum Ausbruche des Krieges kommt, denn es wird nicht

mehr so verächtlich von Oesterreich geschrieben. Ich weiß nicht, was zu wünschen ist.

Es freut mich, daß Bertuch endlich Wort gehalten hat; das maurer. Werk wird aber in Weimar nicht gedeihen, wenn nicht ein paar thätige Brüder an seine Seite gestellt werden.

Ich werde nie die Maurerei in meine Lebensgeschichte mengen. Mein ganzer maurerischer Briefwechsel soll mit meinem Tode vernichtet werden, so interessant es auch nach 50 Jahren sein würde, die Kämpfe zu lesen, die ich bestehen mußte.

Ich habe das Vertrauen, daß, wenn es auch zum Kriege kommt, Sachsen geschont werden wird. Nun wird auch vom Aufbruche der hiesigen Kriegsvölker gesprochen.

Hamburg, den 18. April 1809. Ich lege Johannis meine Dep. Prov. Gr.-Meister Stelle nieder. Weg mit dem ganzen Kram!

Bald wird es entschieden sein, ob wir Sklaven, — oder frei werden; Sie fühlen den Unterschied nicht, wie wir! Gott wende das Kriegstheater von Ihnen.

Hamburg, den 3. Juli 1809. Ich habe in dieser schrecklichen Zeit, die meinen Geist ganz niederdrückt, — denn ich habe keine Hoffnung! — meinen ganzen Briefwechsel ruhen lassen. Deutsche — durch Deutsche vernichtet! — Einige hiesige Politiker glauben, daß dieser Krieg den allgemeinen Frieden herbeiführen werde; ich glaube es nicht! Ich habe nur Einen Wunsch; den, diese Welt bald und ohne körperliche Schmerzen zu verlassen. Pfui der Welt, sie ist ein ungefäuberter Garten!⁶⁴⁾

Hamburg, den 12. October 1809. Ich bin Iffland's wegen⁶⁵⁾ 12 Tage früher vom Lande hereingekommen, und wir haben uns oft gesehen. Ich lege durch Iffland einen Wechsel von 32 Louisd'or bei, von denen ich 4 an Mad.

Kummerfeld zu senden bitte.⁶⁶⁾ Es wird ja wohl gleichviel sein, ob ich die Ihrem guten Sohne bestimmten 20 Louisd'or jetzt, oder gegen Ostern schicke. Mad. Kummerfeld empfängt noch 3 Louisd'or von Reichard in Gotha, und so hab' ich meinen kleinen Pflichten in jener Gegend Genüge geleistet, wenn ich von dem jämmerlichen Welttheater in Kurzem abgerufen würde. — Diesen Morgen wurde mir der geschlossene Friede⁶⁷⁾ kund gethan. Ich weiß die Bedingungen nicht, aber sie sind gewiß entehrend.

Ich schreibe mit großer Unlust an meiner Geschichte, daher kommt sie nicht vom Flecke. Es ist wirklich unangenehm, so viel von sich selbst zu sagen. Ich schreibe sie mit der größten Nachlässigkeit, und sammle eigentlich nur Data für Den, der sich mit ihr beschäftigen will — aber wahre Data. Sehr gern steht Sie Ihnen einmal zu Dienst. Es vermuthen es zwar schon Viele, daß ich das Theater wiedernehmen werde, aber meine Erklärung kommt erst im März.

Kein einziger der Herder'schen Verwandten hat mir den Tod der trefflichen Frau⁶⁸⁾ angezeigt. Ich weiß ihn nur durch die Kummerfeld. — Weltlauf! — Von ihr hab' ich erfahren, daß die Tochter vortheilhaft heirathen wird und daß die Reg.-Räthin Voigt⁶⁹⁾ von ihrem Mann getrennt ist und sich lange bei Ihnen aufgehalten hat.

Hamburg, den 4. November 1809. Ich habe 12 Tage an einem Fieber gelitten und mich erst gestern in einem Cirkel von 24 auserlesenen Freunden erholt. Nur der Kummer meiner Seele ist nachgeblieben. Die Kränklichkeit meiner Frau nimmt zu, und ich zweifle sehr, daß sie noch ein Jahr älter wird. Dieser Gedanke erschüttert mich unter jeder geselligen Freude, und macht mir, verbunden mit den Zeitläuften, das Leben zur Last. O, hätt' ich ihrem Rathe zuweilen gefolgt, wie mancher Unannehmlichkeit wäre ich

überhoben gewesen! Sie haben sie zu kurze Zeit gekannt, um ihren ganzen Werth zu wissen!

Ob ich das Theater selbst übernehme, hängt noch von verschiedenen Umständen, besonders von dem Leben meiner Frau ab. Gewiß ist es, daß ich es nicht in den jetzigen Händen⁷⁰⁾ lasse. Vor dem März wird jedoch die Aufkündigung nicht geschehen.

Ohne Datum. Ende März 1810. Es ist nun gewiß, mein gel. Br., daß ich Ostern 1811 das Theater selbst übernehmen und Herzfeld als Director anstellen werde.⁷¹⁾ So kann ich wirken, ohne mit den Placereien belästigt zu werden. Bei den Proben, bei dem Unterrichte werde ich thätig sein, und durch eine bedeutende Anzahl neuer Stücke den alten Geschmack wieder herzustellen suchen. Da ich durchaus nicht mehr, und kaum so viel als mir jetzt das Theater einträgt, von solchem haben will, so bin ich vermögend, mehr als irgend ein Anderer darauf zu verwenden. Ich kann Subjecte in allen Fächern brauchen, wenn Talent ohne Manier da ist, wenn auch das Talent noch nicht ganz ausgebildet ist.

Hamburg, den 11. April 1810. Auf eine dumme Sage, daß ich das Theater wieder betreten würde, hab' ich eine sehr ehrenvolle Einladung nach Wien⁷²⁾ erhalten. Das unter uns. Es gehen diesem Theater viele Fächer ab.

Das Publikum scheint sich über meinen Entschluß zu freuen.

Hamburg, den 1. Mai 1810. Die Freimaurerei schwindet nach und nach aus meinem Gedächtniß und macht dem Theater Platz. Es melden sich schon jetzt, noch eh' es in einem auswärtigen Blatte bekannt gemacht ist, eine Menge Personen, aber ich darf keinen Hasen im Sack kaufen. Ich schreibe an meine Mitbürger kein Wort; ganz stille hört den 31. März die alte Unternehmung auf, und den 1. April

beginnt ebenso still die neue. Blumauer⁷³⁾ soll ein unruhiger Kopf sein. Von den übrigen, die Sie nennen, hab' ich Gutes gehört. Hat Br. Winkler nicht Lust, einen neuen Vorhang zu malen? Ich hab' eine vortreffliche Zeichnung dazu von Füger⁷⁴⁾; eine herrliche Idee, die bei jedem Theater ausgeführt werden sollte. Wenn er Lust, Zeit und Platz hat, und nicht zu theuer ist, so ließe sich die Sache leicht machen. Ich schicke ihm die Zeichnung, das Maaß des Vorhangs, er kauft dort die Leinwand, läßt sie nähen, malt, und überschißt mir die fertige Gardine; ich das Geld zu welcher Zeit er will. Sprechen Sie doch mit ihm. Ich möchte die treffliche Idee auch ebenso trefflich ausgeführt sehen. Das kann der hiesige Maler nicht, der übrigens nicht schlecht ist.

Hamburg, den 15. Mai 1810. Ungemein angenehm ist es mir, daß Br. Winkler die Arbeit übernehmen will. Er wird Ihnen ohne Zweifel meinen Brief mittheilen, und Sie werden finden, daß Ihr guter Rath bei der Sache nöthig ist. Morgen geht die Zeichnung ab. Ich wünsche, daß er nicht an der Leinwand sparen möge! Sollte die Uebersendung zu Wasser nicht gefährlich sein?

Meinen Gegengruß an den Br. Th. Hell. Möchte er Kotzebue bereden können, etwas Besseres, als seit einigen Jahren zu schreiben. Ich freue mich, daß es mit Letzterem nicht so schlimm steht, als hier ausgesprengt war. Möchte er bei seinen ferneren Arbeiten einsehen, daß man auch in eine Poffe Moral legen kann; daß man, ohne sich zu sehr an die strengen, thörichten Einheiten der Franzosen zu kehren, sie auch nicht gänzlich verwerfen und Guckkasten-Stücke machen müsse. Bei mir wenigstens würd' er mit seinen neuen Producten keinen Absatz finden, denn bei einem Vorrath von einigen 70 großen und kleinen Stücken kann man kritisch sein. Wir haben jetzt die unnatürlichste Schauspielerin die

je gelebt hat, Mad. Hendel.⁷⁵⁾ Ich habe mir die Gewalt angethan, sie dreimal zu sehen. Ein Theil des Publikums, der nicht weiß, daß richtig sprechen zur Sache gehört und die Gesticulationen zu den Worten passen müssen, klatscht bei ihrem Positurenmachen. — Ich habe Ihnen schon geschrieben, welche Fächer diesem Theater fehlen, und es wäre mir lieb, wenn in einer periodischen Schrift meine Uebernahme, und daß Talente verschiedener Art hier einen Platz finden würden, angezeigt würde. Herzfeld bleibt Regisseur unter dem Titel Director, denn ich will mich nicht zum Sklaven der Sache machen. Ich sehe einer Ausgabe von wenigstens 12,000 Thalern in dem ersten Jahre entgegen und bin bereits in Einem Bau begriffen. Alles ist in Verfall; Haus, Garderobe und Decorationen. Ich bin es meinen Erben schuldig, alles wieder herzustellen, auch bin ich fest entschlossen, nicht mehr Vortheil vom Theater zu ziehen, als ich jetzt habe, und allen weiteren Gewinnst an dasselbe zu verwenden.

Hamburg, den 29. Mai 1810. Ich bin für die Freimaurerei todt, denn ich habe endlich gefunden, daß sie in Deutschland nicht besser als in andern Ländern gedeihen wird. — Meine Theaterunternehmung wird mich freilich Anstrengung kosten, doch das Zutrauen, welches die hiesigen Schauspieler auf mein Wissen haben, die Menge der neuen Stücke werden mir viel erleichtern. Dazu kommt noch, daß ich schlechterdings nicht mehr von dem Theater gewinnen will, als es mir jetzt einträgt, und ich daher dem verkehrten Geschmacke zuweilen entgegentreten kann. Auch ich rechne mehr auf Anbildung, als Fertigfindung. Die Dame Hendel giebt einen Beweis von der Erbärmlichkeit des deutschen Kunstsinns. Wenn Unnatur die höchste Stufe der Kunst ist, so hat sie solche vollkommen erreicht. Wie glücklich ist *Seconda*⁷⁶⁾, daß er ohne Oper (der Pest des guten

Geschmacks!) sein kann. Doch wird sie hier nie die Hauptsache werden.

Kellingen, den 16. Juni 1810. Ihr Brief vom 4. Juni, mein theurer Br., den ich erst den 14. erhielt, hat mich etwas consternirt. Ich glaubte die Gardine schon in voller Arbeit. Es kann mir freilich nicht anders als angenehm sein, wenn Herr Matthäi⁷⁷⁾, als ein trefflicher Künstler bekannt, Hand anlegt; auch bin ich nicht geizig, doch muß ich bei den sehr großen Ausgaben, die mir bevorstehen, mit einiger Rücksicht verfahren. Doch, ich habe es ja mit billigen Männern zu thun. Ich unterwerfe mich allem unbedingt, was hierin geschieht, und werde mich herzlich freuen, wenn das Werk hier angelangt ist. Auf die Köpfe, welche sich vor diesem Vorhange versammeln werden, darf und kann ich keine Rücksicht bei meiner Entreprise nehmen, denn bei weitem der größte Theil ist verdreht. Ich lasse jetzt schon am Theater bauen, an sehr bequemen Ankleidezimmern und Vergrößerung der Garderobe.

Ich mag nichts über meine Entreprise bekannt machen. Ganz still will ich den Weg gehen, aber mit festem Schritte. Gefallen meine Theaterarbeiten, so ist viel für den besseren Geschmack geschehen, und „Pagenstreiche“ und „Pumpnickels“ möchten künftig schwerlich geduldet werden, so wie die Columbiaden⁷⁸⁾ und andere Guckkastenstücke. Ich thue beinahe auf ausgebildete (gewöhnlich verbildete) Talente Verzicht, und werde mich nur bemühen, Menschen mit natürlichen Anlagen zu bekommen. Noch ist Kraft in mir zur Bildung, und mir ist, ich würde nun besser spielen als je. An die Maurerei denke ich fast nicht mehr. Es sind zu viele unordentliche, zweideutige Menschen in unsern Bund gekommen, als daß er mich noch freuen könnte.

Kellingen, den 14. Juli 1810. Schwerlich kann mich große Unlust bei der Uebnahme des Theaters treffen,

da ich einen Direktor (Herzfeld) setze, der in allen Dingen die erste Instanz ist, von dem Alles ausgefertigt wird. Meine Beschäftigung ist: Wahl der aufzuführenden Stücke, Vertheilung der Rollen, Aufsicht und Unterricht bei den ersten Proben. Es macht überhaupt einen erstaunenden Unterschied, daß ich nicht mehr spiele, und durchaus nicht mehreren Vortheil, sondern minderen vom Theater nehmen will, als ich jetzt habe. Der Gehalt des Direktors soll der Theatercasse nicht zur Last fallen, nicht gedruckte Bücher, Correspondenz u. s. w. Hört nur der Druck der Zeit auf, so wird es schon gehen.

Hamburg, den 14. August 1810. Wie steht es mit dem Vorhange? Entspricht er unsern Wünschen? Wird er im September die Elbe herunterschwimmen? Der Himmel gebe, daß ihm die Fahrt nicht schade!

Sie glauben nicht, wie viele Hände ich schon jetzt zu beschäftigen habe: 5 neue Opern sind bereits 5 Musikern zur Composition gegeben worden.⁷⁹⁾

Hamburg, den 8. September 1810. Sie glauben nicht, mein theurer Br.! welche Freude mir Ihr letzter Brief gemacht hat, da er die Besorgniß hob, welche ich der Gardine wegen hegte, und zugleich erfahre, daß sie meinen Wünschen entsprechen wird. Möchte sie auch wohlbehalten ankommen. Prof. Meyer ist vor einigen Tagen nach Hause gekommen. Er war bei mir, als ich Ihren Brief erhielt, und grüßt Sie herzlich. Im Vertrauen: seine Reise war eine theatralische auf meine Kosten, sie hat leider nur negativen Gewinn getragen.⁸⁰⁾ Ihr Karl wird doch noch ein Jahr in Leipzig bleiben? Ich hatte vergessen, daß ich Briefe über Berlin schicken und bis dorthin frankiren kann. Ich will den Versuch mit diesem Wege machen. Sonst kann man von hier nur bis Braunschweig frei machen. Unser politischer Zustand wird von Tag zu Tag schlimmer — man befürchtet

noch schreckliche Dinge. Meine Entreprise beginnt zu einer bösen Zeit.

NeUlingen, den 29. September 1810. Ich bin nun mit meinem künftigen Theater, bis auf eine — allenfalls zu entbehrende — zweite gute Sängerin in Ordnung. An die Verbesserung des Hauses hab' ich den Sommer viel gewendet; nun arbeiten Maler und Schneider unablässig, wozu ich Materialien aus Frankfurt kommen ließ. Ich möchte wohl die Zeichnung des Tempels der Vesta von Br. Winkler haben, den ich zu einem Trauerspiele bedarf. — Ich kenne den erschrecklichen „24. Februar“ von Werner aus einer Recension. Dem Tollhäusler ist Villo's „unglückliche Neugierde“ noch nicht schrecklich genug gewesen.

Die Freude Ihrer Familie bei der Predigt Ihres Sohnes muß himmlisch gewesen sein. Gott gebe Ihnen noch viele solche Augenblicke. — Schließt Rußland bald Frieden, so theile ich Ihre Besorgnisse nicht. Endlich endet Alles, und ich hoffe in 6 Monaten noch Manches zu erleben. Lassen Sie mich doch wissen, ob Sie für meine Briefe über Berlin etwas bezahlen. Die herzlichsten Grüße von meiner gesunden Frau an die Ihrigen. Nie war ich so sehr an den Schreib-tisch gefesselt, als jetzt.

Hamburg, den 17. November 1810. Jeden Morgen sehe ich nach der Witterung. Ich fürchte, der Winter bringt die Elbe zum Erstarren, ehe die Gardine in Hamburg ist. Das wäre übel! — Nun liegt die eiserne Hand schwer auf unserer Gegend. Ich kann meinem Herzen nicht Lust machen. Diese Zeit rechtfertigt den Atheismus. Ich hätte zu keiner unglücklicheren Zeit das Theater übernehmen können.

Hamburg, den 28. November 1810. Seit ehegestern hat sich hier der Frost eingestellt, und ich bin wegen des Vorhangs sehr bekümmert. Wenn ich nur wüßte, ob die

Elbe im März schiffbar sein wird; vor der Mitte des März bedarf ich seiner nicht. Zur Noth kann ich ihn noch etwas länger entbehren, denn ich lasse in diesem Augenblicke noch einen zweiten, simpeln Vorhang malen, um den guten zu schonen. Nach meinem Wunsche möchte gar nichts über den Vorhang gedruckt werden, da es aber die daran arbeitenden Künstler gern sehen, so wünsche ich nur, daß ich fast gar nicht dabei genannt werden möge.

Sie können denken, in welcher Lage die hiesige Handelsstadt ist. Ein Bankerott folgt dem andern. Die Einquartierung und andere Abgaben saugen vollends das Mark aus. Und keine Hoffnung besserer Zeit — das ist schrecklich!

Hamburg, den 19. December 1810. Ich lege ein Packet für den Br. Theodor Winkler bei. Es sind dramatische Arbeiten. Um ihm meine Achtung zu beweisen, hätte ich sie gern, gern genommen, aber ich kann nicht.

Ich mag Ihnen nichts von der schrecklichen Lage schreiben, in der wir uns befinden, die gestern noch schrecklicher geworden ist.⁸¹⁾

Die Hand ist mir lahm von 25 diesen Vormittag geschriebenen Briefen.

Hamburg, den 8. März 1811. Ich muß bekennen, gel. Bruder, Ihr Brief fiel aus meiner Hand, da ich die ungeheuern Kosten der Gardine las. Ich hatte eine Ahnung und bat Sie schon längst, sich nach dem Preise zu erkundigen. Es geht mir wahrlich sehr übel. Ich sollte doch denken, die Herren könnten für alle dortigen Ausgaben mit 100 Friedrichs-d'or zufrieden sein. Ich habe ja dann noch immer den Transport zu bezahlen! Kamberg⁸²⁾ in Hannover wollte nur 300 Thaler (aber seine eigene Idee ausführen) — das hielt ich für theuer, und nun —! Ist es meine Schuld, daß so

lange mit der Arbeit gezügert, Feuerung und Licht gebraucht wurde? Ich hoffe von der Billigkeit jener Herren, daß sie sich mit 100 Friedrichsd'or begnügen werden. —

Die durch einen (contractbrüchigen) Schurken erledigte Stelle eines Vaters ist wieder besetzt und das Personal in Ordnung. Möge es auch gut sein, oder gut werden. Ein Glück, daß ich ein neues Repertoire habe; viele, viele Stücke sind von der Censur untersagt worden.

Hamburg, den 19. März 1811. Gestern, mein theurer Br., ist die Gardine angekommen, ausgepackt und von miresehen worden. Sagen Sie in meinem Namen den Künstlern herzlichsten Dank. Die Ausführung stimmt vollkommen mit meinem Ideal überein. Gern würd' ich den Künstlern selbst schreiben, aber ich bin wie ein geheizter Hase. — Will Herr Matthäi nichts ablassen, gut, so habe ich nebst der Auslage des Br. Winkler 122 Frdr. d'or zu entrichten.

Mir geht es schlimm. Man will das französische Theater auf Kosten des deutschen heben, droht mit Aufhebung des Privilegiums, verbietet die besten deutschen Stücke. Nur mit Mühe hab' ich ein Trauerspiel von mir losgemacht. Wenn man mich nicht von meinem Eigenthum jagt, und die Einnahme auch noch so groß wird (in dieser verarmten Stadt!), so kann ich froh sein, wenn ich mit 10,000 Thalern Verlust frei komme. Es soll auch schon irgendwo geschmiert sein, daß man sich von meiner Unternehmung nicht zu viel versprechen möge, ich würde schwerlich mit dem Geiste der Zeit fortgerückt sein. Noch ist mein Körper gesund, aber mein Gemüth leidet sehr, und wird des Körpers Herr werden.

Hamburg, den 5. April 1811. Der Vorhang gefällt, einige Krittkler abgerechnet. Empfehlen Sie mich den Künstlern. Ist ihnen mein Beifall etwas werth, so haben sie

den vollkommensten. Meine Geschäfte drücken mich nieder. An die Freimaurerei denke ich nicht.

Hamburg, den 26. April 1811. Bald kann ich den Kopf über Wasser halten, gel. Br., indem vom Mai an nur 4 Mal die Woche gespielt wird. Das Geld an die Künstler ist längst bezahlt und wahrscheinlich schon in ihren Händen; behalten Sie die Skizze.⁸³⁾

Seit dem 1. April hatte Schröder die Bühne wieder übernommen; die ganz kurzen, hastigen Billets, die jetzt eintretende Pause in der Correspondenz (Schröder's nächster Brief ist vom 16. October 1811 datirt) sind redende Zeugnisse für die ungeheuere Arbeitslast, welche der Siebenundschiezigjährige auf seine Schultern geladen hatte.

Leider sollte der Erfolg in keiner Weise den Erwartungen Schröder's entsprechen; schon nach Jahresfrist legte er die Direction wieder nieder. Es ist hier nicht der Ort, die Ursachen dieses Misgeschickes eingehend zu erörtern; man lese sie in Meyer's Biographie des Künstlers, oder im zweiten Bande der „Denkwürdigkeiten“ F. L. Schmidt's nach, welcher letztere als Inspector der Garderobe unter Schröder fungirte und, als Augenzeuge aus nächster Nähe, ebenso gerecht wie klar urtheilt.

Die vielbesprochene, so dringend herbeigewünschte Gardine aber sollte — o Ironie des Schicksals! — der erste Stein des Anstoßes für Schröder werden, denn kaum hing dieselbe einige Tage an ihrer Stelle, als der Director Herzfeld von der französischen Behörde den Befehl erhielt: bis zum nächsten Tage die auf dem Vorhangsgemälde sichtbare allegorische Figur des mit Füßen getretenen „Lasters“ überpinseln zu lassen, da dasselbe — dem Kaiser Napoleon ähnlich sehe!

Dem Befehl mußte Folge geleistet werden; von jetzt an aber faßte die französische Censur das Theater noch schärfer in's Auge als zuvor, und Chicanen häuften sich auf Chicanen. Der folgende Brief läßt einen Einblick thun in Schröder's verzweifelte Stimmung.

Hamburg, den 16. October 1811. Noch lieg' ich nicht auf dem Krankenbette, mein theurer Br., noch leb' ich.

Wie es aber zwischen hier und Ostern mit mir stehen wird, weiß Gott. Meine Gesundheit ist durch Verdruß, Kummer und Unheil aller Art untergraben. Und wenn ich diesen Winter eine unerhörte Einnahme habe, so bin ich doch froh, wenn ich gegen 12,000 Thaler Verlust frei komme. Ich habe nicht gelebt, um Geld zu sammeln; der Abgrund Kellingen hat viel verschlungen, daher zwingt mich jener Verlust zu großer Sparsamkeit, besonders da ich den Pacht des Theaters heruntersetzen muß, um es los zu werden. Auf Ostern ziehe ich mich zurück; die Fortsetzung würde mein Leben kosten. Mich drückt die Regierung, die Censur, die Schauspieler und Sänger, und der Geschmack. Täglich geht eine neue Unannehmlichkeit vor. O wie sehr werde ich für die Thorheit bestraft, nützen zu wollen! Und wer weiß, was mir noch bevorsteht! Was man künftiges Jahr zum Besten eines französischen Theaters, das nun nicht existirt, thun wird! Ob mein Eigenthum gesichert bleibt! Ob mein Haupt-Capital, das ich in Mecklenburg stehen habe, nicht verloren geht! Ich habe Kellingen, das mich über 40,000 Thaler kostet, für 14,000 mit den Mobilien verkaufen wollen. Kein Mensch will es. O, wäre doch der 1. April schon da!

Hamburg, den 6. November 1811. Jetzt nur noch fünf Monate — so bin ich der Centnerlast entledigt. Ob ich nicht wage, in meinem Eigenthum gekränkt zu werden, muß ich dem Schicksal überlassen. Das Eigenthum freiwillig aufgeben, hieße: mich freiwillig zum Bettler machen. Mein Landwesen in Kellingen kann ich nicht los werden. Mich dort zurückzuziehen und mich einzuschränken, ist mein Loos. Wenn nur Mecklenburg und Holstein nicht zu zahlen aufhören, so wird es noch immer erträglich sein. Ich freue mich, daß es Ihnen und Ihrer Familie wohlgeht; auch mein Trost ist, daß meine Frau sich jetzt ziemlich befindet. Seit langen Jahren hab' ich meinen letzten Geburtsabend (zum

ersten Male) nicht in meinem Hause zugebracht. Herzlichsten Dank für den Antheil, den Sie an solchem nehmen.

Die neue Gardine ist fast gänzlich ruinirt, weil keine Streifen herunter gesetzt sind, an denen man die Ringe näht, und die Leinwand zu dünn ist. Was Sie mir schicken, muß über Leipzig gehen; von Berlin bleiben die unschuldigsten Pakete, als Musik u. s. w. wochenlang auf der Grenze liegen.

Hamburg, den 18. December 1811. Mein Verdruß häuft sich mit jedem Tag, und die Einnahme wird immer schlechter. Geht es so fort, wie die letzten 4 Wochen, so verliere ich gewiß über 40,000 Mark. Alles was gegeben wird, gefällt, aber das Haus bleibt leer. Noch geht es mit meiner Gesundheit.

Kellingen, den 8. Januar 1813.⁸⁴⁾ In Dänemark geht es wie in Mecklenburg; man will mir für meine Interessen Bankozettel geben, die keinen Werth haben. Doch stärkt mich und Mehrere die Trösterin Hoffnung.

Wenn Sie Ihrem Sohne nach Wien schreiben, so bitte ich ihn, sich zu erkundigen, ob nicht seit einem Jahre zwei Schauspiele: „Adelheid von Salisbury“ und „Advocaten Spiegel“, und mit welchem Erfolge, sind aufgeführt worden? Graf Palffy⁸⁵⁾ ließ mir keine Ruhe, bis ich sie ihm schickte. Er meldete mir den Empfang, und seitdem kein Wort weiter. Was könnte Wien jetzt werden!! —

Ueber den Krieg schreibe ich Ihnen nichts. Wir haben hier nur die lügenhaften Berichte der Russen und Engländer. Leider scheint es aber nach unserm 29. Bulletin gewiß, daß eine der furchtbarsten Armeen, die es je gab, zu Grunde gerichtet ist. Es ist indessen mein Trost, daß sie noch immer stark genug ist, sich den Fortschritten der Russen zu widersetzen, und daß das Genie unseres großen Kaisers eben so furchtbar, als seine Macht ist. Sonderbar,

daß eingetroffen ist, was Friedrich II. sagte: Es ist leicht, in Rußland einzurücken, aber schwer, wieder herauszukommen. — Gott gebe uns Frieden!⁸⁶⁾

Kellingen, den 12. März 1813. Traurig macht mich die Abreise Ihrer Königl. Familie aus Dresden, denn ich kann mir nur Eine Ursache denken. Ich fürchte ein böses Schicksal für Sachsen!

Wie sehr hat sich Alles seit Ihrem Briefe vom 4. Februar geändert! Seit dem 24. Februar, da der heillose Pöbel die Douanerie und den Detroi aufhob, und die Conscriptirten befreite, entfernten sich die Civilbeamten nach und nach; der Staatsrath Graf Chaban⁸⁷⁾ bezog ein Quartier in Altona, auch der sehr franke (und sehr brave) Präfect hat sich dorthin bringen lassen. Dänische Husaren und die Bürgerschaft stellten die Ruhe wieder her, die seitdem herrscht. Es war ein großer Fehler der Regierung, daß am 24. die Besatzung kaum 200 Mann stark war. Man hat noch 14 (Ruhestörer) erschießen wollen, aber da der Pöbel wieder unruhig wurde, es weislich unterlassen. Diesen Mittag hat uns nun auch das Militär (circa 600 Mann) verlassen; der Kommandant hat mich einige Male in Kellingen besucht. Ich grüße Sie wieder als ein freier Mann! Uebermorgen erwartet man die Russen! Die Veränderung der Dinge seit sechs Monaten sieht einem Traum ähnlich.

Kellingen, den 2. April 1813. Da Dresden jetzt hoffentlich von seinen Freunden befreit ist [die sich ein immerwährendes Denkmal durch die Brücke⁸⁸⁾ erbaut haben] so sende ich dieses Brieflein an Iffland, um es Ihnen zu übermachen. Auf demselben Wege können Sie mir antworten. Ich bin höchst begierig, zu erfahren, wie es Ihnen geht, ob Dresden gelitten hat, wie die Sachsen gestimmt sind, ob Wittgenstein's trefflicher Aufruf auf sie gewirkt hat. Unge-

achtet der großen Wahrscheinlichkeit, daß die gerechte Sache siegen wird, ist mein Herz dennoch beklommen, und ich kann nicht an dem hiesigen allgemeinen Jubel Theil nehmen. Ich behaupte noch immer: unser Heil muß uns Frankreich schaffen; ihm müssen endlich die Augen aufgehen.

Noch habe ich von der Trauerfeierlichkeit über Wieland⁸⁹⁾ nichts bekommen. Wieland war der erste Lobposauner des großen Korsen, das hat mich immer gewurmt. Auch mag er ihm bei der Unterredung wohl manche Schmeichelei gesagt haben, um das Zeichen der Légion d'honneur zu bekommen.⁹⁰⁾ Wir sind gesund. Ich komme ungeachtet der Veränderung in Hamburg nicht öfter als vorher dorthin. Ist der Weg von Dresden nach Berlin offen, so können Sie mir Alles durch Iffland sicher schicken.

Möchten meine heißen Wünsche für Ihr und ganz Sachsens Wohl etwas vermögen!

Kellingen, den 22. April 1813. Welche Freude überfiel mich, mein theurerer Br., da ich am 19. einen Brief von Ihrer Hand erblickte, da mir der faule Iffland nicht geantwortet hat, und ich besorgen mußte, daß er meinen Brief hatte liegen lassen. Wie ist es möglich, daß Ihr König nach der schändlichen, unnützen Verwüstung der Brücken, dennoch bei jener verruchten Parthei bleiben kann! Aber ich hoffe, das Volk und die braven Truppen werden handeln wie York und ihm wider seinen Willen dienen. O, wäre doch die Stimmung aller Deutschen, wie sie hier ist! Und dennoch könnte noch mehr geschehen. Noch schlendern hier tausende herum, die dem Vaterlande dienen könnten. Aber ich hoffe, die unter Stein niedergesetzte Commission⁹¹⁾ wird wirken. Das Neueste, was wir von Dänemark wissen, ist, daß es mit 10,000 Mann das hiesige Elbufer schützen und sich darauf beschränken will. Ich hoffe jedoch, daß Alexander mehr bewirken wird. Briefe gehen ungehindert nach England;

die Fahrt auf der Elbe findet nicht die mindeste Hinderung. Schicken Sie mir nur, was Sie wollen bestellt haben. Je mehr mein ganzes Wesen an Deutschlands Befreiung hängt, je mehr gräme ich mich über die Langsamkeit der Operationen. Ein Corps von 15,000 Mann hätte längst ganz Hannover und einen Theil von Hessen unter die Waffen bringen können. Man hat den Vicekönig⁹²⁾, der keine 40,000 Mann haben soll, ravagiren lassen, und den Wüthrich Davoust im Hannöverschen, der kaum 8000 Mann hat. Wartet man etwa so lange, bis Bonaparte die Truppen aus Spanien an sich zieht und mit 150,000 Mann erscheint? Von den Schweden sind erst 6000 Mann da, von den Engländern noch nichts. Wallmoden, der sich bei dem Einmarsche der Franzosen ins Hannöversche nicht gut benahm, ist an die Spitze gestellt. Geschieht nicht bald etwas von Wichtigkeit, so wird der größte Theil von Deutschland verheert. Ob noch viele sächsische Truppen unter Bonaparte sind? Möchte den General Thielemann⁹³⁾ ein deutscher Geist beseelen, und er für Sachsen und ganz Deutschland thun, was sein König verweigert. Es kann kaum fehlen, daß wenn es so bleibt, Sachsen feindlich wird behandelt werden, und das verhüte Gott! Der Kaiser⁹⁴⁾ hat an unserm Commandanten Tettenborn einen trefflichen Mann!

Kellingen, den 7. Mai 1813. Ich habe nicht allein Ihr Packet, sondern auch Ihren Brief vom 29. richtig empfangen. Allein ich besorge, daß meiner vom 22. April nicht in Ihre Hände gekommen ist, darum schlage ich diesen an einen andern Mann in Berlin ein, da Iffland nicht so höflich gewesen, mir zu antworten. Seit 10—12 Tagen herrscht Todesangst in Hamburg, daß die Franzosen ungeachtet aller Gegenanstalten dennoch über die Elbe kommen würden, (hierbei ein Volksblatt über die hiesigen Vorfälle vom 5. Mai,) doch vermindert sich nun diese Furcht, da die Schweden

endlich näher rücken, der Kronprinz den 1. Mai angekommen ist, und die Dänen ihre Kanonenböote mit den hamburgern vereinigt haben, die Elbe frei zu erhalten. Welch ein unabsehliches Elend hätte diese Gegend erlitten, wenn Davoust 30,000 Mann commandirte, dahingegen 10,000 Mann vor 4 Wochen geschickte Truppen von unserer Seite nicht allein alles Unglück auf dem jenseitigen Elbufer verhindert, sondern wenigstens 20,000 brave Hannoveraner in kräftige Bewegung gesetzt hätten! — Gestern glaubte man noch nicht, daß eine Hauptschlacht in Ihrer Gegend vorgefallen sei. Bei dem Worte Hauptschlacht zittert mein Herz, wenn ich die Möglichkeit denke, daß Bonaparte siegen könne. Wäre nur Kutusow⁹⁵⁾ schon an der Spitze, und wäre ich an Thielemann's Stelle, oder vielmehr, könnte ich ihm befehlen! Ich zweifle, daß Ihr König sich vor der ersten Schlacht erklärt. Sie finden, daß hier Vieles geschehen ist? ich nicht. Für eine Stadt von 100,000 Menschen ist die freiwillige Schaar von 3000 nicht bedeutend, ebenso wenig die Beiträge für die Legion, die bis jetzt kaum 30,000 Thaler betragen. Ich nehme einen gewissen Hansst aus, der allein gegen 10,000 Thaler gegeben hat. Hätte Jeder nach Proportion so viel gethan, als ich, so wär' eine ganz andre Summe beisammen. Lobenswerther Muth ist in den Freiwilligen. Möchten sie geschont werden, bis sie mehr Uebung haben, damit die Uebrigen nicht abgeschreckt werden.

Kellingen, den 4. Februar 1814. Ich ergreife eine Gelegenheit, den Drang meines Herzens zu befriedigen, und Erkundigung von Ihrem Leben, von Ihrem Befinden und von Ihren überstandenen Leiden einzuziehen. Wie oft, mein theurer Br., mögen Sie in Todesgefahr gewesen sein! Möchte ich doch bald von Ihnen erfahren, was ich so sehnlich wünsche, daß die Uebel nicht so groß waren, als meine Einbildungs-kraft sie schuf! Mein Vermögen leidet in diesem Jahre

wieder außerordentlich, aber wir sind gesund. Seit dem 14. December beherberge ich russische Generale, aber nie ist mir eine Ausgabe werther gewesen, als diese. Sterbe ich nicht durch sie als ein freier Deutscher? Und nun, wie viel leichter werden mir diese Kosten, diese unruhige Lebensart, da die Anwesenheit dieser Freunde auch Ursache ist, daß ich in dem General Bennigsen einen unveränderten Jugendfreund wiedergefunden habe! Wir kennen uns von 1763 bis 1773. Er ist der liebenswürdigste Greis, den ich je gesehen habe.⁹⁶⁾ Möchte er nur bald das unglückliche Hamburg erlösen, aber dazu, fürchte ich, ist seine Armee zu schwach. Mir entsinkt die Feder, da ich Ihnen die Greuel des Wüthrich Etmühl schildern will. Ich besorge sehr, daß bei der künftigen Armuth Hamburgs unsere Logen sich nicht erhalten können. Sie sind durch diese unglückliche Periode in bedeutende Schulden gerathen.

Genug, ich sterbe nicht als Sklave!

Kellingens, den 7. Juni 1814. Die Nachricht, daß unsere Logen erhalten werden, wird hoffentlich Ihnen, mein theurer Br., und den dortigen B.B. Freude machen. Es sind 5000 Mark zusammengebracht worden, wovon 2000 zur Reparatur des Hauses und 3000 zur Bezahlung der Schulden gebraucht werden. Unser Großmeister⁹⁷⁾ ist dem Tode nahe, und bei dem Mangel eines zu der Stelle qualificirten Br. werden mir (da ich die Stelle nicht annehme) die Geschäfte auf dem Halse bleiben, wozu weder meine Neigung, noch mein Aufenthalt passen. Ich bin mit den Russen zugleich in Hamburg eingerückt. Meine Augen wurden nicht trocken, da ich die Verwüstungen der herrlichen Umgebungen sah. Und welch ein Mangel unter den Menschen! Nur der Kaufmann hat Hoffnung, sich wieder zu erholen. Man schwätzt, daß Sachsen seinen König verlieren und nicht selbständig bleiben wird. Ich besorge das nicht, aber ich

jittre vor neuen Ausbrüchen in Frankreich, und vor der Möglichkeit einer abermaligen Ueberschwemmung Deutschlands. Meinem Verstande will es nicht einleuchten, daß man reblich und weise gehandelt habe.

Hamburg, den 28. Juni 1814. Der noch bis vor 14 Tagen sehr unsichere Gang der Posten hat mich bis jetzt abgehalten, Ihnen, mein geliebter Br., fernere Nachricht von mir zu geben. Unsere Logen sind durch Geschenke einiger Brüder erhalten. Wir werden bis zum 11. Juli mit den Reparaturen des Hauses fertig, und werden an dem Tage das Johannisfest im Beisein Bennigsen's und noch zweier Generale feiern.⁹⁸⁾ Unser Großmeister wird schwerlich bis dahin leben. Ich gebe mir Mühe, den Senator Fänisch (dessen Vater Großmeister war) zur Annahme der Würde zu bereben. Schlägt er sie durchaus aus, so muß ich mich, so ungern ich es auch thue, wohl dazu bequemen, um das Ganze zu erhalten. Mit dem Tode des Großmeisters bekomme ich eine große Arbeit, indem er seit 3 Jahren alle Acten der großen Loge in die größte Unordnung hat kommen lassen. Meine Geisteskräfte nehmen sehr ab, aber möchten sie wenigstens noch ein Jahr so wie jetzt bleiben, um Ordnung in das Ganze bringen zu können. Ich bin so aufgebracht gegen Alles, was in der Politik vorgeht, daß ich nicht darüber schreiben mag. Wer weiß, ob nicht Bonaparte in Jahr und Tag wieder in Dresden ist. Ist er jetzt⁹⁹⁾ mehr von der Macht entfernt, als beim Ursprunge seiner Fortschritte?

Hamburg, den 26. Juli 1814. Vielleicht kann ich Ihnen bald ein Protokoll des Johannisfestes, bei dem 175 Brüder waren, und das der Wahlloge, in der ich einstimmig zum Großmeister gewählt wurde, schicken.¹⁰⁰⁾ Ich habe den Br. von Beseler zu meinem Deput. ernannt. Es ist ein großes Opfer, das ich den V.V. bringe; doch sie

scheinen es auch zu erkennen. — Noch hab' ich mich über den Frieden nicht freuen können, er richtet Deutschland vollends zu Grunde. Ist es wohl erlaubt, daß man das erschöpfte Hamburg und Holstein durch eine solche Einquartierung ganz ausplündert? Und sie wird bleiben bis zum Ende des Wiener Congresses, um entweder gegen Frankreich oder Deutschland zu sechten. Doch weg damit! Daß ich bei der Einquartierung, die seit dem 14. December hier und in Hamburg fortbauert, beträchtlich verloren habe, können Sie Sich denken. Dazu kommt, daß ich seit 2 Jahren keine Interessen von Holstein und Mecklenburg bekommen und bei dem Theater im vorigen Jahre zugesetzt habe. Ich bin indessen nicht am schlimmsten daran, und war im Stande unsere Logen zu unterstützen, die einer Unterstützung sehr bedurften. Die Reparatur des Hauses hat über 800 Thaler gekostet. Es ist aber auch nun brillanter als es je war. Den 28. Juli halte ich Trauerloge für Beckmann, der alles in großer Unordnung gelassen hat.

Hamburg, den 29. Juli 1814. Ueber 150 Brüder waren in der gestrigen Trauerloge. Die größte Nührung, welche ich hervorbrachte, hab' ich wieder Dresden und jetzt dem Br. Winkler zu danken, durch dessen Gedicht: „Die Weihe des Sarges“, welches ich zu dem Zweck geändert hatte.

Es ist allerdings für das Heil des protestantischen Deutschlands nothwendig, daß Preußen mächtig werde, aber was wird Weimar dazu sagen, und Oesterreich? Ich hoffe, die Norweger werden sich geben, wenn England sie nicht unter der Hand unterstützt.

Hamburg, den 11. October 1814. Ich habe Ihren Brief vom 19. September erhalten und werde den Wunsch Ihres Sohnes¹⁰¹⁾ zu rechter Zeit in Leipzig unterstützen. Sollte derselbe Gelegenheit haben, den Grafen Falffy ohne

Indiscretion an seine Schuld zu erinnern, so wird es mir lieb sein. Es ist sonderbar, daß ich mit den Weltbegebenheiten jetzt weniger zufrieden bin, als da ich noch Bonaparte's Sklave war! Damals hatte ich die feste Ueberzeugung, es könne nicht so bleiben, und es würde gut werden. Wohin ich aber jetzt sehe, finde ich es im Ganzen nicht gut. Mußten die Weltbeglückter dem Papst und dem König von Spanien nicht gleich zurufen: „Halt“?

Kellingen, den 15. November 1814. Ist Ihnen eine Brochüre „über die Folgen einer Vereinigung Sachsens und Preußens“ u. s. w. bekannt? Nach dieser hat sich Friedrich August sehr strafbar gemacht, und diese Vereinigung muß Sachsens Wohl werden. Von hier sind 20,000 Mann Landwehr abmarschirt, aber es bleiben noch 40,000 Mann, an deren Ausbruch noch nicht gedacht wird. Ich kann mich von der traurigen Ahnung nicht losmachen, daß uns ein Krieg mit Frankreich bevorsteht. Eine Schrift über die Centralverwaltung der Verbündeten giebt Licht über die Gesinnungen einiger deutschen Fürsten.

Ohne Datum. Ende März 1815. Müssen die Völker denn immer für die Sünden der Herrscher büßen? Die Theologen, welche bei des Ungeheuers¹⁰²⁾ Fall so hoch triumphirten, kommen mit ihrer weisen Weltregierung — wenn es jetzt auch nur 1000 Menschen kostet, — sehr in's Gedränge.

Hamburg, den 30. Juni 1815. Die Freude der Hamburger über die großen Siegesnachrichten¹⁰³⁾ ist ohne Grenzen. Ich halte indessen die Sache noch nicht für geendet. Auch wär' es nicht gut. Erst müssen noch 100,000 der Empörer bluten. Ich reise den 7. Juli nach Memdorf, wo ich bis zum 1. August bleibe.

Kellingen, den 15. August 1815. Ich bin krank aus dem Bade zurückgekommen und habe überdieß das Unglück

gehabt, dort in den letzten Tagen ein oft verletztes Schienbein¹⁰⁴⁾ neuerdings zu verletzen. Ich muß deshalb die größte Zeit des Tages auf dem Sopha zubringen und werde von mancher nothwendigen Arbeit abgehalten. In meiner Abwesenheit ist leider hier fast gar nichts geschehen. Ich fürchte, daß mit meinem Tode der ganze Bau zertrümmern wird.

In Frankreich scheint es nicht zu gehen, wie Deutschland zu fordern berechtigt ist; ich glaube, daß dort die Saat der Uneinigkeit unter den Allirten gestreut wird. Ist es nicht sonderbar, daß der entscheidende Sieg am 18. bloß durch Protestanten erkämpft wurde?

Hamburg, den 12. September 1815. Man schwätzt hier, daß ganz Sachsen an Preußen kommen und der König in Italien entschädigt werden wird. Ich wünsche es, aber es scheint mir nicht glaublich.

Kellingen, den 18. Januar 1816. Sie werden verschiedene neue Ansichten¹⁰⁵⁾ bemerken. Halten Sie mich aber nicht für so unweise, daß ich glaube, alles Dunkel aufgeheilt zu haben. Sie wissen, daß ich Herder'n Vieles zu danken habe. Nun er todt ist, kann ich ihn (was er im Leben nicht wollte) als meinen Gewährsmann über manche Dinge anführen, die ich sonst nicht beweisen kann.

Wenn ich mit dem Ritual fertig bin, so ist mein maure-risches Tagewerk gethan, und dann muß ich mein Haus bestellen. Noch mancherlei hab' ich hier zu thun, um ganz ruhig scheiden zu können.

Hamburg, den 22. März 1816. Es ist mir lieb, daß Winkler¹⁰⁶⁾ Ihnen von meinem Theatertram Nachricht gegeben hat. Wenn ich ihm das Ganze schicke, werd' ich einige Bemerkungen über meine neue Autorschaft beilegen. Die mehrsten Arbeiten sind Skizzen; Sie sollen erfahren, warum sie es wurden.

Die aus Schröder's Briefen an Böttiger mittheilenswerthen Stellen sind zu Ende; es folgen nur noch wenige kurze Briefe, in denen meist maurerische Angelegenheiten verhandelt werden. Der letzte trägt das Datum des 22. Mai 1816; von geistiger oder körperlicher Ermüdung zeigt er keine Spur.

Und doch waren die Tage des Patriarchen von Kellinggen gezählt; der Veinschaden, an dem er erkrankt war, nahm eine immer gefährlichere Ausdehnung an — Schröder starb am 3. September 1816. Seine letzten Lebenstage hat F. L. Schmidt in wahrhaft ergreifender Weise geschildert.

Angedeutet wird Schröder's Tod in unserm Quartbände von dessen Briefen durch das Vorhandensein eines Schreibens Böttiger's an Schröder, welches vom 1. September 1816 datirt ist und folgendermaßen lautet:

„Mit tiefer Betrübniß vernehme ich von mehreren Seiten, wie hart Sie durch Krankheit angegriffen sind. Tausend Wünsche und Gebete steigen für Sie empor. Denn wenn Sie durch Ihre unermüdete Wohlthätigkeit auch hier, wo das Unkraut mehr wuchert, als der Weizen, viele Undankbare machten, so fehlte es doch wahrlich auch nicht an tieffühlenden Dankbaren. Und darunter gehöre ich und mein Sohn, der Ihnen dies übergeben soll. Möge ihm auf dieser Erde noch das Glück zu Theil werden, seinem väterlichen Wohlthäter die Hand zu drücken und aus Ihrem Munde die letzte Weihe zu empfangen! Sie versprochen mir einst, mir mitzutheilen, was Sie selbst über Ihr früheres Leben geschrieben hätten. Ich wage es, mein ehrwürdigster Br., Sie daran zu erinnern. In treuere Hände, als in die meines Sohnes, könnten Sie es nicht geben.

Erst wenn ich weiß, daß Sie, uns auf's Neue geschenkt, Zeit und Lust haben, von Angelegenheiten unseres Bundes zu hören, werde ich Ihnen darüber mehr schreiben. Dadurch,

daß Br. v. Zeschau Großmeister, Br. v. Teubern sein treuer Expedient ist, wurde für Sachsen die wahre alte Maurerei, deren Wiederhersteller Sie sind, auf feste Basis gestellt.

Gott stärke Sie und erhalte uns den Mann, dem Wahrheit Alles ist!"

Der Adressat hat diese Zeilen nicht mehr gelesen.

Wir blättern weiter in unserm Quartbande — und unser Blick fällt auf den von Christine Westphalen (geb. v. Arx) gedichteten „Prolog zur Todesfeier Schröder's; gesprochen im Hamburgischen Stadttheater am 28. September 1816 von Madame Unzer“, Schröder's Nichte („Hamburger Morgenblatt“, Nr. 120, vom 5. October 1816); den Beschluß machen drei Nummern der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage Nr. 123, 124, 125 vom 10., 12., 15. October 1816), in denen ein sehr herzlich geschriebener Nekrolog Schröder's von Böttiger steht; eine Arbeit, welche weit werthvoller ist als das Geschwätz in der „Minerva“.

Auf seine Weise mag Böttiger wirklich eine gewisse Liebe zu Schröder gehegt haben, dem er ja auch zu so vielem Danke verpflichtet war. Die an einen Todtfranken gerichtete Bitte um die Aushändigung seiner Selbstbiographie ist freilich wieder echt Böttigerisch taktlos.

Schröder hat auch hier, wie so oft in seinem Leben, sein großes Herz mit rückhaltslosem Vertrauen an einen Mann gehängt, der in keiner Weise ein warm-sympathisches Andenken verdient. Möchte man nun auch fast bedauern, daß Schröder den reichen Schatz seines Innern grade einem solchen „Ubique“ erschließen mußte, so kann doch der Contrast höchstens den herrlichen Eindruck erhöhen, den Schröder's Briefe auf den Leser machen; jedenfalls haben wir uns sehr lebhaft Glück zu wünschen, daß diese Briefe überhaupt geschrieben, und daß sie uns erhalten wurden. Denn das edle Gemüth eines der besten Männer Deutschlands tritt

uns aus ihnen entgegen: der unübertroffene, nie erreichte Künstler; der ausgezeichnete Dramaturg; der feine Beobachter des Bühnenspiels; der unbestochene, unbedingt zuständige Geschmacksrichter über alle Leistungen auf dem Gebiete der Schauspielkunst; der auch in seinen Irrthümern — wie sie bei der Wiedernahme des Theaters 1811 zu Tage treten — immer von edeln, sittlichen, guten Beweggründen ausgehende Mensch; der treue Freund; der stets opferwillige Wohlthäter; der beharrliche Regenerator und Organisator des Freimaurerwesens; der grade, offene Mann von Wort; der rastlos — sei es auf künstlerischem, sei es auf freimaurerischem Gebiete Thätige; der stets nach Vervollkommnung Strebende, nach „mehr Licht“ Ringende — „dem Wahrheit Alles ist“!

Und über all Diesem — steht Schröder der Patriot, der Vaterlandsfreund, der echt deutsche Mann, der — von bangen, leider nur zu gerechtfertigten Todesahnungen gequält — Trost und Glück in dem Gedanken findet: „daß er wenigstens nicht als Sklave stirbt“ — eine Gesinnung, deren Adel, Würde und Deutsdheit manches, manches gekrönte Haupt aus jenen trüben, und doch so erhebenden Tagen beschämt.

Erfüllt uns solchergestalt der Einblick in diese Briefe mit höchster Achtung vor dem Charakter, dem sittlichen Werthe dieses Mannes; — müssen wir seine rastlose, bis zum letzten Hauche ungebroschen gebliebene Arbeitskraft bewundern (seine Thätigkeit bei Wiedernahme des Theaters ist fast fieberhaft; wie beschäftigt ihn nicht die Eine Vorhangsangelegenheit; wie ist er nicht bemüht, sein Personal zu vervollständigen, das Haus, die Decorationen, die Garderobe und tausend Nebendinge in den möglichst vollkommenen Stand zu setzen!) —; so entgeht uns auf der andern Seite nicht die zu weit getriebene, wenn auch bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigte Abneigung gegen „Guckkastenstücke“ (zu denen er leider auch Schiller's „Tell“ rechnete); der Meister

der schauspielerischen Form legte — mit Recht — hohen Werth auch auf die theatralische Gestalt und Bühnenwirksamkeit dramatischer Arbeiten, wengleich er oft deren Kern, um der Schale willen, unterschätzen mochte, wie ihm dies mit „Göz von Berlichingen“ begegnete. Ja, in dem Zuge, daß Schröder'n Schiller's „Wallenstein“ von dem Augenblicke an ein ganz gleichgültiges Ding ist, wo er weiß, daß er nicht die Titelrolle spielen wird: darin könnte man sogar einen komödiantischen Anflug, im übeln Sinne des Wortes, erblicken.

Doch — das ist Menschennatur; wer unter uns ohne Sünde ist, werse auf Friedrich Ludwig Schröder den ersten Stein. Gewiß war er nicht von Fehlern frei; dennoch dürfen wir uns freuen und dürfen stolz sein, daß er ein Deutscher war; dürfen ein behagliches Genügen darin finden, das Bild dieses edeln Mannes zu betrachten, wie es uns auch hier wieder, in den mitgetheilten Briefen an R. A. Böttiger, schön und erquicklich entgegentritt.

Anmerkungen.

1) Er starb am 10. Februar 1835 als Bibliothekar der Herzogin von Sagan.

2) Intervention der verblindeten Mächte in Frankreich gegen die Revolution.

3) „Schreiben an die Mitglieder seiner Schaubühne, von F. L. Schröder“, datirt Hamburg, den 13. April 1795. Er meldet darin, daß er Ostern 1796 als Director und Schauspieler vom Theater Abschied nehmen wolle.

4) Es geschah nicht. Vergleiche den folgenden Brief, vom 11. April 1795.

5) Englische und namentlich französische. Es wimmelte damals in Hamburg von Emigranten.

6) Den Pensionsfonds des hamburger Stadttheaters, der bis heute Schröder's Namen trägt, hatte dieser am 9. März 1793 begründet. Laut Kassenabschluß vom 23. October 1797 hatte Schröder bis dahin 17,729 Mark 6 Schilling (hamburger Courant) zu der wohlthätigen Anstalt beige-steuert.

7) Vgl. Wieland's „n. t. Merkur“, 5 St., Mai 1795, VII, S. 94 fg. „Epilog, Freitags den 27. März am Schlusse der Schaubühne gesprochen von Schröder.“ Als Fußnote S. 95: „Auszug eines Schreibens aus Hamburg vom 4. April“, mit der Nachricht: Schröder werde sich „nur noch ein Jahr der Direktion der vaterländischen Schaubühne widmen“.

8) Auf ein Gesuch: fortan auch an Sonn- und kleinen Feiertagen Schauspiele geben zu dürfen, sowie um die endgültige völlige Freigabe der damals erst vorläufig und von 14 zu 14 Tagen an

Sonn- und kleinen Festtagen bewilligten Concerte. Es waren dies sogenannte „musikalische Akademieen“, welche Schröder zur Hebung des Pensionsfonds eingerichtet und deren Ertrag er diesem Fonds ein für allemal überwiesen hatte.

9) Man sieht, auch die „Strikes“ sind „schon dagewesen“, wurden aber früher durch sehr drastische Mittel beigelegt; die Räbelsführer wurden eingesteckt, die Uebrigen der Stadt verwiesen. In den alten hamburger Zeitungen findet man oft lange Proscriptionslisten mit den Namen der „Strikenden“, die der Magistrat „zur Warnung“ bekannt machte.

10) Die Oberalten, bis 1528 als älteste Kirchenvorsteher nur mit der Sorge für das Wohl der Kirche betraut, waren seitdem als permanenter Ausschuß der Bürgerschaft, zur Wahrung der Rechte derselben dem Senate gegenüber, constituirt. Diese Einrichtung blieb bestehen bis 1859.

11) Jenes „Abdankungsschreiben“ vom 13. April 1795.

12) „Herrn F. L. Schröder's, Directors des deutschen Schauspiels in Hamburg, Schreiben an die Mitglieder seiner Schaubühne. Mit einigen Anmerkungen“ (Hamburg, gedruckt und zu haben bei Konrad Müller, 1795. Zwei Auflagen).

13) Albrecht Wittenberg, dieser berühmte Scribent (geboren in Hamburg am 5. December 1728, gestorben daselbst am 13. Februar 1807), hatte freilich viel bei Schröder auf dem Kerbholze, der ihm die Charakteristik im „Allg. Dtsch. Wochenbl. zur Ehre der Lektür“ (VI St., Hamburg, Donnerst. 12. May 1774, S. 89 fg.), ferner seine „Briefe über die Ackermann'sche und Hamon'sche Schauspielergesellschaft in Hamburg“ (Berlin und Leipzig 1776), und manche andere durch Druckerschwärze verübte Bosheit (mit Recht) nie verzeihen konnte.

14) Im Original steht: „über“, jedoch gemeint sein kann nur jener gegen das französische Theater polemisirende Aufsatz Böttiger's im „Merkur“, a. a. D.

15) Marie Luise Antonie Lange, geborene Weber, Mozart's Schwägerin. Sie ward später in Hamburg engagirt.

16) Joseph Lange (geb. zu Würzburg, 1. April 1751, gest. zu Wien, 18. Septbr. 1831) ließ 1808 zu Wien seine „Biographie“ erscheinen, in welcher man seinen ehelichen Jammer nachlesen kann.

17) Die „erste Mutter“, langjähriges Mitglied der Schröder'schen Unternehmung. Sie war im Begriff, sich pensioniren zu lassen. Ihr Nekrolog (von Schröder) zuerst in F. L. Schmidt's „Almanach für Schauspieler“, Jahrg. 1810, S. 82 fg.; wieder abgedr. in Meyer's „Schröder“, II, 2, S. 215 fg.

18) Mad. Chevalier, geb. Peycamp, 1774 als Tochter eines Tanzmeisters zu Lyon geboren, war ebenso schön wie ränkevoll. Als Künstlerin (Sängerin und Schauspielerin) war sie pitant, aber nicht bedeutend. Nach dreijährigem Aufenthalte in Hamburg ging sie mit ihrem Manne nach Rußland, wo sie die Geliebte Kaiser Paul's wurde und unumschränkten Einfluß erlangte. Nach des Zaren Ermordung wurden die Chevaliers Landes verwiesen, durften jedoch alle ihre Schätze mit sich nehmen. (Näheres in Kogebues „merkwürdigstem Jahr“, Theil 2, S. 175. fg.)

19) 1795, St. 6, S. 618 fg.: „Vom deutschen Theater in Hamburg.“

20) F. L. W. Meyer (von Bramstedt), Schröder's Freund und späterer Biograph, Mitherausgeber des in Berlin erscheinenden „Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“.

21) Abel Seyler, vormal's Schauspieldirector, lebte bei Schröder in Kellingn, wo er am 25. April 1800 starb.

22) Wittenberg hatte dieser Wuth Luft gemacht in einer „Vertheidigung“ d. d. Hamburg, 5. Januar 1796 (Neuer t. Merk. v. J. 1796, S. 94; VII: „Beilage z. d. V. Art. im Novemberheft des N. T. M. 1795“), unterzeichnet: A. Wittenberg, J. U. L. — Wieland hatte ein Vorwort, und Böttiger eine „Nachschrift zu dieser Vertichtigung“ sogleich hinzugefügt, worin der Störenfried derb abgeführt wurde; dieser aber ruhte nicht, sondern lieferte noch genau ein Jahr später, am 6. Januar 1797, einen „Anhang“ zu seiner Uebersetzung der „Zween Briefe über die Vorschläge zum Frieden mit dem königsmörderischen Directorium von Frankreich“ von Edmund Burke, in welchem eine „Nachricht des Uebersetzers an das Publikum“ mit der Ueberschrift: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“, über Böttiger und Wieland in echt Wittenberg'scher Klopffechtermanier herfällt.

23) Das eingangs genannte Böttiger'sche Werk: „Bode's literarisches Leben“, erschien zuerst vor dem 6. Bande von Bode's Uebersetzung des Montaigne.

24) „Journal des Luxus und der Moden“, herausgegeben von Bertuch und Kraus, erschien im Verlage des Landesindustrie-Comptoirs zu Weimar. Böttiger redigirte es.

25) Bei seinem Rücktritt als Schauspieler in der Rolle des Oboardo, 18. März 1796.

26) Er war in Weimar zu Gastrollen eingetroffen.

27) Von Mannheim.

28) Dorothea Unzer, geborene Ackermann, Schröder's Stiefschwester.

29) Er wurde 1798 einer der fünf Künstler, denen Schröder sein Theater übergab.

30) Eine Mannheimerin, geborene Greum.

31) Caspar Frhr. v. Boght, als königl. dänischer Etatsrath und Ritter gestorben am 20. März 1839. (Ueber ihn eine kleine Schrift, anonym erschienen als Handschrift für Freunde, Hamburg, 1839, — von Heinrich von Struve.)

32) Wer Schröder's herrlich-graden Charakter liebevoll studirt hat, unterschreibt dies Selbstbekenntniß unbedingt. Eduard Devrient, wenn er (Gesch. der Schauspielk., V, S. 215) von „dem ehrgeizigen, herrschsüchtigen, rechtshaberischen, neidischen, von sich selbst eingenommenen Schröder“ spricht, zeichnet in grober Verkennung des Richtigen die Caricatur eines modernen Komödianten, aber nimmermehr den Altmeister der Schauspielkunst.

33) Schröder würde die Wette gewonnen haben; wie erbittert Iffland auf Böttiger's Buch war, berichtet sehr ergötzlich Heinrich Schmidt: „Erinnerungen eines weimarischen Veteranen“, S. 92 fg.

34) Friedrich Wilhelm II., durch Iffland's Anstellung in Berlin.

35) Schröder's Geburtstag.

36) Die bekannte Sängerin und Schauspielerin Karoline Jagemann in Weimar zu engagiren.

37) Eule, Herzfeld, Langerhanns, Voehrs, Stegmann.

38) Wegen des „Gegengeschenks an die Sudelköche von Weimar und Jena“ (1797).

39) Dieselben gingen so weit, daß Schröder am 20. October 1797 das Theater schließen mußte. Die Führer der Opposition, sieben an der Zahl, darunter Braun und Frau nebst Demoiselle Jaime,

unzufrieden mit der Absicht Schröder's, das Theater jenen fünf Männern zu verpachten, wurden entlassen, und Schröder sah sich gezwungen, um die Vorstellungen nicht völlig aufhören zu lassen, selbst wieder als Schauspieler aufzutreten. Die Franzosen gaben am 1. December, dem Tage, wo Schröder zum ersten Male wieder erschien: „L'Impatient“, „L'Intendant comédien malgré lui“ und „Le Directeur dans l'embarras“.

40) Hr. Cordemann der Ältere debutirte zu Weimar am 15. October 1798 in „Der Fährdrich“; er erhielt das Prädicat „gut“, ward engagirt und blieb bis Ostern 1805. S. Pasqué, Goethe's Theaterl., II, 285 u. 323.

41) Mit Anna Christina, geborenen Hart.

42) Friedrich Christian, Herzog von Holstein-Augustenburg, ein eifriger Freimaurer.

43) Jahrelang hatte Schröder immer wieder vergebens gebeten, an Sonn- und Festtagen spielen zu dürfen — seine Nachfolger erhielten sehr schnell, was man ihm beharrlich verweigert hatte. Die einschlägigen Verhältnisse schildert in einem sehr lustigen Chronikenstil das „Dem Mädel von Marienburg“ gewidmete Schriftchen: „Der Kinder der Stadt Hammonia und der Häupter des Lustigmacherkörpers daselbst Dank=Psalm für die enbliche Erlaubniß, am Abend jedes Sabbat=Tages dem müßigen Völklein die Langeweile mit anmuthigen Lust- und Trauerspielschnurren nützlich kürzen zu helfen. Auf einer neuen Harfe mit tausend Saiten vorzusingen. Am zweiten Tage des Herbstmondes, im Zeichen der Zwillinge, als am ersten Spiel=Sabbat, da das Evangelium vom barmherzigen Samariter verlesen ward. 1798. Ist in den Neuigkeitsläden für zween Silberlinge feil.“

44) Bis 1806, wo er ein Asyl in Kelling fand.

45) Am 28. October 1764 war mit Genehmigung der Herzogin Amalie in Weimar die Loge „Amalia“ eingeweiht, um deren Weiterbildung sich Bode besonders verdient gemacht hatte. Karl August war 1782 aufgenommen, kurz zuvor, ehe die Loge — in Folge des Eifers, womit ihre Angelegenheiten betrieben wurden, sehr bald ein Zankapfel zwischen einzelnen Mitgliedern, besonders Bode und Bertuch — geschlossen ward. Als es dem Herzog 1808 bedenklich schien, daß in Jena durch die französische Besatzung freimaurerische Versammlungen veranstaltet wurden, ward auf

seine Anregung die Loge „Amalia“ nach dem System der großen Loge von Hamburg wieder eröffnet; vgl. Schröders Brief an Böttiger vom 16. März 1808.

46) Schröder, dessen Gattin und Pflgetochter, Demoiselle Schwarzenfeld, eine ehemalige Schauspielerin.

47) Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. In zwei Abschnitten (Berlin 1801).

48) Gottlieb Hufeland, der Jurist, 1787 nach Jena gekommen, seit 1793 dort ordentl. Professor, ging 1803 nach Würzburg, wo er fünf Jahre blieb.

49) Friedrich August III.

50) Es erschien 1803 (zu Berlin).

51) Die Vernichtung der Armee des Generals Mack (vom 8. bis 14. October), der am 20. October mit dem Reste derselben capituliren mußte.

52) Er hatte auf dem hamburger Stadttheater eine Reihe von Gastrollen gegeben. Vgl. u. A. über dieselben: „Dramaturgisches Tagebuch über 3's. Gastspiele in Hamburg“ (Hamburg, August 1805).

53) Dort hatte Napoleon während der Verhandlungen zur Zeit der Austerlitzer Schlacht (2. December 1805) sein Hauptquartier.

54) Die Vorsteher der Armenordnung hatten mehr als 100,000 Thlr. — ihr ganzes Kapital — zu einem unverhältnißmäßig theuern Schulhause verbaut.

55) Baiern, Württemberg und das nicht „neue“, aber durch Hannover wesentlich vergrößerte Preußen.

56) Der spätere Bischof Friedrich Münter, Professor in Kopenhagen.

57) Preußen, insolge der Occupation Hannovers.

58) Durch das Bombardement von Kopenhagen, 2. bis 5. September 1807.

59) Ein kleines Werkchen von Böttiger; entweder seine „Andeutungen zu 24 Vorträgen über die Archäologie im Winter 1806“, welche Böttiger „seinen Freunden als Lebenszeichen“ schickte (R. A. Böttiger, biographische Skizze von dessen Sohne, Leipzig 1837, S. 71.) oder: „Ueber Museen- und Antikensammlungen. Archäologische Vorlesung“ (Leipzig 1808).

60) Wer gemeint sei, war nicht ersichtlich.

61) Von Rußland.

62) Der eines Geistlichen. „Der Theologie durch dreijährigen Aufenthalt in Wien untreu geworden“ (Biogr., a. a. O., S. 41), ward er später Professor der Geschichte und Bibliothekar in Erlangen.

63) Dieser Brief ist einer der wenigen, auf denen ein Poststempel erhalten ist: derselbe lautet französisch — die Post war in den Händen des Usurpators — „Hambourg, 5. Août 1808“.

64) Citat (aus dem ersten Monologe des Hamlet); bemerkenswerth, weil höchst selten bei Schröder, der außerhalb der Bretter alles ängstlich vermied, was an seinen Stand hätte erinnern können, und, wie in jeder Beziehung, so auch in der Ausdrucksweise der größten Einfachheit huldbigte.

65) Welcher in Hamburg gastirte.

66) Acht waren zur Unterstützung der Wittve des Pastor Tieroff in Limbach bei Wilsdruff, einer Hamburgerin, geb. Charlotte Greve, bestimmt.

67) Von Schönbrunn, ratificirt am 14. October 1809.

68) Herder's Wittve, Marie Karoline geb. Flachsland, war am 15. September 1809 zu Weimar gestorben.

69) Joh. Karol. Am. v. Voigt geb. Ludewig, die erste Frau Christian Gottlob's v. Voigt (d. J.), als Schriftstellerin bekannt unter dem Namen Cäcilia, war von ihrem Gatten geschieden worden.

70) Der Directoren Herzfeld, Gule und Stegmann.

71) Das vom 9. März 1810 datirte Ründigungsschreiben Schröder's wurde der Direction am 30. April eingehändigt.

72) Vgl. F. L. Schmidt's „Denkwürdigkeiten“, I, 303.

73) Schauspieler.

74) Akademiedirector in Wien.

75) Henriette Hendel-Schütz, geborene Schüler.

76) Franz Seconda, Director der deutschen Gesellschaft in Dresden und Leipzig, die nur auf sich angewiesen war; die (italienische) Oper hing vom Hofe ab.

77) Friedrich Matthäi, 1777—1845, dresdener Maler, ein Schüler Füger's.

78) „Pagenstreiche“, „Nochus Pumpernickel“ von Kopehuc,

„Columbus“ von Klingemann. Vgl. über das letztere und Schröder's Urtheil darüber Schmidt's „Denkwürdigkeiten“, I, 260.

79) Eine derselben war Spohr's „Zweikampf mit der Geliebten“, Text von Schink. Vergl. Schmidt's „Denkwürdigkeiten“, I, 299.

80) Vgl. über dieselbe Elise Campe's Buch: „Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer“, und den Aufsatz: „Zum Gedächtniß eines halb Vergessenen“, in den Hamburger Nachrichten vom 28. Januar 1873 fg., Feuilleton.

81) Hamburg war durch Napoleonisches Decret dem französischen Reiche einverleibt worden.

82) Joh. Heinrich Ramberg, hannoverischer Maler (1763—1840). Die noch jetzt im königlichen Schauspielhause zu Hannover hängende Gardine rührt von ihm her.

83) Sie blieb nach Meyer von Bramstedt's Zeugniß in Böttiger's Besiß, der sie sehr werth hielt.

84) Aus dem Jahre 1812 ist kein Brief vorhanden.

85) Intendant des wiener Theaters.

86) Zu diesem Briefe ist zu bemerken, daß Schröder — sehr wohl wissend, welcher Spionage das geschriebene Wort damals unterlag — häufig das Gegentheil seiner Meinung niederschrieb, und die Wahrheit zwischen den Zeilen versteckte. Das ironisch Gemeinte ist durch den Druck hervorgehoben. Der folgende Brief, nach der ersten Vertreibung der Franzosen aus Hamburg geschrieben, ist ganz unverblümt.

87) Der Intendant der Finanzen, denen er durch die bekannte Maßregel der Wegnahme der Bestände der Hamburger Bank aufzuhelfen suchte. Er starb Ende März 1814 zu Hamburg.

88) Die vor Napoleons Heeren davoneilenden Russen hatten bei ihrem Abzuge die große steinerne Elbbrücke gesprengt.

89) Er war am 20. Januar 1813 gestorben. Am 12. März hatte Schröder an Böttiger geschrieben: „Ich hoffe, es wird bald eine Zeit kommen, wo ich meines Herzens Meinung über ein Paar Punkte in Wieland's Leben schreiben kann.“ Welche Punkte das waren, lehrt obiger Brief.

90) Die Unterredung fand gelegentlich des Erfurter Congresses statt. Wieland (und mit ihm Goethe) erhielt den Orden der Ehrenlegion am 12. October 1808.

91) Eine Centralverwaltungsbehörde, welche gewissermaßen

die General-Intendantur der verbündeten Heere vorstellte, Gelder und Unterhalt für die Truppen zu beschaffen und mit den deutschen Fürsten abzuschließende Verträge zu übernehmen hatte, befand sich seit dem 22. März in Dresden. Ihre Seele war der Freiherr von Stein.

92) Von Italien.

93) Sächsischer General, Commandant von Torgau, der York's Beispiel nachzuahmen entschlossen war. Der Plan scheiterte an dem Widerspruch zweier Generale.

94) Der russische.

95) Der russische Obergeneral. Derselbe war jedoch, als Schröder die obigen Zeilen schrieb, schon seit mehreren Tagen todt (gest. am 25. April 1813 in Bunzlau).

96) Ueber seinen freundschaftlichen Verkehr mit Schröder die anziehendsten Details in Schmidt's „Denkwürdigkeiten“, II, 81 fg.

97) Br. Dr. Beckmann.

98) Es geschah. Schröder's Briefe an R. G. Prätzel, worin er bei diesem ein Gedicht zur Feier der Anwesenheit Bennigsens in der Loge bestellte, sind abgedruckt in Holtei's „Dreihundert Briefen“, III, 115 fg.

99) D. h. nach dem ersten Frieden mit Frankreich, 30. Mai 1814, der Napoleon auf die Insel Elba verwies, aber ihn weder des Kaisertitels, noch bedeutender finanzieller und militärischer Hülfquellen beraubte.

100) Eine Darstellung von Schröder's maurerischem Wirken enthält u. A. die Schrift: „Friedr. Ludw. Schröder, ehemaliger Großmeister der großen Loge in Hamburg; zur Erinnerung an seinen, am 3. November dieses Jahres eintretenden 100 jähr. Geburtstag“, vom Bruder F. A. Polick (Moskau 1844).

101) Freimaurer zu werden.

102) Napoleon, der am 1. März 1815 in Frankreich gelandet war.

103) Von Waterloo, 18. Juni 1815.

104) Der erste Keim zu Schröder's töblicher Krankheit.

105) In Schröder's „Materialien zur Geschichte der Freimaurerei“ (Jena 1814), welche der Verfasser Böttiger'n zuschickte.

106) Der oft genannte Hofrath Winkler in Dresden, der unter dem angen. Namen „Th. Hell“ bekannte Bühnenschriftsteller, dem Schröder seine dramatischen Werke, als ein Vermächtniß, in der Handschrift sandte.

Die Pilgerfahrten nach dem Heiligen Lande vor den Kreuzzügen.¹⁾

Von

Reinhold Köhricht.



Es ist ein allgemein menschliches Interesse, die Stätten und äußern Reste zu betrachten, an denen die Spuren einer historischen Bedeutung haften. Zu allen Zeiten zog die Beuteluft und Neugierde, der Wandertrieb und der Drang nach Abenteuern Einzelne wie ganze Völkerstämme mächtig ins Weite, ebenso wenig hat es jemals an ernstern Wandernern gefehlt, die sinnend vor die zerfallenen Trümmer einstiger Größe, oder vor die Bilder und Denkmäler großer Männer traten und gedankenvoll die Wahlstätten überschritten.²⁾ Noch heute, und zwar mehr wie jemals, treibt ein mächtiges Verlangen, unvermittelt durch das Interesse von Wissenschaft oder Kunst in die Ferne, und oft mit rührendem Eifer sucht und betrachtet der Wanderer die Stätten, „welche ein guter Mensch betrat“, die Wahrzeichen längst entschwundener Zeiten. Je natürlicher nun dieses allgemein historische Interesse ist, um so leichter kann man sich erklären, welche gewaltige Anziehungskraft diejenigen Stätten und Reste auf die Gemüther geübt haben müssen, welche durch eine religiöse Bedeutung geweiht waren. Man kann nicht sagen, daß nur bei denjenigen Religionen, welche ihre Entstehung dem Genie eines außerordentlichen Mannes verdanken, grade jener Trieb am meisten und am lebendigsten zur Geltung gekommen wäre; denn bei den Griechen, deren Religion sich nicht auf die mächtige Individualität Eines Mannes zurückführen läßt, stand das Wallfahrtswesen in vollster Blüte. Vielmehr muß man sich daran

erinnern, daß es ein allgemeiner Zug aller Religionen ist, die Wirksamkeit der Gottheit zu localisiren, die Mittheilung und Wirksamkeit eines sittlichen Gutes an gewisse, äußere Mittel zu binden. Jede Culturreligion hat daher ihre heilige Stadt, ihre heiligen Orte, Bilder und Reliquien gehabt, und nur da, nur im Anblicke jener Denkzeichen empfängt die Seele den Vollgenuß innerer Seligkeit. Auch das Christenthum hat denselben Entwicklungsgang genommen. Mit Ehrfurcht zogen schon in den ältesten Zeiten Christen nach Jerusalem, um den Schauplatz, wo Himmel und Erde Frieden geschlossen, zu betrachten, und mit liebevoller Sorgfalt suchten sie überall die Spuren, welche die Erinnerung mit der Geschichte ihres Heilandes verknüpfte. Nicht geringer war die Verehrung, mit welcher man vor die Leidensstätten und die irdischen Nester jener Helden trat, welche, Lobgesänge auf den Lippen, ihren Glauben durch den Tod besiegelt hatten. Man betete an ihren Gräbern und stärkte sich durch die Erinnerung an ihr Leiden und Sterben zu gleichem Opfermuth, man sammelte ihre Gebeine und bewahrte sie als ein theures Angedenken. So natürlich dieses Bestreben des religiösen Bewußtseins sein mag, durch einen äußern Stützpunkt Halt zu gewinnen, ebenso begreiflich ist die mechanische, äußerliche Frömmigkeit, in die sich die ursprüngliche Anbetung im Geist und in der Wahrheit durch die Verehrung heiliger Stätten und Nester allmählich verkehrte. Das kaum zum Christenthum und nur äußerlich bekehrte Volk fand in vielen Punkten seine alten heidnischen Formen wieder; von dem ursprünglichen Geist blieb bald nur wenig übrig, und die römischen Bischöfe sind in erster Linie für diesen Betrug des armen Volkes verantwortlich zu machen. „Ueberreste von Todten“, schreibt Gregorovius²⁾, „waren die Magneten, welche Wanderer vom letzten Britannien unter unsäglichen Mühen herbeizogen: ihr Ziel ein Grab, ihr Lohn

ein Gebet vor ihm, eine Reliquie der Heiligen und die Hoffnung auf das himmlische Paradies. Wenn diese Pilger sich im Angesicht Roms sahen, warfen sie sich in die Knie wie vor einem Eden alles Glücks, und sie stiegen unter Hymnen nach der Stadt hinab.“ Ja selbst die erobernden Longobarden „gruben mit der Vier von Goldgräbern; es genügte, daß ein Skelet auf römischem Boden ausgegraben war, um ihm Wunderkräfte zuzuschreiben, und so mochte es geschehen, daß die Gebeine von Menschen, die zu ihrer Zeit als Sünder in die Katakomben hinabgestiegen waren, plötzlich als die Reste himmlischer Heiligen wieder ans Licht kamen“. 4) Mit großer Gewandtheit wurde besonders die Erzählung von dem Tode des Apostelfürsten Petrus zu Rom durch alle Lande verkündigt, man zeigte dort neben Paulus sein Grab, seine cathedra, seine Ketten, deren Späne abgeseilt Wunder wirkten, ebenso wenig fehlten mehrere Bildnisse Christi und der Mutter Gottes, die Geißelungssäule Christi 5) und Tausende von Splittern des heiligen Kreuzes. 6) So war Rom seit dem 5. Jahrhundert das Ziel von Tausenden, welche an den Gräbern von Petrus und Paulus ihre Andacht verrichten wollten, und nicht nur die Apostel Deutschlands, wie Willibrod, Kilian, Bonifaz, Willibald, Wunibald und Udalrich, sondern selbst Könige 7) und Fürsten glaubten in Rom gebetet haben zu müssen, um des Vollbesitzes göttlicher Gnade sicher zu sein. Die Pilger zogen wahrscheinlich oftmals in Begleitung der kaiserlichen Heere, meistens über den Brenner, Septimer, Bernhard oder Mont-Cenis nach Italien und trafen zum Feste Petri in Rom ein. 8) Die Procession ging gewöhnlich über die Hadriansbrücke nach der Peterskirche. Besonders erleichtert wurde die Pilgerfahrt nach Rom für die germanischen Völker, seitdem nach dem Vorbilde der 727 von König Ina gestifteten Schola Saxonica in Rom 9) die vier Herbergen

der Franken, Sachsen, Longobarden und Friesen gegründet waren.¹⁰⁾

Während so die Gläubigen der meisten Völker des Abendlandes nach Rom pilgerten, zogen die skandinavischen Pilger gewöhnlich nach Konstantinopel, wo nicht nur unzählige Reliquien von großer Bedeutung ihrer Anbetung sich boten¹¹⁾, sondern auch die Fäden uralter Erinnerungen aus ihrer Geschichte zusammenliefen. Konstantinopel galt ihnen als die goldene Stadt der Asen; von da kam das rothe Gold, das Gold des Kaisers, dort fanden sie die Varägergarde, und auf dem Wege bis dahin, der durch uralte Handelsverbindungen geebnet war, galt ihr Geld, und ward ihre Sprache verstanden. Aus ihren Sagen waren ihnen die Heldenthaten ihrer Ahnen, ihre Kämpfe um Konstantinopel bekannt; zogen sie dorthin, so fanden sie in den Namen der Orte die Erinnerung stolzer Siege.¹²⁾

Alle diese Wallfahrtsorte, ebenso San-Jago, Sanct-Egidien, Sanct-Edmund, Maria Einsiedeln, reichten jedoch lange nicht an die Bedeutung, welche eine Pilgerfahrt „über das Meer“ nach dem Heiligen Grabe in den Augen der Gläubigen haben mußte, wo der Heiland geboren, gelebt und gestorben, und die Spuren seiner Wirksamkeit durch die Tradition dem Andächtigen noch nachweisbar sich vorfanden.

Die Idee einer solchen Wallfahrt ist mit besonders eindringlichen Worten durch Hieronymus vertreten worden, jedenfalls aber zeigen die ihm vorangegangenen Pilgerzüge, daß er nur einen bereits längst lebendigen Gedanken durch seine Autorität befestigt und zum allgemeineren Bewußtsein gebracht hat. Er vergleicht die Pilgerfahrten mit den Reisen, welche lernbegierige Griechen und Römer früher zu berühmten Philosophen unternahmen. „Gewiß“, sagt er, „ist es ein Theil des Glaubens, dort angebetet zu haben, wo Seine Füße gestanden.“¹³⁾ An einer andern Stelle¹⁴⁾ sagt er:

„Es ist mir zu weitläufig, die Zeit von der Himmelfahrt des Herrn bis auf diesen Tag zu durchlaufen und alle die Bischöfe, Märtyrer und andere durch Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten Männer aufzuzählen, welche nach Jerusalem kamen und meinten, es fehle ihnen etwas an ihrer Religion und Wissenschaft, oder sie hätten nicht den höchsten Grad der Tugend erreicht, wenn sie nicht Christum an denjenigen Orten angebetet hätten, wo zuerst das Evangelium vom verachteten Kreuze erschienen ist. — Die Trefflichsten aus Frankreich und England, aus Armenien, Persien, Indien und Mesopotamien kommen nach Jerusalem, obgleich sie alle wissen, daß das Reich Gottes in uns ist.“ Hieronymus bewog die heilige Paula, nach dem Heiligen Lande zu pilgern, und jene Heilige ward eine begeisterte Beförderin des Wallfahrtswesens. Nicht minder empfahl Augustin indirect die Pilgerfahrt nach dem Gelobten Lande; denn er weiß die wunderthätige Kraft, welche die Erde von da gegen die bösen Geister ausübte, nicht genug zu loben.¹⁵⁾ Man berief sich später auf das Beispiel der israelitischen Tempelreisen und des Apostels Paulus, welcher von seinen Missionsreisen immer nach Jerusalem zurückkehrte, und glaubte dadurch den Beweis für die göttliche Einsetzung dieses christlichen Brauches geführt zu haben.¹⁶⁾

Trotzdem fehlte es auch in der Zeit des eigentlichen Aufblühens der Wallfahrten nicht an Stimmen, welche nüchtern genug auf die Gefahr für die Frömmigkeit aufmerksam machten, die aus jener äußerlichen Leistung entspringen mußte, und merkwürdig genug sind es grade wieder Hieronymus und Augustin, welche nach dieser Richtung sich aussprechen. Hieronymus schreibt¹⁷⁾: „Sowol von Jerusalem wie aus Britannien steht auf gleiche Weise der Weg zum Himmel offen: denn das Reich Gottes ist inwendig in

euch!“ und an einer andern Stelle¹⁸⁾: „Nicht zu Jerusalem gewesen zu sein, sondern zu Jerusalem gut gelebt zu haben, ist lobenswürdig.“ Ähnlich sagt Augustin¹⁹⁾: „Komm zu Christo, ohne an weite Reisen zu denken. Wenn du glaubst, wirst du kommen; denn zu ihm, der allenthalben ist, kommt man durch Liebe, nicht durch Schiffahrt“, und²⁰⁾: „Gott hat nicht gesagt: Gehe nach dem Orient, schiffe nach dem Occident, um Vergebung zu empfangen, sondern: vergieb deinen Feinden, und es wird dir vergeben werden!“ In gleicher Weise spricht sich Chrysostomus, obgleich er auch wieder den Wunsch zu erkennen gibt, in Rom die Apostelgräber zu besuchen²¹⁾, gegen jede Wallfahrt aus.²²⁾ Am allerentschiedensten jedoch trat Gregor von Nyssa in seiner Schrift „Ueber die Jerusalem-pilger“²³⁾ gegen die Fahrt dahin auf, und seine Worte wiegen um so schwerer, als er selbst in Jerusalem gewesen war und die großen Schattenseiten der Pilgerfahrt dahin mit eigenen Augen gesehen und beobachtet hatte. Er sagt: „Wir hatten die Wahrheit, daß Christus als wahrer Gott erschienen, schon lange zuvor, ehe wir an den Ort gelangten, bekannt, und unser Glaube wurde dadurch weder vermindert noch vermehrt. Wir wußten von dem Geheimniß der Menschwerdung durch die Jungfrau, ehe wir nach Bethlehäm kamen. Wir glaubten an die Auferstehung des Herrn, ehe wir das Heilige Grab besuchten.“ Hingegen erklärt er offen, daß, um mit Horaz zu reden, die meisten Pilger bei ihrer Fahrt oft nur den Himmel, aber nicht ihre Gesinnung geändert, die weiblichen Wallfahrer hingegen meist ihre Tugend verloren hätten; übrigens habe er nirgends auf der Welt ein sittlich verwahrlosteres Volk und mehr Gesindel angetroffen, als in Jerusalem.

Trotz dieser gewichtigen Stimmen, welche so eindringlich sich erhoben, und trotz aller unsäglichem Beschwerden und

Gefahren, welche dem Pilger auf seiner weiten Reise durch wüste und von Räubern starrende Gegenden drohten, hob sich das Pilgerwesen von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr, besonders da die Päpste allmählich ein Bußinstitut daraus machten, für die Sicherheit und das Fortkommen der Pilger in jeder Weise Sorge trugen und vor allem, da die byzantinischen Kaiser die heiligen Stätten glänzend restaurirt hatten, so daß der Ruhm von der Pracht der palästinensischen Kirchen überall erscholl. Nachdem Hadrian den Aufstand der Juden blutig unterdrückt und Tausende derselben an der Terebinthe bei Hebron, wo seit undenklicher Zeit Christen, Heiden und Juden ihre synkretistischen religiösen Uebungen hielten, und insolge dessen auch ein weitberühmter Jahrmarkt entstanden war, in die Sklaverei verkauft hatte²⁴⁾, war er auf jede Weise bemüht, die Spuren, welche dem Juden und Christen irgendwie heilig und theuer sein mußten, überall zu vertilgen. Die Grotte von Bethlehem, wo man die Wiege Christi zeigte, und Tausende von Pilgern zusammenströmten, ließ er profaniren, indem er sie dem Adonisculte übergab, das Grab Christi ließ er zerstören, mit Erde anfüllen und darauf eine Venusstatue errichten.²⁵⁾ Trogdem erreichte Hadrian seine Absicht, durch solche Profanationen die heiligen Stätten der Verehrung zu entziehen, nicht, im Gegentheil, die Pilgerzüge dauerten fort, und aus dem Anfange des 3. Jahrhunderts (212) wird uns sogar die Pilgerfahrt eines kappadocischen Bischofs Johannes berichtet, welcher als Bischof von Jerusalem später den Märthertod starb.²⁶⁾ Jedoch erst im 4. Jahrhundert wurden die heiligen Orte dem Greuel der Verwüstung entrissen und auf eine würdige Weise restaurirt, als die Kaiserin Helena ihre Wallfahrt nach Jerusalem unternahm.

Im Winter des Jahres 326 segelte die fromme Kaiserin nach dem Heiligen Lande, und zwar darf man wol

annehmen, daß besonders die brutale Grausamkeit, welche eben Konstantin gegen Crispus und Fausta geübt, sie zu diesem Entschlusse bewogen haben mag. Der Bischof Marcarius empfing sie in feierlicher Proceßion und führte sie auf ihre Frage nach den Heiligen Stätten zum Tempel der Venus. Alle Nachforschungen nach dem heiligen Kreuze jedoch, die Helena unter den Juden anstellte, waren anfangs umsonst; sie erklärten nur allgemein, daß es wahrscheinlich unweit vom heiligen Grabe unter der Terrasse des Tempels zu suchen sein werde. Das Volk und die Garnison warf sich nun über die Ruinen des Tempels, und wirklich gelang es in kurzer Zeit drei Kreuze und drei Nägel aus dem Schutt zu ziehen. Durch die Heilung einer alten Frau, welche durch die Berührung mit dem einen der Kreuze ihre Gesundheit wieder erhielt, wurde die Echtheit des heiligen Kreuzes bewiesen, zumal sich noch obendrein das Täfelchen mit der Inschrift *J. N. R. J.* daran befunden haben soll. Den größern Theil des Kreuzes ließ Helena in Jerusalem zurück²⁷⁾, den kleinern jedoch, sowie die drei Nägel nahm sie nach Konstantinopel mit sich, von denen der eine zur eisernen Krone umgeschmiedet, während der andere zu einem Helmvisir des Kaisers und der dritte endlich (mit Beziehung auf Sacharja 14) zu einem Gebiß für sein Streitroß verarbeitet wurde. Nachdem Helena so ihre Pilgerfahrt beendet hatte, segelte sie heim und starb 328. Das Andenken an die Kreuzesfindung jedoch ward seitdem durch ein eigenes Fest gefeiert (15. September)²⁸⁾, zu dem aus allen Himmelsgegenden Wallfahrer und Karavanen anlangten, so daß bald zugleich ein großer Jahrmart dasselbst entstand. Das begonnene Werk ward von Konstantin weiter geführt, und zwar sei er, wie man sagt, besonders durch Gewissensbisse dazu bewogen worden. Die alten Cultusstätten des Heidenthums und Orakel wurden ohne weiteres beseitigt (333—337);

die Abrahamsterebinthe ward niedergehauen, und eine prächtige Basilika daselbst errichtet.²⁹⁾ Nach achtjährigem Bau, welchen Eupathius leitete, ward die Heilige Grabeskirche 335 fertig und im Beisein des kaiserlichen Commissars Marcian, von 300 Bischöfen und unzähligen Pilgern, unter denen sich sogar einer aus Bordeaux³⁰⁾ befand, eingeweiht. Ganz Jerusalem tönte wieder von den Lobgesängen der Priester und des Volkes, zumal der Kaiser reichlich Geld streuen ließ. Acht Tage lang dauerte das Fest, dessen Andenken alljährlich unter dem Zulauf von Tausenden von Pilgern weiter gefeiert wurde. Außerdem baute er die Auferstehungskirche, eine Basilika auf dem Zion, ferner die Sanct-Annenkirche, Sanct-Maria in Josaphat, eine Kirche der Jeremiasgrotte und der Siloahquelle. Bald darauf erhoben sich auch an der Straße von Bethlehem, wo bereits Helena eine Kirche erbauen lassen, nach Thekoa und dicht bei letztem Orte, am Tabor, in Nazareth, Silo, Bethel, Liberias, Bethanien, Bethsaida und Kana Kapellen und Kirchen, und Tausende von Pilgern erschienen auf die Kunde von den kaiserlichen Prachtbauten, um das Heilige Land in seinem Glanze zu sehen, oder in den Wüsten und Einöden in beschaulicher Einsamkeit zu leben und zu sterben.³¹⁾

Die nach Konstantin sich erhebenden kirchlichen Streitigkeiten und politischen Unruhen waren nicht im Stande, den Eifer der Wallfahrer zu hindern, im Gegentheil trieben die Erschütterungen, welche die occidentalische Welt durch die Verheerungszüge wilder Völker erfuhr, nur dazu, mehr denn je die ruhigen Plätze des Heiligen Landes aufzusuchen, um nicht unter den Trümmern des zusammenbrechenden westlichen Reiches mit begraben zu werden. Jerusalem und die benachbarten Städte und Dörfer mit ihren Klöstern und Einöden wurden der Zufluchtsort aller Vertriebenen, und namentlich waren es die höhern Kreise der Gesellschaft, Kaiserinnen,

Patricierinnen aus Konstantinopel und Rom, welche ein bewegtes Leben in der Stille des Heiligen Landes beschließen wollten.³²⁾ Couret, dessen Forschung über die Geschichte Palästinas höchst werthvolle Aufschlüsse in Bezug jener Zeiten gibt, entwirft aus jener Zeit folgendes farbenreiche Bild³³⁾: „Alle Nationen begegneten sich in Jerusalem; man sah dort den Araber, welcher bekehrt, aber dem Schisma der Collyridianer und Antidikomarianiten verfallen war, die Priester und Einsiedler Kleinasiens, die Mönche Mesopotamiens und Palästinas, welche das Heilige Grab besuchen, die Bischöfe Persiens, welche in Jerusalem ihren Glauben und Muth für die nächste Verfolgung wieder stärken wollten, die Priester Italiens und Roms, die Pilger aus Gallien und Schottland, welche die Almosen der Gläubigen und der Gemeinden des Westens brachten, die Kranken, welche zu den warmen Wassern von Tiberias und Gadara zogen, und manchmal in dieser Menge sah man die abgemagerte und geisterhafte Gestalt irgend eines Einsiedlers aus Aegypten oder Indien vorüberziehen. — Diejenigen, welche die Hoffnung auf Gewinn anzog, waren vielleicht noch zahlreicher; die griechischen und italienischen Kaufleute kamen dorthin, um den Balsam von Engeddi zu kaufen, die Datteln von Jericho, die Feldfrüchte Palästinas, die breiten Holzbretter von Sittim, gesucht wegen ihres Spanes, ihrer Leichtigkeit und der Feinheit ihrer Faser, und brachten die Weine von Gaza und Ascalon, die Perlen und Wohlgerüche Indiens, welche durch das Rothe Meer und den Hafen von Ailah gekommen waren. Die Juden, trogend den kaiserlichen Verboten, schlichen sich nach Jerusalem, um dem jährlichen Markte beizuwohnen und im Geheimen über die Trümmer des Tempels zu weinen; die Syrer boten die geringen Gegenstände der Pietät an, mit denen man schon einen großen Handel trieb, die Bettler strömten von allen

Seiten herbei und belagerten die Reisenden. Unter dem Einflusse von so viel Fremden war Jerusalem nach und nach dem Beispiele der großen Städte des Orients gefolgt: es hatte ein Theater, Mimen, öffentliche Bilder, einen von Hadrian erbauten Circus, ein Tribunal, eine Garnison, ein Palais des Gouverneurs und unglücklicherweise alle diejenigen Misstände, welche die Civilisation begleiten.“

Wie schon bemerkt, hob sich zwar nicht der regelmäßige industrielle Verkehr, wohl aber das Pilgerwesen seit dem Ausbruch jener politischen Stürme, welche den Westen trafen, mehr denn je, und besonders Hieronymus ist es, welcher durch sein Beispiel und seine Autorität hierbei einen entscheidenden Einfluß übte. Er verließ um 375 den Westen, ging über Konstantinopel nach Antiochien und segelte von da nach Palästina. Von hier aus unterhielt er mit der heiligen Paula, seiner frühern Schülerin, brieflichen Verkehr und beweg sie, nach dem Heiligen Lande zu kommen. Kurz zuvor war eine andere Patricierin von Rom, Melania major, nach dem Tode ihres Vatten und ihrer zwei Söhne ebenfalls nach dem Orient gegangen (371), war durch die Nitrische Wüste und dann nach Jerusalem gepilgert, hatte dort ein Nonnenkloster gegründet und alle ihre Reichthümer verschenkt. Hierauf ging sie (398) nach Rom und beweg ihre Enkelin gleichen Namens, ebenfalls der Welt zu entsagen. Melania minor zog 417, nachdem zwei Jahre vorher ihre Großmutter gestorben, mit ihrem Gemahl Tinianus und ihrer Mutter Albina nach dem Heiligen Lande; Tinian ging in ein Kloster, Melania blieb in einer Zelle am Delberge, erbaute ein Frauenkloster sowie ein Mönchkloster und starb am 31. December 439.³⁴⁾ Ebenso hatte die heilige Paula seit dem Tode ihrer Tochter in Rom keine Ruhe mehr. Sie verließ die Ewige Stadt im 37. Lebensjahre in Begleitung ihrer Tochter Julia Eustochium, segelte

über Cypren nach Seleucia und pilgerte von da über Haleb nach Jaffa und Jerusalem. Mit schwärmerischem Entzücken besuchte und betete sie die heiligen Stätten an und blieb nach einem Besuch der Nitrischen Wüste drei Jahre in Bethlehem, wo sie Klöster bauen ließ. Hier starb sie am 26. Januar 404: ihre Enkelin Paula traf kurze Zeit darauf an ihrem Grabe ein. Um diese Zeit hatte sich zu Rom im Aventin um Marcella eine Gesellschaft von Patricierinnen zusammengefunden, welche den damals herrschenden Geist des ascetischen Lebens pflegten, so die Albina, Asella, Marcellina, Felicitas, Furia, Fabiola, doch hatten Paula und Eustochium es vergeblich versucht, in glänzenden Farben die Segnungen des Einsiedlerlebens im Heiligen Lande ihnen zu schildern und den Auszug Abrahams aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft als ein nachzuahmendes Beispiel göttlich gebotener Pilgerschaft darzustellen.³⁵⁾ Marcella verließ Rom nicht, hingegen traf Fabiola um 400 in Bethlehem ein, ohne jedoch lange daselbst zu verweilen, da ein Einfall der Hunnen drohte. Im Jahre 438 pilgerte infolge eines Gelübdes die Gemahlin des Kaisers Theodosius II., Eudoxia, nach Jerusalem. In Antiochien von Melania junior empfangen und nach der Heiligen Stadt begleitet, ließ sie die Mauern ausbessern, die Sanct-Stephanskirche erbauen und kehrte im folgenden Jahre wieder heim.³⁶⁾ Wenige Jahre später begab sie sich jedoch abermals nach dem Heiligen Lande in Begleitung zweier Priester, Severus und Johannes, die der eifersüchtige Kaiser jedoch auf der Reise ermorden ließ. Eudoxia befahl, den Mörder Saturninus ebenfalls zu tödten und wurde infolge dessen ihrer kaiserlichen Würde für verlustig erklärt. Sie starb 460 und ward in der Stephanskirche beigesetzt. Bald darauf zog auch ihre Enkelin, ebenfalls Eudoxia genannt, um der Verfolgung ihres Gemahls Hunerich, welcher der

Sohn des Vandalenkönigs Geiserich war, zu entgehen, nach Jerusalem, wo sie 472 starb.³⁷⁾

Das Beispiel dieser frommen Pilger wirkte hinreißend auf alle Kreise, und immer wieder zogen Tausende von Pilgern herbei, besonders seitdem Justinian wie Konstantin aufs bereitwilligste für die Pilger sorgte³⁸⁾ und durch die Erbauung und Restauration von Kirchen den Glanz des Heiligen Landes vermehrte. Durch Sanct-Saba ließ er um Jerusalem die verfallenen Klöster und Gotteshäuser neu erbauen, in der Stadt selbst eine Pilgerherberge und zwei Klöster, in Nablus fünf Kirchen, auf dem Garizim eine Kapelle; die von den Vandalen aus Rom geraubten Gefäße des Salomonischen Tempels schickte er an die Grabeskirche nach Jerusalem. Die Kaiserin Theodora schenkte ein Perlenkreuz, der König Elisbaan von Abyssinien eine goldene Krone. Die Städte Tiberias und Bethlehem wurden neu erbaut, und zum Schutz für die Pilger der Sinaihalbinsel gegen die räuberischen Ueberfälle der Beduinen erhob sich ein wohlbefestigtes Kloster.³⁹⁾

Die Ruhe des Heiligen Landes wurde jedoch sehr bald gestört durch die siegreichen Erfolge, welche die Perser im Anfange des 7. Jahrhunderts unter Chosroës II. errangen. Im Mai 610 fiel Apamea und Ebeffa; bis vor die Thore Antiochiens drangen die Feinde. Die kaiserlichen Heere wurden aufs Haupt geschlagen, und auch Kappadocien blieb in den Händen des Siegers. Zwei Jahre später wiederholten sie ihre Einfälle in Syrien; im folgenden Jahre (613) ergibt sich Damascus. Kaiser Heraclius sendet vergeblich Friedensanträge an die Perser, sie antworten (614) mit der Eroberung Palästinas und Jerusalems. Gegen 90000 Juden sollen bei der Vertheidigung der Heiligen Stadt gefallen sein; der Rest ward in die Sklaverei verkauft.⁴⁰⁾ Das heilige Kreuz wurde nach Persien gebracht, die heiligen Gefäße der Kirchen in ein armenisches Schloß,

während Schwamm und Lanze gegen ein ungeheueres Lösegeld durch den Better des Heraclius, Nicetas, losgekauft und nach Constantinopel übergeführt wurden. Vergeblich waren neue Friedensanträge des Kaisers; Chosroës erwiderte: „Ich werde eurer nicht schonen, bis ihr den Gefreuzigten, den ihr Gott nennt, verleugnet haben und die Sonne anbeten werdet.“ Während zugleich die Avarn das römische Gebiet bedrohten, rüsteten sich die Perser zu neuen Feldzügen; 619 ward Ancyra erobert. Jetzt rüstete sich Heraclius zum Angriff gegen die Feinde, und nach sechsjährigem ruhmvollem Kampfe zwang er den Nachfolger des Chosroës, Siroës, zum Frieden. Im Jahre 629 pilgerte hierauf der siegreiche Kaiser mit dem wiedereroberten heiligen Holze nach Jerusalem, trug es selbst nach Golgatha und pflanzte es dort auf.⁴¹⁾ Die Jahre der Heiligen Stadt als christlichen Besitzthums waren jedoch gezählt; denn inzwischen war Muhammed aufgetreten und hatte den „heiligen Krieg“ wider die Ungläubigen gepredigt.⁴²⁾ Bereits 633 hatten die Araber die Umgegend von Gaza verwüstet und das kaiserliche Heer unter Sergius bei Cäsarea Palästina geschlagen. Zugleich wurden die Einwohner Palästinas durch Erdbeben und Himmelszeichen erschreckt. Im folgenden Jahre fiel Bozra, aber Heraclius stellte das Kriegsglück wieder her, doch hielt er es für sicherer, das heilige Kreuz nach Constantinopel zu bringen. Allein die Einfälle der Muslime wiederholten sich, 635 wurde Damascus und ganz Phönizien ihre Beute, 638 endlich nach zweijähriger Belagerung ergab sich Jerusalem.⁴³⁾ Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Abendland, jedoch die Kaiser von Constantinopel waren es nicht im Stande, den Siegern ihre Beute wieder zu entreißen.

Obgleich so die Geschichte des Heiligen Landes sich erfüllten, blieb der Eifer, die Stätten der Anbetung zu sehen,

dennoch in den Herzen der Christen lebendig, und die Regierung der Muslime war mild genug gegen die Scharen von Pilgern, welche nach wie vor, freilich jetzt nur gegen einen Tribut, Jerusalem betraten. Der letzte, welcher Jerusalem noch unter christlicher Herrschaft besucht hatte, war Antoninus Martyr aus Piacenza gewesen. Er reiste 570 über Konstantinopel und Cypern nach dem Heiligen Lande, das er über Tyrus und Sidon in Akkon erreichte. Dort hatte er überall viel Schwelgerei und Ueppigkeit zu beklagen; in Gadara begrub er seinen treuen Reisegefährten Johannes. Auf seiner Reise durch Samaria erfuhr er durch die den Pilgern so feindlichen Einwohner Spott und Beschimpfung, hingegen entschädigte ihn in Jerusalem das Gebet vor den Reliquien des Heilandes. Man zeigte ihm das heilige Kreuz von Rußbaumholz mit der berühmten Ueberschrift, den Dnyrbecher, mit dem Christus das Abendmahl gefeiert, die Dornenkrone und Lanze, den Gürtel und das Schweiß Tuch Mariä. In der Basilika Mariä, einem Hospital mit 3000 Betten, fand er bereitwillige Aufnahme, und so konnte er Tag für Tag die heiligen Stätten besuchen. Hierauf ging er über Hebron, wo die Juden am ersten Tage nach Weihnachten ein großes Fest zu feiern pflegten, nach Gaza, wo man ihn freundlich bewirthete, und von da nach Nilah zum Georgshospital durch die Wüste, deren Einwohner die Karavanen von allen Seiten anbettelten. Er erstaunte nicht wenig über die Myriaden von Mönchen und Eremiten in dieser Gegend, zumal räuberische Ueberfälle seitens der Beduinen nicht ungewöhnlich waren. Auf die Nachricht von dem Herannahen einer Meffakaravane zogen sich die meisten von seinen Reisegefährten nach Jerusalem zurück, während er selbst nach Aegypten zog, Kairo und Memphis besuchte und über Alexandrien, dessen Einwohner sich äußerst zuvorkommend gegen ihn zeigten, nach Jassa und Jerusalem sich

begab. Von hier pilgerte er nach Damascus, wo er das Kloster von Paulus besuchte, dann nach Emessa zum Haupt Johannis des Täufers und Antiochien, ja sogar über Haleb und Apamea nach Harran und Balis.⁴⁴⁾

Als der erste christliche Pilger, welcher das muslimische Jerusalem betrat und seine Reise genauer beschrieben, kam ums Jahr 670 der fränkische Bischof Arculf dahin.⁴⁵⁾ Er fand, wie sein Vorgänger, den Abendmahlsbecher Christi (diesmal war er aber von Silber!), der nach seiner Größe ungefähr einen gallischen Sextarius faßte, die heilige Lanze, das Schweiß Tuch⁴⁶⁾, das Tuch Mariä, auf das die Bilder Christi und der zwölf Apostel gemalt waren, und viele andere Reliquien. Wie alle Pilger, bediente er sich durch das Heilige Land der Führung eines syrischen Christen und begab sich am Tabor vorüber nach Damascus, wo er die große Johanniskirche besuchte, von da nach Alexandrien, Areta und Konstantinopel zurück in seine Heimat.

Funfzig Jahre nachher (722) unternahm Willibald, der Sohn eines angelsächsischen Clan Richard, in Begleitung seines Bruders Wunibald und eines gewissen Tidbrecht über den Sanct-Bernhard eine Reise nach Rom, von wo aus er nach zweijährigem Aufenthalt seine Reise nach dem Heiligen Lande antrat. Wie der Bischof Cadocus „ohne Beutel und ohne Tasche“, um das Beispiel und Wort Christi zu erfüllen (Luk. 10, 4), machte er sich auf den Weg. Von Syrakus segelte er an Chios und Samos vorüber nach Ephesus, pilgerte zu Fuß nach Phygala, Hierapolis und Patara. In Emessa besuchte er wie Antonin die Johanniskirche, wo ihm außer dem Haupte des Täufers⁴⁷⁾ noch ein Bild Christi und sein Brief an den Emir Abgar gezeigt wurde, allein man nahm ihn mit seinen sieben Gefährten hier als der Spionage verdächtig gefangen. Alle Mühe sich loszukaufen war vergeblich, bis ein mitleidiger

Kaufmann, ein Spanier, dessen Bruder am Hofe des Sultans eine einflussreiche Stellung bekleidete, und endlich der Eigenthümer des Schiffes, mit dem er von Cypern abgefegelt war, seine Freilassung gegen die Zahlung des gewöhnlichen Tributs einer Tremisca (= 2 Denare, à 2³/₄ Sgr.) zu bewirken. Die Pilger begaben sich hierauf nach Damascus, wo sie das Grab des Ananias sowie die zwei Meilen davon liegende Befehrungskirche Pauli besuchten, und wandten sich hierauf nach Jerusalem (November 723). Zum Epiphaniasteste des folgenden Jahres pilgerten sie zur Taufstelle Johannes, die durch ein aufgerichtetes Kreuz und eine Kapelle kenntlich gemacht war, und badeten mit allen den Ausfägigen und Kranken, welche Heilung im Jordan suchten. Im Jahre 725 zog Willibald von Jerusalem nach Damascus und wieder zurück, ging dann zum dritten male nach Damascus und Jerusalem und 726 über Affon nach Tyrus, wo er nach einem Geleitsbriefe und etwaiger Contrebande gefragt wurde, aber sein Quantum Balsam glücklich durchpasczte. Von hier aus segelte er nach Constantinopel, besuchte Nicäa und kehrte nach zweijährigem Aufenthalte nach Rom zu Gregor III. zurück, dem er von seinen Gefahren und den Nachstellungen der Muslimen ausführlich berichtete. Im Jahre 741 ward er Bischof von Eichstädt und starb 783. 48)

Eine neue Epoche für die Entwicklung des Pilgerwesens trat ein durch die Regierung Karl's des Großen. Die beispiellose Macht, welche er besaß, bewog denn auch den Patriarchen von Jerusalem, im Jahre 800, den Presbyter Zacharias und zwei Mönche aus dem Kloster des Delberges und vom heiligen Saba, Gregor und Felix, zu ihm zu senden, um ihm Reliquien vom Heiligen Grabe, die Schlüssel und das Banner desselben zu überreichen und seinen Schutz für die Christenheit des Heiligen Landes anzusehen. 49) Der Kaiser

nahm die Gesandten höchst freundlich auf und versprach energischen Schutz, ja für den Fall schwerer Bedrängniß sogar das Einschreiten bewaffneter Macht gegen die Feinde des Glaubens.⁵⁰⁾ Freilich wissen spätere Jahrhunderte sogar zu erzählen, Karl der Große sei über Konstantinopel, weshalb dieser Weg „die Straße Karl's des Großen“ später hieß, nach Jerusalem gegangen und sei dann nach glücklichen Kämpfen mit den Ungläubigen mit reichen Reliquien, wie einem Stücke des Heiligen Kreuzes, dem Schweißtuche Christi, dem Hemde Mariä und dem Arme Simeon's über Sicilien und Rom nach Aachen heimgekehrt; allein die Geschichte weiß nichts davon.⁵¹⁾ Sicher ist nur, daß der Khalif Harun-al-Raschid ihn durch Uebersendung reicher Geschenke ehrte, seinen Glaubensgenossen im Heiligen Lande Schutz versprach, und daß Karl, wie König Alfred von England bereits gethan, große Summen zur Erbauung von Klöstern, Herbergen und Krankenhäusern im Heiligen Lande anwies. Außerdem ist die Entstehung der positiv auftretenden Nachricht von einer Pilgerfahrt Karl's noch sehr leicht erklärbar, da Syrien als Sarazenenland ohne weiteres mit Hispania identificirt wurde, wie ja bei Wilhelm von Tyrus und andern Kreuzzugschriftstellern Hispania ohne weiteres Syrien bedeutet⁵²⁾, so daß man, da der Name Hispania einen andern Inhalt gewonnen hatte, später nicht mehr an seine Kämpfe mit den Sarazenen der Iberischen Halbinsel dachte, sondern den Schauplatz der Thaten Karls eben in Syrien suchte. Sodann aber mag man an jene mystischen Processionen und Züge des Kaisers denken, welche zum Behufe der Krönung in Rom erfolgten, und unter anderm auch die Statio ad Hierusalem oder die Kirche des Heiligen Kreuzes von Jerusalem berührten.⁵³⁾ Letzteres Moment erklärt zugleich die Entstehung der Sage vom Tode

Gerberts in Jerusalem⁵⁴⁾ und von einem wirklichen Kreuzzuge Heinrichs IV. nach Jerusalem.⁵⁵⁾

Geschützt durch den starken Arm Karls und unter der milden Regierung des ihm befreundeten Khalifen, blühten in Palästina die kirchlichen Institutionen mächtig empor und zwar besonders am Sinai.⁵⁶⁾ Allmählich jedoch begannen die Muslimen die wachsende Macht des christlichen Elements zu fühlen und suchten durch einzelne Verfolgungen, z. B. gegen die Mönche des Delbergs, ihr längstverhaltenes Mißbehagen und ihren alten Fanatismus auszulassen. Später vergaßen sogar die Khalifen ihre alte Freundschaft mit dem Kaiserthum des Abendlandes und legten den Prälaten Palästinas starke Steuern und Tribute auf, so z. B. mußte der Patriarch von Jerusalem allein eine jährliche Abgabe von 580 Solidi (638 Thaler) bezahlen.⁵⁷⁾ Trotzdem jedoch blieb das Verlangen, die heiligen Stätten zu sehen, in den Herzen der orientalischen Christenheit rege, und die Ascese, welche in einer Pilgerfahrt übers Meer die Krone sittlichen Verdienstes erblickte, ließ die Beschwerden und Gefahren nur um so werthvoller erscheinen. So reiste um's Jahr 865 ein Mönch Bernhard, begleitet von dem Mönch Theodemund von Benevent und einem Spanier Namens Stephanus, nach dem Heiligen Lande. Er zog durch die Romagna, wo alles von Spitzbuben und Gefindel wimmelte, sodaß die Pilger nur in starken bewaffneten Scharen ziehen durften, nach Rom, erbat hier sich die Erlaubniß zu einer Pilgerfahrt nach Syrien vom Paps Nikolaus I. und begab sich nach Bari. Hier mußte er sich vom arabischen Gouverneur einen Paß ausfertigen lassen, welcher sein genaues Signalement und sein Reiseziel angab. In Tarent, wo sein Schiff anlegte, fand er sechs arabische Fahrzeuge mit 9000 Christensklaven an Bord, welche von den Muslimen in Benevent

gefangen genommen worden und theils nach Alexandrien, theils nach Tripolis eingeschifft wurden. Nach einer dreißigtägigen Fahrt landete Bernhard in Alexandrien, allein erst nach der Zahlung von 6 Goldstücken ward ihm erlaubt an's Land zu gehen. Er pilgerte hierauf nach Kairo, allein hier mußte er, um seine Reise fortsetzen zu können, 13 Denare (1 Thlr. 6 Sgr.) bezahlen und für seinen Paß 1—2 Denare. Er reiste hierauf, wie er selbst im Gegensatz zu seiner Reise durch die Romagna rühmt, mit der größten Sicherheit über Mahalla, Damiette, Tanis nach Faramea, wo er die Marienkirche besuchte, und dann über M-Arisc und Gaza nach Jerusalem. Hier konnten sich die Pilger in der Herberge, welche Karl der Große hatte erbauen lassen, ausruhen; sie besuchten die in der Nähe liegende Marienkirche mit der Karlsbibliothek, und widmeten ihre Zeit der Anbetung der Reliquien und heiligen Stätten. ⁵⁸⁾

Gegen Ende des 9. Jahrhunderts stiegen die Bedrückungen der orientalischen Christen bis auf's Aeußerste, weshalb 881 der Patriarch von Jerusalem, Elias III., sich durch die Mönche Gispert und Rainard an den Kaiser Karl III. wandte, um von ihm Hülfe, besonders aber Geld zu erbitten. Die Christen nämlich hatten, um die Mittel für die Restauration ihrer Kirchen zu gewinnen, die Domänen und heiligen Gefäße verpfändet und wollten diese Werthe natürlich nicht in den Händen der Muslimen lassen. Besonders machte der Brief auf die Gefahr aufmerksam, daß bei längerer Verpfändung bald die Mittel für den Unterhalt der Mönche und Armen fehlen, die christlichen Gefangenen in ihrer Knechtschaft hinsiechen, die heiligen Gefäße für profane Zwecke verbraucht, und endlich das Del für die Feierlichkeiten des Cultus mangeln würde. ⁵⁹⁾ Dieser Nothschrei fand jedoch kein Gehör; das Abendland seufzte selbst unter den wiederholten Einfällen der Sarazenen, und die Macht des

Papstthums war noch nicht hoch genug gestiegen, um das Abendland zur einmüthigen Hülfe für den christlichen Orient aufrufen zu können. Die Lage der syrischen Christen wurde immer trauriger, trotzdem es dem Kaiser Nicephorus Phokas gelungen war, um 950 einen großen Theil Syriens zu erobern, da bald darauf die christlichen Waffen am Tigris eine vernichtende Niederlage erlitten. Zwar gelang es seinem Nachfolger Johannes Zimiskes 972, die meisten Städte Syriens, darunter auch Jerusalem, wieder zu erobern, aber schon wenige Jahre darauf ward Jerusalem wieder eine Beute der Araber, und zwar der fatimitischen Khalifen von Aegypten.

Diese gewährten allerdings in den ersten Jahren ihrer Herrschaft den Christen Ruhe und Freiheit, allein die Zeit der Verfolgung und des Druckes begann von neuem, seitdem 996 der Khalif Hakem-Biamrillah (sein vollständiger Name ist: Abû Ali Al-Mansûr Al-Hakim) nach dem Tode seines Vaters Al-Azîz (im September, October 993) den Thron bestiegen hatte.⁶⁰⁾ Als Sohn einer christlichen Mutter und eines christlichen Sklaven, sowie als Nefte des Patriarchen von Jerusalem Drestes schien er anfangs ein natürlicher Freund und Bundesgenosse der Christen zu werden, allein diese Hoffnung schlug fehl. Die abendländischen Schriftsteller finden nicht Worte genug, die Scheußlichkeiten dieses Khalifen zu schildern. So erhielt nach ihrem Berichte z. B. der Graf Fulco von Anjou den Zutritt zum Heiligen Grabe (um 1009) nur unter der Bedingung, daß er das Grab und das heilige Kreuz vorher erst verunreinigte. Am schwersten jedoch traf die Christen die Zerstörung der Auferstehungskirche, welche, wie christliche Quellen berichten, besonders auf Antrieb der Juden erfolgte, um das Wunder des heiligen Feuers aufhören zu lassen.⁶¹⁾ Ebenso sanken auf seinen Befehl die Kirchen in Lydda und Ramla in Staub und Asche. Indessen machte eine Verschwörung, an

deren Spitze die eigene Schwester des Kalifen stand, seinem Leben ein Ende (1020), und wenige Jahre darauf erhob sich die Heilige Grabeskirche unter seinem Enkel Mostanser Billah aus ihren Trümmern ⁶²), so daß 1035 von neuem die Pilgerzüge aus dem Occident begannen. ⁶³)

Die Kunde von der Zerstörung und Profanirung der heiligen Stätten hatte das Abendland in tiefe Trauer versetzt. Der Papst Sergius IV. wandte sich an die Christenheit in einem begeisterten Rundschreiben und forderte sie auf, sich mit ihm zur Befreiung des Heiligen Landes zu rüsten. „Es handelt sich in diesem Kriege“, schreibt er, „nicht um ein armseliges Königreich, sondern um einen ewigen Besitz. Es ist unsere Sache zu wagen, wie es die des Herrn ist, uns zu beschützen. Dieses Leben ist ein vorübergehendes; kämpfen wir daher so tapfer gegen die Feinde Gottes, daß wir uns mit ihm im Himmel freuen können!“ Er erinnerte an das Wort Christi, daß jeder, der Weib und Kind, Heimat und Besitz um seinetwillen verlasse, dafür hundertfache Belohnung finden werde, ebenso wies er darauf hin, daß der Glaube durch Thaten und Werke sich beweisen, daß jeder auch für Christum leiden müsse, da er für ihn gelitten, endlich verlangte er, daß alle Christen unter sich Frieden machen und Frieden bewahren sollten. Wie der Papst selbst berichtet, hatten die Genuesen und Venetianer eine große Flotte ausgerüstet, und die übrigen Städte Italiens legten nicht minder einen rührenden Eifer für die heilige Sache an den Tag, jedoch von einem wirklichen Kreuzzuge weiß die Geschichte nichts zu erzählen. ⁶⁴) Ueberhaupt ist der ganze Plan, wenn man ihn mit den Projecten späterer Zeit vergleicht, in hohem Grade charakteristisch; die ganze Idee zeigt noch verschwommene Umriffe, kein Volk, kein Fürst, nicht einmal der Kaiser wird um Hülfe aufgerufen, ebenso wenig wird Ablass verheißen.

Die Gefahren und Verfolgungen, welche die Pilger auf ihrer Fahrt zu bestehen hatten, machten ihnen die Nothwendigkeit der Vereinigung zu größeren Scharen klar, und so vereinigten sich denn in der Mitte des 11. Jahrhunderts zuerst unter dem Grafen von der Normandie und dem Abte Richard 700 Pilger. Sie zogen auf dem gewöhnlichen Wege über Konstantinopel und wurden dort ausnahmsweise freundlich empfangen, während die Pilger 40 Jahre früher, unter Basilius II., empörende Gewaltthätigkeiten zu erleiden hatten. Im Jahre 1054 zogen sogar 3000 Pilger, „das Heer des Herrn“, unter der Führung des Erzbischofs Lietbert von Cambrai nach Syrien, aber die Furcht vor den räuberischen Horden der Araber hielt sie von einem Besuche der Heiligen Stadt ab. Im Jahre 1056 trat Abt Theoderich von Jumièges seine Pilgerfahrt mit vielen Gefährten an. In Melf fand er in der Herberge des Abtes Ansgot, eines frühern Ritters aus der Normandie, gastliche Aufnahme und einen bairischen Prälaten, der mit Theoderich zugleich die Reise bis nach Antiochien machte. Hier jedoch entstand unter den Pilgern Zwiespalt, indem die einen zu Lande, die andern unter Theoderich und dem bairischen Prälaten zur See nach Jerusalem gehen wollten. Herbert von Montrueil, der Führer der erstern Partei, wurde jedoch in Laodicäa krank und kehrte sofort zurück, während Theoderich nach Cypern ging und dort starb. Stattlicher als alle jene bewaffneten Pilgerfahrten war die Schar, welche aus Furcht vor dem nahen Jüngsten Tage 1065⁶⁵⁾ aufbrach, an ihrer Spitze: Erzbischof Siegfried von Mainz, Bicedominus Hermann, die Bischöfe Wilhelm von Utrecht, Günther von Bamberg, Ezzo Scholasticus⁶⁶⁾, Otto von Regensburg, Friedrich von Diessen, Ekkehard von Scheyern und Ortulf von Hohenwart, ferner folgten unter dem Abt Ingulph von Croxland viele englische Pilger, so daß der ganze Zug

nach den einen 7000, nach andern sogar 13000 Köpfe zählte. Die an der Spitze stehenden Prälaten zogen jedoch nicht nach alter Pilgerart mit Flasche und Stab und demüthig zu Fuß, sondern stolz zu Roß im blitzenden Waffengeschmeide, und so begreifen wir, warum ihnen am Hofe zu Konstantinopel eine ehrende Aufnahme zutheil wurde. Nachdem sie in der Sophienkirche ihre Andacht verrichtet, zogen sie weiter und erreichten nach langem beschwerlichen Marsche Laodicäa, wurden aber durch viele aus Jerusalem zurückkehrende Pilger und die Erzählung von deren Leiden in Jerusalem sehr entmuthigt. Trotzdem beschloß man, in Gottes Namen weiter zu ziehen. In Tripolis entgingen sie nur durch ein Wunder Gottes dem Mordanschlage, welchen der dortige Emir gegen sie gefaßt; in Cäsarea feierten sie das Osterfest. Als sie am folgenden Tage (25. März) durch Antipatris zogen, wurden sie am Stadthore von arabischen Räuberhorden überfallen und viele von ihnen niedergehauen. Der Bischof Wilhelm von Utrecht ward schwer verwundet, ausgeplündert und unter den Todten liegen gelassen. Die Pilger verloren alle Pferde und Maulthiere, doch leisteten sie mit ihren zum Theil improvisirten Waffen den Feinden energischen Widerstand. Endlich am 27. März machten die Kämpfenden Frieden unter einander, und die acht Emire, welche die Führer der Feinde waren, bestiegen den Thurm, in welchem die Bischöfe sich befanden, um mit ihnen über den Preis ihrer Freilassung zu unterhandeln. Der erste unter den Emiren wickelte seinen Turban auf, machte daraus eine Schlinge und legte sie dem Bischof Günther um den Hals, allein dieser streckte seinen Gegner mit Einem Schlage zu Boden, setzte ihm seinen Fuß auf den Hals und rief seine Gefährten um Hülfe.

Sämmtliche Emire wurden gebunden, und nun erwartete man muthig die neuen Angriffe der Feinde. Diese

jedoch verhielten sich ruhig, und am folgenden Tage schlug für die geängstigten Pilger die Erlösungstunde. Der Emir von Ramla nämlich erschien selbst an der Spitze einer starken Schar zur Befreiung der Pilger, da er, wie die Quelle erzählt, für den Fall ihrer Ermordung schwere Gefahren fürchtete. Er brachte sie unter sicherem Geleit nach Ramla, wo sie 14 Tage verweilten. Am 12. April zogen sie unter heißem Danke für ihre wunderbare Errettung in Jerusalem ein, wo sie vom Patriarchen Sophronius und dem Volk unter Lobgesängen empfangen wurden, und kehrten nach einem Aufenthalt von 13 Tagen zurück nach Ramla; von da erreichten sie nach siebentägiger Fahrt Laodicäa und kehrten über Constantinopel wieder heim.⁶⁷⁾ Eine andere Abtheilung unter dem Abte Ingulph von Croyland, welche wahrscheinlich den Deutschen langsam auf dem Fuße folgte, wollte wie jene nach dem Jordan wallfahrten, allein die Furcht vor den umherschweifenden arabischen Horden bewog sie, mit einer gerade in Jaffa liegenden genuesischen Handelsflotte nach Brindisi zu segeln, das sie auch nach stürmischer Fahrt erreichten. Nachdem sie noch Rom besucht, trennten sich die einzelnen Pilgerhaufen nach ihren Nationalitäten, indem die Franzosen und Engländer von da links, die Deutschen aber rechts abbogen. Von den 7000 Pilgern, erzählt der Bericht, kamen nur 2000 heim, von den 30 Rittern, welche der Herzog Wilhelm von der Normandie dem Abte Ingulph mitgegeben, waren nur noch 20 übrig, und zwar unberitten; die wenigsten der Heimkehrenden waren gesund geblieben, die meisten starben auf der Fahrt, oder starben in der Heimat bald darauf hin.⁶⁸⁾

Seit dieser großen Pilgerfahrt und der allgemeinen Täuschung in Bezug auf den Termin des jüngsten Gerichts nahm der Eifer, welcher seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts allmählich bis zu dieser bis dahin beispiellos

großen Unternehmung sich gesteigert hatte, allmählich wieder ab, obgleich die fortwährenden Klagen über den Druck der Christen durch die in rascher Folge wechselnden Herren Jerusalems das Abendland in steter Spannung hielten. Jedoch die Christenheit war durch den eben entbrannten Kampf zwischen Kaiser und Papst zu sehr erschüttert, die Interessen der Völker und Fürsten waren dadurch zu sehr beschäftigt, als daß nach den vorangegangenen Beispielen wieder große Züge von Pilgern sich hätten sammeln können; die meisten Pilger aus jener Zeit sind nur Männer, welche in dem Zusammenstoße der beiden großen Mächte jener Zeit eine Schädigung ihres materiellen Interesses oder ihres Gewissens fürchteten, und um einer Parteinahme zu entgehen, oder ihre Trauer über die Verderbtheit zu besänftigen, nach dem Grabe des Erlösers zogen. Indessen entging es dem politischen Scharfblick des Papstes Gregor VII. nicht, welche ungeheure Gewalt das immer noch nicht befestigte Ansehen und die politische Macht der Tiara gewinnen müsse, wenn es ihm gelänge, die Massen in den einzelnen Nationen durch den Gedanken eines allgemeinen bewaffneten Zuges gegen die Feinde der Kirche zu heizen, wie sein Vorgänger Sergius, wenn auch vergeblich, versucht hatte. Die Veranlassung dazu gab ein Hülfseruf des griechischen Kaisers Michael Ducas gegen die schwellende Macht der Muslimen, die bereits mehr als einmal Konstantinopel bedroht hatten. Gregor ging darauf ein, doch wollte er durch die bewaffnete Macht zuerst den zunehmenden Trotz der Normannen brechen, dann Konstantinopel und zuletzt das Heilige Grab retten. Der Plan, drei mächtige Feinde mit Einem Schlage zu unterwerfen, und zwar durch ein Heer, als dessen oberster Herr kein Kaiser und kein König, sondern der Papst selbst fungirte, war entschieden ein Gedanke großen Stils, allein, so gewaltig das Netz dieser Combination sich aus-

dehnte, so groß auch die Macht des Papstthums war, eine Verwirklichung derselben war noch nicht möglich. Er wandte sich um Hülfe an den Grafen Wilhelm von Burgund, an alle Gläubigen, an die Bewohner Italiens⁶⁹⁾, sammelte 50000 Mann um sich, die er bei Viterbo musterte, doch kam das ganze Unternehmen in's Stocken durch die Zögerung des Herzogs Gottfried, und der Kampf mit dem Kaiserthum brauchte seine Kräfte und Aufmerksamkeit so völlig, daß Gregor den ganzen Plan aufgab.

Der abenteuerliche, jedenfalls aber großartige Plan einer Befreiung des Heiligen Landes ward von Victor III. aufgenommen (1087). Er predigte einen Kreuzzug gegen die Muslime, und in der That rüsteten sich die Pisaner und Genuesen zu einem Kriege gegen die Araber, eroberten Mehadia und Sibilis (6. August 1088) und machten Frieden unter der Bedingung eines regelmäßigen Tributs⁷⁰⁾ an Genua und Pisa und der Anerkennung der päpstlichen Oberherrschaft. Ein eigentlicher Kreuzzug im Sinne des Mittelalters kann jedoch dieses Unternehmen nicht genannt werden, da das treibende Moment lediglich Handelsinteressen waren, und nicht das Verlangen, die Befreiung des Heiligen Grabes zu bewirken. Allein jener Gedanke sollte erst ganz gegen Ende des 11. Jahrhunderts zur vollen Geltung gelangen.

Wir haben hiermit kurz den äußeren Verlauf der Pilgersfahrten dargestellt, und es bleibt nur noch übrig, die innere Entwicklung dieser merkwürdigen Erscheinung zu verfolgen, um diejenigen culturhistorischen Momente kennen zu lernen, welche mehr als äußere Daten zur Betrachtung und zu tieferem Verständniß leiten.

Die Gründe, welche den Pilger an die Gräber der Apostelfürsten, oder in den fernen Osten trieben, waren nicht immer, wie man glauben möchte, rein religiöser Natur; sie

waren so vielfach wie die Interessen des öffentlichen und privaten Lebens und die Individualitäten der Völker.

Der Scandinavier besaß mehr als alle Völker jenen wunderbaren Zug nach dem Osten, wo die Sonne aufgeht, wo das selige Land der Asen mit der heiligen Stadt Asgard lag, und ein Brudervolk lebte, das seine Sprache verstand und seine Religion kannte. Dort wohnten auch Odhin und die Götter in einer Burg mit zwölf Tempeln, welche von zwölf Burgen vertheidigt wurden, dort lag der geheimnißvolle Odhinsheim mit seinen Purpur strahlenden Wiesen und Honigbächen, mit seinem ewig wolkenlosen Himmel und seinen gastlichen Palästen, in denen jeder Pilger Ruhe und Erquickung fand, wo der Tod nicht herrschte, sondern himmlische Heitre und ewiges Leben den Wanderer umfing. Weiter hinaus jedoch drohten die riesige Midgardschlange, Drachen und Unthiere, wilde Felsengebirge voll Eis und Schnee, und wehe dem Kühnen, welcher zu weit vorzudringen gewagt hätte! Alle diese mythischen und mythologischen Begriffe und Gestalten wurden durch das Christenthum nicht beseitigt; sie wurden vielmehr geographisch fixirt und zwar im Anschluß an die biblischen Orte und Begebenheiten. Die Urdaquelle ward jetzt wol zumeist infolge der lautlichen Aehnlichkeit, der Jordan und dessen König und Wächter Christus. Hatten ferner die Scandinavier früher Reisen zu einem großen Zauberer unternommen, waren sie früher zum Asentempel nach Upsala und nach dem Haine der Hertha gewallfahrtet, so sahen sie jetzt das Ziel ihrer Pilgerfahrt im fernen Osten, den sie auf Wegen erreichen konnten, wo ihnen die Sagen die Spuren früherer Heldenthaten ihrer Ahnen zeigten. Dazu kam ferner die furchtbare brutale Kraft, welche den Sohn des Nordens erfüllte, jene ungezügelte Berserkerwuth, in fernen Ländern und Zonen die riesige Wucht seines Armes zu zeigen. Ewige

Schande lastete auf dem Haupte des Mannes, der still daheim sitzen blieb, der seinen Kindern nichts aus weiten Ländern erzählen, ihnen keine glänzenden Beutestücke zu zeigen vermochte. So waren die Nordländer ein Schrecken der christlichen Völker gewesen; als Piraten durchstreiften sie alle Meere, als Söldner dienten sie allen Herrschern. Mit dem Christenthum empfingen sie neuen Anstoß zu Waffenthaten, aber auch andere Gegner. An die Stelle der Raubzüge traten jetzt die heiligen Kriege gegen die Heiden; mit dem Rufe: „Vorwärts, vorwärts, ihr Männer Christi, ihr Männer des Kreuzes!“ stürmen sie gegen sie, und viele Fürsten pilgern sofort nach empfangener Taufe, wie die Sagas berichten, in den fernen Osten, um dort die Feinde des Kreuzes zu besiegen und den Triumph des Glaubens zu befestigen.⁷¹⁾

Nicht weniger wie bei den Scandinaviern war auch bei den übrigen Völkern häufig genug jene übersprudelnde Kraft, die wie junger, feuriger Most gärend nach außen drängt und treibt, die Veranlassung zu Fahrten in die Ferne; wir haben dafür die Klage mönchischer Geschichtschreiber über die oft so unkirchlichen Motive als Beweis.⁷²⁾ Die gewaltigen Erschütterungen, welche das Abendland Jahrhunderte lang durch eine Reihe mächtiger Wanderungen empfunden hatte, zitterten noch lange nach und ließen erst allmählich seit den Ottonen die politischen Verhältnisse sich verfestigen und die Macht der Kirche sich vertiefen. Trotzdem blieben hier und da Stauungen unvermeidlich, so daß zum Beispiel kurz vor dem ersten Kreuzzuge im nordöstlichen Frankreich eine allgemeine Uebervölkerung eintritt⁷³⁾, und nur sehr langsam das einzelne Volk mit seiner Scholle zusammenzuwachsen anfängt. Dazu kam auch die fortwährende Angst vor dem Weltende, welche seit dem Beginn des 10. Jahrhunderts bis über die Mitte des 11. hinaus fort-

während quälte. Im Jahre 960 erschien auf dem Reichstage zu Würzburg ein Einsiedler aus Thüringen und verkündigte die Nähe des jüngsten Gerichts, vor dem ebenso die Armee Otto's in Calabrien beim Eintritt einer Sonnenfinsterniß zitterte. Am meisten jedoch bangte man dem Jahre 1000 entgegen, und als nun gar am 26. April desselben Jahres ein Erdbeben eintrat, warf sich das ganze Abendland auf die Kniee.⁷⁴⁾ Bald darauf kam die Trauerkunde von der Eroberung der Heiligen Stadt durch die Seldjucken und der Zerstörung der Kirchen in Jerusalem.

Waren früher nur einzelne Pilger aufgebrochen, so machten sie sich jetzt zu Tausenden auf den Weg, um das jüngste Gericht im Heiligen Lande zu erwarten, und durch unzählige Vermächtnisse, deren Eingangsworte immer der Nähe des jüngsten Tages gedenken, sowie durch reiche Unterstützung der hauptsächlich damals angefangenen Münsterbauten suchten diejenigen das Erbarmen Gottes anzusehen, welche nicht über's Meer zu wallfahrten im Stande waren. Ueberhaupt steht um diese Zeit das mönchisch-ascetische Wesen, welches immer nur in der Weltflucht das ewige Heil erblickte, auf seiner Blüte, und die Wallfahrt wird seitdem aus einer freiwillig übernommenen Pflicht ein Bußwerk, welches der Einzelne infolge von Gewissensbissen sich selbst, oder ein Prälat, oder der Papst auf einige Zeit, in einzelnen Fällen sogar für das ganze Leben auferlegt. Die Kirche leistete natürlich in jeder Weise dieser Vorstellung, daß eine Pilgerfahrt sicher zum Paradiese führe, Vorschub. In Liedern und Leichen tönte dem Volke der Preis der heiligen Stätten entgegen, durch Predigten und Bücher lebte es sich in die Geschichte Christi ein, so daß alle Herzen die Sehnsucht durchdrang, das begnadigte Land zu schauen. Unzählige Splitter des heiligen Kreuzes, Stücke von Reliquien des Herrn, seiner Mutter oder seiner Jünger waren die fort-

währenden Prediger zur Buße und Wallfahrt, und es gehört wenig Phantasie dazu, um sich die Empfindungen und Gefühle zu malen, welche den einsamen Büßer in der Zelle und den frommen Christen vor dem Crucifix mögen bewegt haben, wenn vor seiner Seele die Bilder aus der heiligen Geschichte in lebendigen Farben vorüberzogen. Der eine dachte wol an das Beispiel Abrahams, dem Jehovah befohlen aus seinem Vaterlande und aus seiner Freundschaft zu gehen, und in das Land zu ziehen, das er ihm verheißten, und waren nicht die Christen nach der Erläuterung des Apostels die Kinder, also auch die rechtmäßigen Erben Abrahams? Andere mochten an das Beispiel der Israeliten denken, welche nach dem Befehle Moses alljährlich zum Tempel wallfahrten sollten, andere wieder an die Verheißung des Propheten, daß alle Völker nach Zion eilen sollten, um dort mit dem Herrn den großen Welt Sabbat zu feiern. Ja, der Apostel Paulus schien selbst das Wallfahrten nach Jerusalem durch sein Beispiel empfohlen zu haben, da er nach jeder Missionsreise nach Jerusalem zurückkehrte. Endlich aber war Jerusalem der Mittelpunkt der Welt, um den nach den geographischen Vorstellungen jener Zeit alle übrigen Länder gelagert waren ⁷⁵⁾, und das Abbild des himmlischen Jerusalems, zu dem die Christen im Glauben wallfahrten, wie ja überhaupt nach den Worten der Schrift unser ganzes Leben eine Pilgerfahrt ist. ⁷⁶⁾ Alle diese Gedanken trugen sich in die persönlichen Verhältnisse des Einzelnen ein, und so schwer es ihm werden mochte, Weib und Kind, das glänzende Leben des Hofes, oder die ruhige, behagliche Stille des Klosters vielleicht auf immer zu verlassen, in tausend einzelnen Fällen trat an ihn die Forderung heran, um Christi willen alles zu verlassen, wie seine Jünger gethan hatten, um ihm nachzufolgen. Eine Rettung aus

schwerer Gefahr oder Krankheit, Gewissensbisse über einen geheimen oder öffentlichen Frevel, Trauer über die Verderbtheit der Kirche, Furcht vor dem Verlust irdischer Vortheile, oder der Schädigung der eigenen Ueberzeugung im Kampfe zwischen Curie und Kaiserthum, Widerwillen gegen den Druck mächtiger Prälaten, oder Bisionen, welche Tag und Nacht quälten, kurz die verschiedensten Beweggründe mögen hier mitgewirkt haben.

Am meisten natürlich wurde die Pilgerfahrt in Folge einer Buße, welche der Papst, ein Prälat oder der Landesfürst auferlegte, unternommen und zwar anfangs nur für Mord, Sodomiterei und Simonie, später auch für Bruch des Gottesfriedens. Die ersten Beispiele wegen Simonie bietet der Befehl des Papstes Nikolaus II., welcher allen Simonisten durch seine Legaten Damiani und Anselm von Lucca nach Tours, Compostella und Jerusalem zu pilgern befahl; auch kennen Beda Venerabilis und Theodor von Canterbury die Wallfahrt bereits als Bußinstitut. Im 8. und 9. Jahrhundert wurden viel lieberliche Mönche auf die Wallfahrt geschickt, allein, da diese nur die Gelegenheit zum Bagabundiren benutzten, mußte die Synode von Mainz 813 bereits Büßern dieser Art den Aufenthalt an Einem Orte befehlen.⁷⁷⁾ Ueberhaupt müssen die Pilgerfahrten eine Masse von Unordnungen im Gefolge gehabt haben; denn schon sehr bald ward die Pilgerfahrt nur von der Erlaubniß des Parochialgeistlichen abhängig gemacht, und die Kirche hat ihren Anspruch auf die Ertheilung dieser Erlaubniß bis in die Zeit der Kreuzzüge aufrecht erhalten, zumal sie dadurch ihren Einfluß stärkte. Ja es bildete sich ein eigenes Ritual in Folge der Kreuzzüge aus, nach dem der Pilger die Symbole der Pilgerfahrt aus der Hand des Priesters empfing.⁷⁸⁾ Ebenso ward ihm von demselben die Dauer der Pilgerfahrt vorgeschrieben, die natürlich ganz

von der Schwere der Schuld abhängig war. So mußte der Büßer entweder die kleine, oder die große Fahrt antreten, nicht selten auf Lebenszeit. In Frankreich war es eine alte Sitte, daß, wer einen Verwandten erschlug und vom Papste Begnadigung empfing, mit Fesseln aus dem Eisen seines Schwertes für immer auf der Pilgerschaft bleiben mußte, um wie Ahasver die Länder zu durchirren, bis der Tod ihm Erlösung brachte.⁷⁹⁾ Während der Kreuzzüge bildete sich sogar die Sitte aus, daß Leute, welche wegen irgend eines Verbrechens zur Wallfahrt verurtheilt waren, auf ihre Kosten einen Pilger stellen konnten, welcher jedoch durch eine Bescheinigung seitens der Templer oder Hospitaller nach seiner Heimkehr sich ausweisen mußte.⁸⁰⁾

Ursprünglich legten die Pilger keine äußern Abzeichen ihres Gelübdes an, sobald jedoch das Pilgern eine Art Gewohnheit wurde, mochte sich bei den Reichern wol zuerst die Sitte ausbilden, durch einen eigenen Habit sich auszurüsten⁸¹⁾ und mit den Zeichen vollbrachter Wallfahrt, Jakobsmuschel und Palmzweig oder Rischkräsch⁸²⁾ in die Heimat zurückzukehren. Wie bekannt trugen die Kreuzfahrer nur Kreuze, und zwar die Norweger rothe in weißem Felde, während die Dänen weiße in rothem und die Schweden rothe in grünem Felde trugen. Zu der großen Kreuzfahrt 1189 wählten die Engländer weiße, die Franzosen rothe, die Flanderer grüne Kreuze.⁸³⁾

Um jedoch eine so weite Reise unternehmen zu können, mußte man vor allem im Besiz zureichender Mittel sein. Viele Pilger allerdings bezogen, wie schon oben angeführt, das Wort des Herrn auf sich, ohne Beutel und ohne Tasche auf die Reise zu gehen, und erreichten bettelnd, oder durch die Unterstützung der Herbergen, vielleicht auch durch Dienstleistungen auf dem Schiffe wirklich ihr Ziel. Die meisten jedoch versorgten sich wie andere Menschenkinder für die

Reise mit Geld, das sie durch Verpfändung ihrer unbeweglichen Habe von reichen Bürgern und Klöstern, oder aber auch von den Juden empfangen. In der Regel war jedoch das Geld sehr bald zu Ende; so hatte z. B. König Erich der Gute auf dem halben Wege nach Syrien seinen Schatz erschöpft, und König Waldemar III. wandte den ganzen Verkaufspreis einer Provinz auf. Wie und wo die Pilger ihre einheimischen Geldsorten umsetzten, ist ganz unbekannt, wahrscheinlich wechselten sie in Griechenland oder in Italien, von wo man mit der Levante stets Verkehr unterhielt, bereits die arabischen Dirhems ein. Im 12. Jahrhundert kennen wir nur ein Beispiel, wo die Kreuzfahrt gegen den Nachweis genügender Geldmittel gestattet wurde, das ist beim Kreuzzuge Friedrichs I. Sonst begnügten sich die Curie und die Könige von England und Frankreich nur mit der Regelung der Schuldverhältnisse.

Man reiste gewöhnlich zu Fuß, wie Knut der Große, oft sogar barfuß oder, wie oben erwähnt, mit Ketten beladen, obgleich die ritterlichen Scharen des 11. Jahrhunderts durch ihr Auftreten sehr wenig den Charakter einer Bußfahrt erkennen ließen. Die Skandinavier, welche den Landweg einschlugen, ritten fast stets; „nach Süden reiten“ ist soviel als pilgern, sonst werden die Wallfahrer bei ihnen auch Palmen-, Eild-, Ost-, Asiens- und Griechenlandsfahrer genannt.⁸⁴⁾

Es ist zwar nicht sicher verbürgt, aber ohne Zweifel anzunehmen, daß die Pilger auf ihrer Fahrt schon vor den Kreuzzügen Lieder sangen.⁸⁵⁾ Das alte Wallfahrtslied „In Gottes Namen fahren wir“⁸⁶⁾ ist im 12. Jahrhundert in aller Munde, und mit stummer Bewunderung sahen die Italiener die riesigen Pilgerhaufen der Deutschen unter den Klängen jenes Liedes die Berge herabsteigen⁸⁷⁾, so daß es fast scheint, als ob nur die Deutschen Wallfahrtslieder ge-

kant hätten. Vor Alfken hatten die Deutschen als Feltgeschrei die letzten zwei Zeilen des Gedichts: „nü helfe uns diu goteskraft und daz heilige grap.“⁸⁸⁾

Die Dauer einer gewöhnlichen Pilgerfahrt war in der Regel nur ein Jahr, während die Skandinavier meist zwei bis drei Jahre⁸⁹⁾ darauf verwandten, zumal diese wohl von allen Pilgern am meisten durch Beschaffung tüchtiger Vorräthe von Fleisch, gesalzenen Fischen und Brot, durch die Ausrüstung ihrer Schiffe und andere zeitraubende Vorkehrungen für die große Fahrt Vorsorge trafen und auf ihrem Wege auch viele Streifereien unternahmen. Aus der Zeit der Kreuzzüge sind uns jedoch Beispiele außerordentlich schneller Fahrt bekannt, die sogar heute noch in Erstaunen setzen.⁹⁰⁾ Die Termine für den Aufbruch waren meist Ostern und Johannis, und zwar pilgerten die Norweger meist im Frühling ab und trafen im Juni in Italien ein.

Die Routen der Pilger waren höchst verschieden. Die Deutschen, Franzosen und Engländer gingen oft durch Italien und fanden in Brindisi, Bari, Messina, gewöhnlich aber schon in den norditalischen Seestädten Schiffe, welche sie nach dem Orient brachten, doch scheint diese Route bei den Deutschen hauptsächlich erst seit den Kreuzzügen in Aufnahme gekommen zu sein und selbst Friedrich Barbarossa mochte nicht durch Italien⁹¹⁾ und dann zur See nach dem Heiligen Lande ziehen, sondern wählte lieber „den Weg Karls des Großen“ durch Ungarn. In der That war auch dieser Weg für die Deutschen der bequemste, überhob sie der immerhin gefahrvollen und mühsamen Passage über die Alpen und bot durch die liebevolle Fürsorge des Königs Stephan eine Reihe trefflicher Herbergen.⁹²⁾ Allerdings wurde der Weg durch Kleinasien wieder beschwerlich, allein die Gefahr, zur See in die Hände muslimischer Piraten zu fallen, war nicht geringer. Ebenso zogen viele skandinavische Pilger über Kon-

stantinopel und zwar gewöhnlich über Bisby oder Ostergarn, Nowgorod, Smolensk, Tschernigo nach Kiew, wo sich in der Regel die einzelnen Scharen vereinigten, oder den Don hinunter ins Schwarze Meer. Von Kiew brachen sie meist im Juni auf nach Wititschef, ruhten auf der Insel des heiligen Gregor und gingen über Barna nach Konstantinopel. Von da reisten sie über Cos, Myrrha, Cap Chelidonium nach Alexandrette, von wo sie über Bassa auf Cypem in Atkon landeten. Trotzdem gab es doch auch viele Pilger, welche, jedenfalls um erst die Gräber der Apostel in Rom zu besuchen, über die Alpen ihren Weg nahmen; darauf weisen die vielen Namen des berühmten Reichenauer Registers⁹³⁾ und die zahlreichen Funde norwegischer Münzen in der Schweiz.⁹⁴⁾

Seit dem 13. Jahrhundert gingen die meisten skandinavischen Pilger auf der westlichen Route (Westargr) und zwar oft genug im Verein mit friesischen und holländischen Pilgern. Sie legten in Stavoren an, segelten dann nach Dartmouth und von da nach San-Jago, wo sie ihre Andacht verrichteten. Hierauf passirten sie die Straße von Gibraltar und erreichten die nordafrikanische Küste entlang segelnd Syrien. Dieser Weg war bereits im 9. Jahrhundert von den Normannen befahren worden, außerdem bot er so viel Neues und Gelegenheit zu Abenteuern, daß ihn die Scandinavier in der Zeit der Kreuzzüge vorzugsweise wählten.⁹⁵⁾

Welche zahlreichen Scharen von Pilgern schon seit den frühesten Zeiten Europa verlassen haben müssen, um in Rom oder in Jerusalem ihre Andacht zu verrichten, kann man aus den frühen Stiftungen von Herbergen und Hospitälern erkennen. Allgemein galt es als ein gottgefälliges Werk, Pilger zu unterstützen, und man erinnerte sich der Worte des Heilandes, worin er jeden unter seinen geringsten

Brüdern aufzunehmen gebietet und dafür am großen Tage des Weltgerichts Belohnung verheißt. Bereits im 5. Jahrhundert stiftete Fabiola eine Herberge im Hafen Roms für die zahlreichen britischen Pilger, in Frankreich befahl das Concil von Macon 585, Herbergen zu bauen und nicht minder die Regel des heiligen Benedict; König Childebert I. stiftete in Lyon, Autun und Le Mans Hospize, ebenso bei Caligata am Fuße der Alpen der heilige Hilarius. Aus derselben Zeit stammt die Herberge des Grafen Samson zu Konstantinopel, und wenige Zeit später entstand in Rom die Schola Saxonica.⁹⁶⁾ Auch war Karl der Große auf die Erbauung solcher frommen Institute bedacht; die meisten auf den Alpen wurden nach seinem Befehl erbaut.⁹⁷⁾ Besonders bedachte er aber mit reichen Geldsendungen die Kirchen von Jerusalem⁹⁸⁾, in deren Nähe Herbergen, Bibliotheken und Krankenhäuser sich erhoben.⁹⁹⁾ Das berühmteste ist das Marienhospital der Deutschen in der „Straße der Deutschen“, welche die Straße des Tempels in der Richtung von Norden nach Süden schneidet.¹⁰⁰⁾ Die Synode von Aachen (816) befahl, daß jeder Bischof ein Hospiz unter einem Kanonikus für Fremde anzulegen habe und ebenso jedes Kloster¹⁰¹⁾; diese Bestimmungen wurden durch die Synode von Mailand (863) erweitert.¹⁰²⁾ Besonders zahlreich sind Stiftungen im 11. Jahrhundert. Sanct-Gotthard leuchtete durch sein Beispiel voran¹⁰³⁾, die Gräfin Mathilde erbaute Herbergen zwischen Lucca und Siena in den Apenninen, Knut der Große und Erich der Gute und unzählige andere sorgten bei Lebzeiten oder durch ihr Testament für die Nothdurft der Pilger.¹⁰⁴⁾ Das bedeutendste Hospiz wurde in Jerusalem um 1080 durch Amalfitaner gestiftet¹⁰⁵⁾, welches auf dem Plage vor der Grabeskirche neben der spätern Sancta-Maria de Latina sich erhob und sehr bald durch Vermächtnisse reichen Zuwachs erfuhr.¹⁰⁶⁾

Trotz dieser Erleichterungen der Wallfahrt blieb sie immer ein höchst gefahrvolles Unternehmen. Ohne Zweifel empfahlen sich die Pilger schon seit frühen Zeiten ihrem Patron, dem heiligen Georg¹⁰⁷⁾, und wurden auch überall geschützt, vielleicht sogar an besonders unsichern Stellen begleitet; allein die Habgier adelicher und gemeiner Raubgesellen nahm ihnen oft bald nach dem Antritt der Reise ihr Geld, und hatten sie erst die Grenzen ihrer Heimat oder gar der christlichen Länder hinter sich, so waren sie dem Schlimmsten ausgesetzt. Die Muslimen, denen nach einem alten Sprichwort „jeder Fremde verächtlich ist“, machten sich über die wol oft recht wunderlichen und komischen Gestalten lustig, bespöttelten ihre fetischartige Verehrung von Bildern und Reliquien, setzten sie unter manchnial wol nicht ganz unberechtigten Bedenken gefangen, oder raubten sie offen aus und schlugen sie als Eindringlinge und Spione todt. Allerdings sind aus den Berichten einzelner Pilger und den Chroniken Beweise dafür zu finden, daß es unter den Muslimen nicht an Edelmuth und Hochherzigkeit gegen die armen Pilger fehlte, und namentlich ist die Geschichte der Eroberung Jerusalems durch Saladin ein glänzendes Beispiel hierfür; allein die unzähligen Plackereien, offenen und heimlichen Drohungen und Gefahren waren oft so groß, daß Pilger, trotz ihres heißen Dranges Jerusalem zu sehen, wenige Meilen vor der Stadt umkehren und in die Heimat zurückkehren mußten.

Hatten sie hingegen Jerusalem wirklich erreicht und sei es aus eigenen Mitteln, oder wie im 4. Jahrhundert häufig durch das Mitleid eines reichen Grafen das Kopfgeld an die muslimischen Beamten bezahlen können, so boten sich ihnen Tausende von Stellen, die nach der Tradition durch eine Erinnerung aus dem Leben des Heilandes geweiht waren, und man darf es wol der Phantasie des Lesers

überlassen, sich die seligen Empfindungen zu malen, welche die durch Entbehrungen und Strapazen ermatteten Pilger am glücklich erreichten Ziele empfunden haben mögen. Wahrscheinlich fanden sie in den eingeborenen Christen Führer und Dolmetscher, aber ebenso werden sie wol durch sie belogen und betrogen worden sein. In allen Kirchen fanden sie Reliquien des Herrn, und wie glücklich mögen die Pilger in der Anbetung und bei der Berührung derselben gewesen sein!

Der Hauptbesuch galt natürlich der Kirche des Heiligen Grabes; denn dort sollte sich ja das große Ereigniß der Auferstehung des Herrn vollzogen haben, dort zeigte man sein Grab und durfte sich ihm ehrerbietig nahen.

Eine ganz besondere Bedeutung jedoch empfing der Besuch der Grabeskirche durch das Wunder des „heiligen Feuers“, welches am Ostersonnabend sich zu ereignen pflegte. ¹⁰⁸⁾ Wir haben über die Art, wie es sich vollzog, zwei interessante Berichte aus der Zeit des beginnenden 11. Jahrhunderts, nämlich von Fulcher Carnotensis ¹⁰⁹⁾ und von dem russischen Abte Daniel ¹¹⁰⁾; wir lassen den letztern erzählen.

Am Charfreitage wurde die Kirche des Heiligen Grabes sauber gereinigt, die Lampen wurden gewaschen, mit Del und neuen Dochten versehen. Gegen Abend 8 Uhr wurden in Jerusalem alle Lampen ausgelöscht. Unser Gewährsmann Daniel hatte vom König Balduin I. die Erlaubniß erhalten, seine Lampe im Auftrage und Namen der russischen Christen in der Kuppel, welche in der Kirche über dem Grabe selbst erbaut war, aufzustellen; er fand bereits viele Lampen anderer Nationen und Klöster vor. Am folgenden Tage, dem Ostersonnabend um 11 Uhr, versammelte sich das Volk und eine Unzahl von Pilgern aus allen Himmelsgegenden vor der Grabeskirche und warteten mit unan-

gebrannten Kerzen in der Hand sehnsüchtig auf die Oeffnung der Thüren. Inzwischen befanden sich die Priester in der Kirche und warteten auf das Erscheinen des Königs. Als dieser endlich, nachdem er sich seiner Schuhe entledigt, gegen 12 Uhr Mittags erschien, wurden die Pforten geöffnet, und das Volk stürzte unter dem Rufe „Kyrie eleison!“ in die Kirche. Gegen 3 Uhr blickte einer der Priester durch die durchbrochene Thür der Grabkuppel, aber das „heilige Feuer“ war noch nicht erschienen. Der tausendstimmige Bittruf „Kyrie eleison“ schlägt an die Wölbung — und siehe da, über der oben offenen Kuppel zeigt sich eine lichte Wolke, durch die Thür erblickt man die aufgestellten und hängenden Lampen mit röthlichem Lichte sich entzünden, und mächtiger denn je klingt das „Kyrie eleison“ des in Entzücken jubelnden Volkes. Der Bischof eilt mit vier Diakonen herbei und reicht die erste angezündete Kerze dem König dar. Hierauf werden unter dem forttönenden Gesange des Volkes alle Lampen der Kirche sowie die hingereichten Kerzen angezündet, und das Volk verläßt mit neuem Lichte versehen die heilige Stätte. Erst am folgenden Tage fragte Daniel nach seiner Lampe, und als er sie an ihrer alten Stelle und brennen fand, zog er fröhlich, nachdem er sich noch ein kleines Stückchen vom Fußboden abgebrochen hatte, von dannen.

Dieses heilige Osterfeuer ist nach der Meinung der syrischen Christen so alt wie die christliche Religion; es war ja zum ersten mal in Gestalt einer Engelserscheinung am Grabe des Heilandes erschienen ¹¹¹⁾, und wurde dann von ihnen gegen die lateinischen Christen benutzt, nicht nur um die Richtigkeit ihrer Osterberechnung ¹¹²⁾, sondern auch überhaupt die Wahrheit ihrer Kirche zu beweisen. ¹¹³⁾ Trotzdem findet sich erst eine Spur der ganzen Idee um das Jahr 200, wo nach der Erzählung des Eusebius ¹¹⁴⁾ der

Bischof Marcissus, da das Del für die Lampen fehlte, Gott bat, das eingeschüttete Wasser zu entzünden, was denn auch geschehen sei. Zur Zeit des Konstantin konnte das Wunder noch nicht spielen ¹¹⁵⁾, da die Grabeshöhle zu seiner Zeit noch voll Schmutz und Schutt lag, ebenso wenig im 7. Jahrhundert, wo Chosroës die heiligen Stätten zerstörte, hingegen findet sich die erste sichere Spur in dem Reisebericht des fränkischen Mönches Bernhard, welcher 865 Jerusalem besuchte. Seitdem ward es in den Schriften der Väter als ein Beweis für das Christenthum, von Papst Urban II. als ein Antrieb zur Begeisterung für den Kreuzzug geltend gemacht ¹¹⁶⁾, bis das Heilige Grab in den Besitz der griechischen Christen kam, worauf denn die Lateiner gegen diese die Anklage frechen Betruges schleuderten, obgleich sie doch behaupten, daß ein mal allerdings das heilige Feuer wirklich vom Himmel herabgekommen sei und die Lampen angezündet habe. ¹¹⁷⁾ Augenblicklich ist die Pyrotechnik auch noch in der Hand der Griechen; sie erklären ganz offen, das heilige Feuer sei bloß eine symbolische Handlung und werde nur ausgeübt, um für die heiligen Stätten die gebührende Ehrfurcht zu erhalten und um eine sichere Einnahme zu schaffen. ¹¹⁸⁾ Leider aber ist die Oberaufsicht muslimischer Behörden nöthig ¹¹⁹⁾; sie kennt auch die Mittel der griechischen Priester, das „heilige Feuer“ zu erzeugen, seit langer Zeit ¹²⁰⁾, läßt sie aber ruhig gewähren. ¹²¹⁾

Außer den Stätten in Jerusalem besuchte jeder Pilger auch Nazareth und Bethlehem, Hebron, wo die Abrahams-eiche gestanden ¹²²⁾ und endlich den Jordan. Gewöhnlich suchten sie zum Epiphaniastage den Jordan zu erreichen, um zugleich das Tauffest Christi mit zu feiern. Der russische Abt Daniel ¹²³⁾ erzählt über diese Ceremonie:

„Ein unzähliges Volk kommt dann an das Ufer, heilige sanft klingende Weisen tönen die ganze Nacht, Lichter ohne

Zahl entzündeten sich in allen Händen, und die Heiligung des Wassers vollzieht sich gegen Mitternacht. Dann steigt der Heilige Geist vom Himmel auf die Wasser des Jordans, der nur mit Augen gesehen werden kann, welche dessen würdig sind, aber nicht durch den Unwürdigen, wenn nicht jeder Mensch eine unaussprechliche Freude in seinem Herzen beweist, wenn die Priester das heilige Kreuz eintauchen unter dem Gesange: Als der Herr die Taufe empfing. . . . Dann stürzt alles Volk in den Jordan. Man glaubt, daß zur Mitternachtsstunde Christus getauft wurde.“

So oft es sich ereignete, daß Pilger vor den Thoren Jerusalems wegen der umherschweifenden Beduinen umkehren mußten, ebenso häufig mußten sie auf das Bad im Jordan aus demselben Grunde verzichten, wenigstens an der Taufstelle des Johannes, und es ist wol zu begreifen, wie sie diese Entsagung gedrückt haben muß, da das Bad im Jordan von vielen tausend kranken Pilgern als das letzte und höchste therapeutische Mittel gesucht und begehrt wurde, und man sein künftiges Leinentuch darin weihen wollte. Die Züge der Pilger beschränkten sich jedoch nicht nur auf den Besuch der wichtigsten Stätten Palästinas, sondern dehnten sich auch auf jene Gegenden aus, welche durch die Geschichte Abrahams und des Paulus sowie der Mutter Gottes eine historische Bedeutung erlangt hatten. Von Harran bis an den Sinai, von Balis bis Kairo setzten sie häufig ihren Wanderstab, und der Leser wird wol aus den oben erzählten Fahrten sich daran erinnern. Die meisten besuchten bei Damascus, überall auf Felsen, an Bäumen und Wänden Namen und Geburtsort schreibend ¹²⁴⁾, den Berg Räsün, wo nach der Tradition Abraham geboren worden und Abraham, Loth, Moses, Hiob und Jesus gebetet hatten. ¹²⁵⁾ Dicht am Ostthore zeigte man einen weißen Thurm, von dem Jesus einst herabgestiegen, zwei Meilen

davon lag die Kapelle, wo Paulus bekehrt worden ¹²⁶⁾, vier Stunden im Nordnordosten der Stadt die berühmte Kirche Notre-Dame de Sardenai. ¹²⁷⁾ und wahrscheinlich dicht dabei die Quelle Marias, aus der sie trank und später die Windeln des Jesuskinds reinigte. ¹²⁸⁾ Damaskus selbst galt als eine Gründung Eliesers und der Wohnort Esau's, als der Begräbnisort Adams, Abrahams, Isaaks und Jakobs. ¹²⁹⁾ Wie wir bereits oben gezeigt, pilgerten manche nach Emessa, Haleb, andere nach dem Sinai und nach Kairo. Dort nämlich zeigte man eine berühmte Marienfontaine, wo die Mutter Gottes ebenfalls die Windeln wusch, und in Mataria bei Heliopolis eine Quelle und einen Brunnen, wo Marie auf der Flucht ausruhte. ¹³⁰⁾

Unzählige Pilger fanden auf der Reise oder im Heiligen Lande ihr Grab; viele kamen krank und stoch heim, die allerwenigsten ohne am Leib oder an der Seele Schaden genommen zu haben. ¹³¹⁾ War der ausziehende Pilger durch feierliches Geleit bis zum nächsten Orte geehrt worden, so zog man dem Heimkehrenden mit noch viel größerm Pomp entgegen. Kaum hatte sich die Kunde von seiner bevorstehenden Rückkehr verbreitet, so sammelte sich Jung und Alt und wartete, die Priester mit weißen Gewändern an der Spitze, an der Heerstraße. Mit Thränen und Jubel empfing man den längst als todt Beweinten, und unter den Klängen des Te deum laudamus führte man ihn in die Heimat zurück ¹³²⁾, wo er, wenn ihn edle Geburt auszeichnete, oft den Ehrennamen Peregrinus oder Hierosolymitanus empfing und für sein Leben behielt. ¹³³⁾ Seine Erzählungen von den fremden Menschen und Ländern mochten wol manchen langen Winterabend Neugierige um ihn sammeln und Jüngere mit Drang nach Abenteuern erfüllen. Doch ungleich werthvoller waren für die damalige Zeit die Reliquien, welche sie mitbrachten und der Kirche ihrer Hei-

mat schenkten. Oft genug baute man zum Danke für die Heimkehr Kapellen und Kirchen nach dem Namen des heiligen Kreuzes oder anderer berühmten Kirchen Syriens oder nach dem Plane der Heiligen Grabeskirche, wie z. B. die paderborner Kirche, welche Meinwerk baute, eine Kirche in Bourges (1042) und die Sanct-Fideskirche in Schlettstadt, welche letztere 1094 die Gemahlin Friedrichs von Bären, des Urgroßvaters von Friedrich Barbarossa, errichtete.¹³⁴⁾

Die ehrende Aufnahme, welche solche glücklich heimkehrende Pilger erfuhren, reizte schon früh listige Betrüger, unter der Maske eines Wallfahrers sich Geld zu erschwindeln¹³⁵⁾, und es ist ja bekannt, daß es sogar gelang, den Kaiser Balduin und den Markgrafen Waldemar einige Zeit mit Glück wieder unter die Lebenden zu versetzen; doch sind uns trotz der Masse an Berichten über Pilgerfahrten äußerst wenig Fälle dieser Art bekannt.

Es übersteigt die Kräfte eines Einzelnen, die Tausende von Berührungen des occidentalischen Lebens mit dem Osten zu erschöpfen und die Pilger alle vollständig aufzuzählen. So viel aber wird der aufmerksame Leser aus unserm Verzeichniß ersehen, daß die wenigsten Pilgerfahrten Deutschland aufzuweisen hat, und die meisten von Frankreich nach dem Orient gingen. Die Nüchternheit und Heimatsliebe des Deutschen, vor allem aber die politische Zerkahrenheit seines Landes mögen nicht wenig jenen Drang nach dem unbekanntem Osten gezügelt haben, während in Frankreich das Abenteuerthum, das leicht erregbare Naturell für phantastische Ideen, endlich aber auch die größere politische Abgeschlossenheit von jeher die Fahrten nach dem Heiligen Lande begünstigte, so daß die Kreuzzüge als specifisch französische Heerfahrten mögen bezeichnet werden.¹³⁶⁾ Unsere vorliegende Studie wird zur genauern und tiefern Erfassung jener wunderbaren Völkerwanderung und ihrer treibenden

Ursachen manches beitragen, doch ist eine wirklich erschöpfende Erläuterung der letztern noch nicht gegeben worden. Die Reflexion wird in jenen großen Heerfahrten eine nach Osten rückläufige Bewegung erblicken und sie in Parallele mit dem einst nach Westen gerichteten Stöße der Völker setzen. Eine andere Betrachtung wäre durch eine Vergleichung des Machtverhältnisses der christlichen Völker und der Araber an den Gestaden des Mittelmeeres berechtigt, und es wäre zu untersuchen, wie weit die letztern durch ihre stete Offensive die erstern endlich aus der Defensive gedrängt, so daß auch bei ihnen die Idee des „heiligen Krieges“, welche die Araber fortwährend stachelte, auftauchte, und wie allmählich die Angriffsstellung der arabischen Macht am Mittelmeere aufgegeben wird, sodasß die Christen nachdrängen. Endlich aber bietet die Geschichte der päpstlichen Gewalt für diesen Fall so viel Beachtenswerthes, daß sie ganz besonders berücksichtigt werden muß; denn ohne Zweifel brauchte die Curie jene abenteuerlichen Fahrten als politisches Mittel, um die brutalen Kräfte der Völker und die feindlichen Bestrebungen der Fürsten abzulenken und in Bahnen zu leiten, welche in die Ferne führten. Urban II. war ein Franzose, sprach in Clermont vor Franzosen, in ihrer Landessprache und mit der ihrer Phantasie eigenthümlichen Dialektik. Eine geschriebene Bulle hätte nie den Erfolg gehabt wie sein lebendiges Wort, gesprochen unter freiem Himmel, verstanden vom ganzen Volk; kein Wunder daher, wenn Alles ausbrach in den Ruf: „Gott will es, Gott will es!“

Anmerkungen,

nebst einer Beilage über das heilige Kreuz und einem
Pilgerkatalog.

1) *Messenger belge*, 1858, S. 361—368; 1861, S. 376—383; Siegel, *Handbuch der christlich-kirchlichen Alterthümer*, IV, 618—640; Augusti, *Denkwürdigkeiten der christlichen Kirche*, X, 3 fg.; 70—78; Salanne, *Les pèlerinages avant les croisades* in der *Bibl. de l'école des chartes*, VII, 4.; Junfmann, *De peregrinationibus et expeditionibus sacris ante Synodum Claromontanam* (Breslau 1859); Delpit, *Les pèlerinages avant les croisades* (Paris 1870); Besant und Palmer, *Jerusalem* (London 1871), S. 442 fg. Michaud ed. Bréh. I, 430—450. Zwei Musterwerke für unser Thema sind: Comte Paul de Niant, *Expéditions et pèlerinages des Scandinaves en Terre Sainte au temps des croisades* (Paris 1865), und Couret, *La Paléatine sous les empereurs grecs* (326—636) (Grenoble 1869). Interessant ist es zu vergleichen, was der Jesuitenpater Patisß, *Die Wallfahrten in ihrer providentiellen Bedeutung* (Mainz 1875) vorbringt.

2) Cicero, *De Legg.*, II, c. 2 cf.; *Epist.* IV, c. 5.

3) Gregorovius, II, 467.

4) I, 321.

5) Gretzer, *De Cruce*, Kap. XCVI.

6) Die wichtigsten Reliquien Christi vgl. bei Gretser, Kap. XCVI fg.; Annal. St. Baron. ed. Smet, p. 546 fg.; Girald Camb., V, 180; D'Achery, Spicil., III, 305. Das heilige Blut läßt sich nachweisen in Reichenau (Mone, Quellensammlung zur babilonischen Geschichte, I, 67—77), in Mariengarten (Zeitschrift für Niedersachsen, 1858, S. 142 fg.; vgl. Mecklenburg. Jahrbücher, XIII, 143 fg., XX, 234 fg.; Harland, Geschichte Einbecks I, 63 fg.; Mecklenburg. Urkundbuch, III, 72 fg.) in Auch (Albericus, S. 923) in Fécamp (Pottier, Revue retrospective, S. 16), in Mantua (Chron. Elnon. ed. Smet, p. 103), endlich in Brügge (Annal. de la société d'émulation, VII, 18 fg.; Gaillard, Chapelle de Saint Sang; vgl. Vinchant, Les annales de Hainaut, VI, 137). Die Thräne Christi, die er an Lazarus' Grabe weinte, zeigte man in Saint-Laumer bei Vendôme (Pottier, S. 21); Stücke des Tuches, womit Christus den Jüngern die Füße gewaschen, waren auf dem Monte-Cassino (Perz, VII, 649); Stücke seines Purpurs in Petershausen (Perz, XX, 666) und Sanct-Bavo (Smet, S. 546 fg.), das ganze Gewand in Jerusalem (Eulog., I, 354), Argentueil (Eulog., III, 69) und Trier (vgl. die Streitschrift von Sybel und Gildemeister). Die heilige Lanze wurde der Legende zufolge von Kaiser Konstantin durch den Grafen Samson an König Rudolf von Burgund geschenkt, und von diesem an Kaiser Heinrich, der einen Theil davon an ein schwäbisches Kloster gab (Albericus, S. 929, vgl. 987), während nach Knighton, S. 232, Hugo Capet die wahre Lanze an König Aethelstan schenkte. Ueber die heiligen Nägel vgl. Kraus, Beiträge zur trierschen Archäologie, I, Kap. 4; Chron. Abingd., I, 88; Guil. Malm. ed. Gale, de antiquitt., p. 200 et 303, über den heiligen Gral Romania ed. Meyer, 1872, S. 417—482. Ueber die Geschichte des Reliquienwesens vgl. Schröckh, IX, 181—201; X, 424. Heidegger, De peregrinationibus sacris (Zürich 1674), S. 168 zählt im ganzen nachweisbar 14 Kreuznägel, 4 Lanzenspitzen, 17 Dornenkronen, 3 heilige Köpfe, zweimal die Würfel der Kriegsknechte und 7 heilige Schweißtücher auf!

7) Besonders britische, wie König Cadwall, der in Rom getauft wird und 688 stirbt (Guil. Malm. Gest., p. 354), Offa von Essex, Konrad von Mercia (Gregorovius, I, 214) und Kenred (Guil.

Malm., p. 386). Am bekanntesten ist die Romfahrt des Königs Ina (728), der auch den Peterspfennig einführte zur Erhaltung der Schola Saxonica; vgl. Speelmann, Gloss. s. voce Romescot. König Alfred konnte persönlich nicht Rom besuchen, sandte 889 aber dahin und nach Jerusalem reiche Geldspenden (Ric. Cirenc., II, 41), hingegen zog König Knut in echter Pilgerart nach Rom (Guil. Malm., §. 183), ebenso 1050 Macbeth (Marianus Scotus bei Berg, V, 558) und der Landgraf Wilhelm, Gemahl der heiligen Emma (Acta Sanct., 29. Juni 500).

8) Die Rompilger alle aufzuzählen ist unmöglich: hier mögen einige Nachweise darüber folgen: Du Cange, S. voce Romipetae; Beda Venerabilis, Histor. Angliae, IV, c. 23; Lazari, Disquisit. de vetere peregrinatione christianorum (Rom 1774); Konrad Maurer, Besehrung des norwegischen Stammes, II, 424 fg., Note 18; Gregorovius, II, 210 fg.; Kettberg, II, 36; Fehr, Staat und Kirche im fränkischen Reiche, S. 322; Dümmler, Ostfränkisches Reich, II, 5 fg. und 644 fg.; Piper, Evangelisches Jahrbuch 1864, S. 59 und 84 fg.

9) Für die außerordentlich zahlreichen (Transactions of the Irish Academy, XVI A, 272 fg.; 329 fg.; vgl. Walafried Strabo, II, 47) britischen Pilger hatte übrigens schon Fabiola im portu Romano eine Herberge erbaut (Hieron. Epist., p. 30), und der heilige Gallicanus nahm sich der Pilger (Mitte des 4. Jahrhunderts) auf das thätigste an (Acta Sanct., 25. Juni 38); vgl. Revue d'archéol. d'Anvers, 1849, S. 33 fg. und „Sanus“ (eine medicinische Zeitschrift), 1846, I, 771 — 774; S. Ellis, Orig. illustr. of the engl. hist. I, Nr. XXXVI.

10) Gregorovius, II, 468.

11) Die Reliquien sind aufgezählt in: Antiquités Russes, II, 416.

12) Riant, S. 69 fg.

13) Epist. XLVIII ad Desid. Die Formel „ubi steterunt pedes ejus“, welche in allen Kreuzzugsbulden der Päpste wiederkehrt, ist aus der fehlerhaften Uebersetzung der Vulgata Psalm 5, 7 entnommen.

14) Epist. XVII ad Marcellam; vgl. Epist. LXXXVI ad Eustoch.

15) De civitate Dei XXII, c. 8; vgl. Sermo V de natali Stephani und Epist. CXXXVII.

16) So Theodimir, Hildebert von Tours, Heinrich von Toulouse und Bernhard von Clairvaux, vgl. Heidegger, S. 87—89.

17) Epist. ad Paul. de institut. Monachi, XIII.

18) Epist. ad Paulin., XLIX (III).

19) Sermo I de Verbo apostol.

20) Sermo III de Mart.

21) Homil. VIII in epist. ad Ephes. V, p. 921.

22) Homil. I in ep. ad Timoth. VI, 676; Homil. III ad popul. Antioch. I, 41. Ähnliche Stimmen gegen die Wallfahrten: Theodulf von Orléans (ed. Sirmond, II, 855), die Synode von Châlons 813 (Kap. 45), Claudius von Turin (Bibl. patr. ed. Colon., IX, 876), Honorius Augustudon. (ed. Migne, CLXXII, p. 1152) und Bernhard von Clairvaux (Sermo III de adventu).

23) Opp. II, 661.

24) Kümmerl in Zügen's Zeitschrift für historische Theologie, XII, 26 fg.

25) Hieron. ep. XLIX (al. III) ad Paulin.; Sozomen, II c. 1; Eusebius, Vita Const. III, 26; Mamachi, II, 28; Vogué, Le temple, S. 62.

26) Acta Sanct., 18. März, S. 614; vgl. hinten den Katalog s. voce.

27) Acta Sanct. Aug. III, 561; Eusebius, Vita Constant., II, 29—32; Maçoubi, Les prairies d'or, II, 312; Arculf, I, 7; III, 3; Theoboret, I, 17; Sozomen. II, 1. Ueber das heilige Kreuz vgl. hinten unsern Excurs. In Bezug auf die Echtheit der von der Kaiserin aufgedeckten heiligen Stätten sprechen sich sämmtliche protestantische Reisende, z. B. Robinson (Palestina, II, 207—222) dagegen aus, während natürlich die katholischen das für sprechen (Vogué, Le temple, S. 29 und 117; Saulcy, Voyage en Terre Sainte, II, 45; Despit, S. XIX; vgl. Comptes rendus de l'acad. des inscript., 1872, S. 163—170).

28) Arculf, I, 1.

29) Couret, S. 27.

30) Ueber diesen Pilger, dessen Werk nur ein trockenes Itinerar ist, allerdings nach der Vorlage von alten Routenbüchern des kaiserlichen Kriegsamtes, vgl. Tobler, Bibliographia geograph. Palaest., S. 67.

31) Ueber die Bauten Konstantin's vgl. besonders Eusebius' Werk und die Darstellung von Schegg, Die Bauten Konstantin's (1867); Orient und Occident, II, 117 fg. und 385 fg.; Geograph. Researches of the Asiat. Royal. Society (1850), S. 372; Vogué, Les églises de Terre Sainte, S. 30 fg.; Couret, S. 18—24.

32) Couret, S. 22 und 23.

33) Couret, S. 78—80.

34) Delpit, S. 66—69; Couret, S. 84.

35) Epist. XLV ad Marcellam.

36) Evagr. Histor. eccl. I, c. 21; Mai, Spicileg., II, 14; Gregorovius, II, 213.

37) Delpit, S. 154; Couret, S. 109—111, 126 fg.

38) Novella XL, dat. 15 Kal. Jun. 536.

39) Couret, S. 179—188; Prokopius, De bello Vandal., II, c. 4; V, c. 8; Tobler, Descript. (1874), S. 369 fg.; Gregorovius, II, 209—211; Vogué, Les églises, S. 32 fg.; Robinsen, Pal., II, 238 fg.; vgl. Asiatic Journal of the Great Britain Society (1863), S. 269 fg.

40) Theophan. Chronogr. ed. Tafel in den Wiener Sitzungsberichten, IX, 60—64; Baron., Annal., XVIII, 614; vgl. Masachi, Antiquitt., II, 52 fg.; Journal asiatique (Februar 1866); Delpit, S. 237 und Drapeyron, Héraclius (Paris 1869), S. 84—98; Maßmann, Kaiserchronik, III, 886 fg.

41) Fredegar, Kap. 65, danach Rigord bei Bouq. XVII, 10 und Ekkehard bei Bertz, VI, 25, geben die sagenhafte Nachricht, Héraclius habe als Sternkundiger den Einbruch der Perser vorhergesehen; vgl. Delpit, S. 244—246.

42) Ueber das muslimische Kriegesrecht vgl. Haneberg in den Abhandlungen der Münchener Akademie, XII (1871) und Revue de l'Orient (1852), S. 438 fg.

43) Theophan. Chronogr., p. 152—158; Couret, S. 259—271; Journal asiatique (April 1870 und September 1871); Münchener Abhandl., IX, 1860, S. 125—165.

44) Tobler, Descript., S. 23—30, 58; Delpit, S. 176—232; vgl. Tobler, Bibliogr., S. 8.

45) Delpit, IV—VII, 259—304; Arculf, I, 8; II, 27.

46) Delpit, S. 318, Note 2. Später kam dieses nach Cadouin, worüber Riant, *Le Saint Suaire de Cadouin* (Paris 1870); Stücke davon sollten sich in Abingdon befinden.

47) Ordoric. Vitalis, I, 126, Note.

48) Tobler, *Bibliogr.*, S. 10; *Descript.* (1874), S. 21 fg.; 288, 292—328.

49) *Annal. Einh.* 800; *Annal. Laurish.* 799, *Annal. Altah. maj.* 783; vgl. *Wiener Sitzungsberichte* 1843, S. 350. Der oben genannte Gregor Egilbald war nach andern Nachrichten Superior des von Karl dem Großen gestifteten Hospitals von Jerusalem. Bogue, *Les églises*, S. 247; vgl. Mabillon, III B, 524; *Recueil de l'acad. des inscript.*, XXI, 149 fg.; Bouquet, V, 126, 400; d'Achery, *Spicileg.*, III, 363; Joann. Damasc. ed. Lequien praef.

50) Diese Idee eines Kreuzzuges spricht Simeon Dunelm. ed. Surtee, I, 38 fg. aus; vgl. Pauli in den „*Deutschen Forschungen*“, XII, 164.

51) Die Quellen dieser Sage behandelt Gaston Paris, S. 337—344, in seiner ausgezeichneten *Histoire poétique de Charlemagne* (Paris 1865); vgl. desselben: *De Pseudo-Turpino* (1865) und *Biblioth. de l'école* (1866), S. 1 fg. und 35. Die älteste Spur ist zu finden bei Benedict (Pertz, III, 708 fg.) und fand ihre Verbreitung durch die bald nach dem zweiten Kreuzzuge auftauchende Chronik des Pseudo-Turpin (Gautier, *Les épopées françaises*, II, 260—262). Ueber die heiligen Nägel und die Dornenkrone, welche Karl aus dem Heiligen Lande mitbrachte, vgl. Paris, S. 57; Masfmann, III, 1030 fg.

52) J. B. Raymund d'Aquilers (ed. Paris), S. 243, 245, 265, 272.

53) So der Brief Heinrich's an den Abt Hugo von Clugny bei d'Achery, *Spicileg.*, III, 443; vgl. Capgrave, *De illustribus Henricis*, S. 29 und 33; Giesebrecht, III B, S. 703; Jordan, *Topographie der Stadt Rom*, I, 347; Gregorovius, II, 106; IV, 60. Ueber die Sage von der Eroberung Jerusalems durch Graf Eckart von Schyrn unter Heinrich IV. vgl. die Speierische Chronik bei Mone, *Quellensammlung*, I, 382.

54) Guil. Malmesb. (Pertz, X), p. 464; *Chron. Balduini Ninov.* ed. de Smet, p. 679; Walter Mapes ed. Wright, p. 175;

vgl. Pagi, *Breviarium gest. roman. pontif.*, II, 281; Hof, Gerbert, S. 163 fg.; Lauser, Gerbert (Paris 1866).

55) Der Bischof Benzo von Albano schreibt daher aus der Seele des idealen Kaisers von den Huldigungen, die ihm der Orient gebracht (Pertz, XI, 606), ermahnt, die Saracenen niederzuschmettern (S. 607; vgl. *Deutsche Forschungen*, VIII, 380) und das himmlische Jerusalem zu suchen (652). Bekanntlich hatte Heinrich zu Weihnachten 1103 in Mainz das Kreuz genommen, war aber natürlich nicht abgezogen (*Chron. Ursperg. ad 1103*).

56) Tobler, *Descript.* (1874), S. 77 fg., 382—384.

57) Tobler, S. 54.

58) Tobler, S. 85—93; 396—399.

59) D'Achery, *Spicileg.*, III, 363; vgl. Simeon Dunelm. ed. Surtee, I, 60; ein anderes Schreiben des Papstes Sylvester II. unter der Personification der orientalischen Kirche (bei Baronius S. 1003, Nr. 6) ist nur eine Stilübung.

60) Rad. Glab., p. 31; Munt, *Paléatine*, S. 616; Affemani, *Biblioth. orient.*, III B, c. VIII, §. 10, p. 368; Jalal ad-din al Sojuti ed. Reynolds, p. 520—529.

61) Rad. Glaber, S. 31 fg., und nach ihm Hugo Flav. bei Pertz, VIII, 399, berichtet, die Juden aus Orléans hätten durch einen hebräischen Brief, den ein Gyrovagus Namens Robert überbrachte, den Sultan in Kairo zur Verfolgung der Christen aufgefordert! Ueber dazugehörige Judenfabeln vgl. *Acta Concilii Erford.*, p. 932 in den Quellen zur bairischen Geschichte, I, 410.

62) Stephan, *Monum. varia sacra*, II, 435. Der Bau soll den guten Beziehungen zwischen Mustansir und Konstantin Monomachus, welcher auch 5000 muslimische Gefangene frei ließ, zu danken sein. (Munt, *Paléatine*, S. 617; vgl. Esmacin, III, Kap. 6, S. 323.)

63) Rad. Glab., p. 46.

64) *Biblioth. de l'école*, Série IV, p. 249.

65) Die chronologischen Gründe bei Piper, die Calendarien der Angelsachsen, S. 19 und 89, doch befriedigen die dort gegebenen Aufschlüsse keineswegs; vgl. Desele I, 182—184.

66) Das ihm zugeschriebene Gesicht bei Müllenhoff und Scherer, *Denkmäler*, S. 58—69.

67) *Annal. Altah.* bei P. XX, 815—817; Lamb. bei P. VI,

168, 171; Marian. Scot., p. 559; vgl. Vita Altmanni bei P. XII, 230; Acta Sanct. Aug., II, 365—276; Wiener Denkschriften, 1852. Ueber Glinth'er's Grabmal in Bamberg vgl. Mone, Anzeiger, I, 16 und 219.

68) Ingulph. Croyl. ed. Savile, p. 904.

69) Reg., I, 46, 49; II, 37, 64, 69; Gregorovius, IV, 67, 110 fg.; Giesebrecht, III A, 244; Barmann, Politik der Päpste, II, 377; über die Zustände in Jerusalem zu dieser Zeit vgl. Journ. of the Royal Asiatic Society, 1872, S. 142—164.

70) Annal. Pisani bei Bertz, S. 239; Muratori, VI, 167; vgl. Bibliothèque de l'école, IV Série, 3, p. 246 fg.

71) Riant, S. 14—31; vgl. Konrad Maurer in Zacher's Zeitschrift, II, 440 fg.

72) Rab. Glaber, S. 47; Jacob. Vitriac. Histor. occid., c. 68, 83.

73) Die Folge dieser Stauungen sind Krankheiten im nordöstlichen Frankreich; z. B. 1080 die Plaga ardentium (Rose) nach Bertz, VII, 542.

74) Barmann, II, 166; Mügen's Historische Zeitschrift (1855), S. 594; Gieseler, II A, 267 fg. Ueber die Furcht vor dem Antichrist vgl. Ordovic. Vitalis bei Bertz, XX, 57; Otto Frising, S. 119; Döllinger in Niehl's Historischem Taschenbuch (1871), S. 267—270 fg.

75) Wie schon die alten Babylonier ihr Babylon für den Weltmittelpunkt ansahen, so galt auch den Griechen Delphi und den Juden Jerusalem als der Mittelpunkt des Universums. (Reiland, Palaest., I, 38; vgl. Pausanias X, 5, 2; 17, 3; 24, 6 fg. Bogue, Le temple, préface II.) Die Christen theilten natürlich die Meinung der Letztern, wußten diese jedoch durch eine ausdrückliche Berufung auf die falsch übersezte Stelle der Vulgata Ezech. V, 5 und Psalm 73; „Deus operatus est in medio terrae“, biblisch zu begründen und setzten jenen Punkt meist hinter den Hauptaltar der Grabeskirche (Oesterreich. Vierteljahrsschrift, 1866, S. 223 fg.; Theodericus ed. Tobler, S. 151; Bernhardt, S. 93; Abaelardi opp. ed Cousin, II, 34, 384; Antiquités russes, II, 412; Joh. Wirzib. ed. Tobler, S. 145; Daniel, S. 22; Säwulf bei Bogue, Les églises, S. 219; Tobler, Golgatha, S. 329 fg.; vgl. Arculf, I, 12; Faber, Evagator., I,

306 fg. und Petrus Venerabilis, Oratio in laudem sepulcri domini bei Migne, Patrol. lat. 189, S. 983 fg. (höchst beachtenswerth!) Vgl. Santarem, Histoire de la géographie, III, 71, 83, 85 und Lelewel, Histoire géogr., I, 85.

76) Das Spiel mit den Vorstellungen des himmlischen und irdischen Jerusalem ist nicht nur bei Dichtern (Dzanan, Docum. inédits (Paris 1850), S. 291—302: De coelesti Jerusalem, und 302—311: De Babylonica civitate infernali; vgl. Wiener Sitzungsberichte, XLVI, 136—148), sondern auch in Kanzelreden und dogmatischen Tractaten (z. B. bei Hugo de Folieto bei Migne, Patrol. lat. 176, S. 1129—1167) infolge der beliebten mystischen Exegese zu finden. Vgl. Liebrecht (Dunlop), Geschichte der Prosabichtung, S. 505; Vita Udalrici bei Pertz, XII, 255; Willibald ed. Tobler, S. 59, 5. Vgl. Vita Godrici ed. Reginaldus (ed. Surtee, S. 130 fg.; 300 fg.) Interessant ist, daß Otto von Freisingen einer Vermischung beider Vorstellungen energisch entgegentritt (Otto Fris., S. 118 und 293).

77) Acta concil. Magunt., c. 10; Regula Ordin. S. Bened. (1769), p. 150 sq.; über betrügerische Pilger vgl. Frind, Kirchengeschichte Böhmens, I, 190; Palacky, I, 337.

78) Gretzer, De Cruce, III, lib. I, c. 2, p. 4—6; vgl. Michaud ed. Bréholles, I, 510—512. Man trug das Kreuz entweder auf der Brust (ut quisquis habens quid pectoris incessanter recolat memoriam dominicae passionis), oder auf der rechten Schulter, wie Christus sein Kreuz getragen. Herb. de Boscham, Liber melorum bei Migne, 190, S. 1331. Thom. Cisterc. bei Migne, 206, S. 66 fg.

79) Du Cange, Glossar. s. voce peregrinatio; Acta Sanct. 23. Juni 675.

80) Notices et Extraits, XIV B, S. 404 fg. Nach Ordoric. Vit., III, 325 und 472; ließen die Pilger mit Bezug auf 1 Cor. 11 seit 1060 sich Bart und Haupthaar wachsen.

81) Du Cange, Dissertat., XV; Glossar. s. voce Peregrin. XV; Riant, S. 55 und 56; vgl. Archaeologia or miscellaneous tractats (London 1860), XXXVIII, 128—134.

82) Robinson, Pal., II, 495, bestimmt diese Pflanze als eine Art *Agnus castus*.

83) Chronicon Triveti, p. 109.

84) Riant, S. 42.

85) Um 1064 wurde das bekannte Ezzo'sche Gedicht verfaßt (Hoffmann, Kirchenlied, S. 27); vgl. in Haupt's Zeitschrift, XI, 34 fg., das Brevier eines Palästina-pilgers aus einer freiburger Handschrift des 15. Jahrhunderts.

86) Bei Hoffmann, S. 71; Haupt, Zeitschrift, III, 7—27; V, 176 fg.; Faber, Evagator., I, 82; vgl. Kohl, Die Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm III., S. 25.

87) Wadding, Annal. Minor., II, 3. Gerh. Reichersp. Comm. in Psalm. ed. Pez, p. 794; Walafr. in Bernardi Opp. II, 1197.

88) Hoffmann, S. 40; Hagen, Die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig's des Frommen (Leipzig 1854), Vers 2227, 6759; Du Cange: Ultraia.

89) Riant, S. 61. Zwei bis drei Jahre schloßten die Geseße das Gut des Wallfahrers. (Antiquités russes, II, 455 fg.)

90) Leopold von Oesterreich fuhr 1216 in 16 Tagen hin und zurück nach Contin. Claustroneob., II, 622, bei Pertz, IX, 4. The Stations of Rome, and the Pilgrim's Sea-Voyage and Sea-Sickness, with Clene Maydenhod. Edited from the Vernon and Porkington Mss., etc. by F. J. Furnivall.

91) Ein interessantes „Itinerarium“, deren es ja viele im Mittelalter gab, welches den Weg von der Maasmündung nach Rom und Jerusalem genau beschreibt, vgl. bei Pertz, XVI; Annal. Stad., p. 340—344; Vincent. Bellovac., XXXI, c. 59—65. Die Sage läßt einzelne Pilger auf einem Zaubermantel des Teufels, wie Heinrich den Löwen, in Einem Tage von Syrien in die Heimat fahren (Caesar. Heisterberg. Dialog., VIII, 59 und X, 2).

92) Rab. Glaber, S. 24; Stephani Vita bei Pertz, XI, 227, 235 fg.; VII, 62; IV, 145. Bübinger, Oesterreichische Geschichte, S. 215 fg.

93) Mone, Anzeiger, IV, 19, 97—100 und Quellen, I, 55 A, 62; Grimm in Antiquarisk Tidskrift, 1843—1845, S. 67—75; Riant, S. 47.

94) Anzeiger für schweizerische Geschichte, 1866, II, S. 68. Umgekehrt finden sich wieder arabische Münzen in Skandinavien (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XI, 542 fg.; vgl. XII, 693 fg.; XX, 609 fg.).

95) Riant, S. 70—72; vgl. Depping, *Expéditions maritimes des Normands*, I, 110—116; Pertz, II, 737. Die Schiffe der Pilger waren meist Galeen, über deren Construction Faber, *Evagatorium*, I, 117—122; Depéss, Leopold von Suchem, S. 32.

96) Fehr, S. 425—427; Jacob. de Vitriaco, *Histor. occid.*, XXXIX, 341; vgl. Muratori, *Antiquitates dissert.*, S. 37; vgl. oben Note 9.

97) Chron. Mousk. ed. Reiff, Vers 3034—3039. Vgl. Goldast, *Script. Suevic.*, III, 52; Barin, *Les archives administrat. de Rheims*, I, 230.

98) *Capitulare Aquisgran.*, 810, c. 17; vgl. Eginhard, Kap. 27; Constant. Porphyrog. *de imperat. orient.*, I, 80. Ebenso schickte König Alfred Geld nach Jerusalem (Ricard. de Cirenc., II, 41), vielleicht 887 durch den Bischof Guithelm von Salisbury (Rad. de Diceto, S. 451); vgl. Reinaud, *Abulfeda trad.* I, LIX, Note 4. Uebrigens war es schon eine alte Sitte der Juden, nach Jerusalem Geld zu schicken (Joseph. *Antiq.*, XVII, c. 10), die auch Paulus beibehielt.

99) Druthmar, *Expositio in Matth.*, p. LXXXVII ed. Argentor., berichtet, Karl der Große hätte auf dem Akeldama bei Jerusalem ein Hospiz erbauen lassen; vgl. *La citez de Jérusalem* ed. Tobler, S. 206; Tobler, *Topographie*, II, 268 fg.

100) Bogné, *Les églises*, S. 247; Boré, *Questions des lieux saints*, S. 5, gibt den Ferman des Sultan Mozafer (1023), welcher dieses Hospiz in seinen Schutz nimmt.

101) *De institut. Sanctimon.*, I, 141; II, 28 bei Mansi, XIV.

102) *Wiener Sitzungsberichte*, XLV, 30 fg.

103) *Acta Sanct.*, 4. Mai, S. 510.

104) Riant, S. 58—60.

105) Seyd, *Le colonie commerciali*, I, 147 fg.; Guarmani, *Gl'Italiani in Terra Santa*, p. 1—25.

106) Vgl. *Biblioth. de Pécole des chartes*, V, Série 5, p. 552—560. In diesem Hospiz fand Peter Amiens Unterkunft. Muratori, VII, 586 fg.

107) Der Märtyrer Georg, welcher 303 unter Diocletian starb, wurde neben Mauritius und Sebastian der Patron der Kriegsmänner, besonders aber der Kreuzfahrer (Gregorovius, I, 187—193; *Acta Sanct.*, 23. April), denen er in vielen Schlach-

ten — zuerst wird seine Erscheinung erwähnt im Jahre 1063 in der für die Normannen siegreichen Schlacht bei Cerame in Sicilien — erschienen sein soll (vgl. Ann. Margan., p. 34 fg.; Acta Sanct., III. Februar 154). Sein Geburtsort ist der Legende zufolge Kamla (Willibr. ed. Laurent, S. 184 und Burchard, S. 38), weshalb dieser Ort auch Sanct-Georg hieß, während andere Quellen ihn dort begraben sein lassen (Annal. Stad., S. 341). Nach ihm benannte sich ein Ritterorden (Nicol. Sieg. ed. Wegele, S. 255; Mess. belge (1853), S. 269); eine Hauptreliquie von ihm, einen Arm, brachte Robert II., Graf von Flandern, 1100 vom Kreuzzuge mit nach Hause und schenkte ihn der Kirche von Anchin (Antiquités de Flandre ed. de Smet, IV, 222). Sein Lob ist in vielen Liedern gesungen worden (Müllenhoff und Scherer, Denkmäler, S. 25; Mone's Anzeiger, IV, 186 fg.; Kehrlein, Sequenzen, S. 398—400). Ueber die ganze Sage vgl. Pfeiffer's Germania, IX, 471—477; Abhandlungen der Königl. Sächs. Gesellschaft, 1861; Wiener Sitzungsberichte, IX, S. 371—444; Denkschriften (1860), X, S. 59 fg.; Herbelot, Bibliothèque s. voce Khedr und Jalal as-Soyuti, Le temple de Jérusalem ed. Reynolds (1836), S. 533—549; Birlinger, Aus Schwaben, I, 481—483; W. Schwarz, Der Ursprung der Mythologie (Berlin 1860), S. 92—95; Corblet, Hagiographie d'Amiens (Paris 1870), II, 494—498). Warum nennen die Araber Sanct-Georg: Al-chidr („der Grüne“)? Gehört vielleicht die Erzählung vom grünen Ritter von Tyrus hierher, der 1187 den Sarazenen sich so fürchtbar machte? Vgl. Köhricht, Beiträge, I, 152. Ueber die Brüderschaft des Heiligen Georg vgl. Buscher, Confrérie de Saint-Georges (Gent 1850).

108) Lorenz von Mosheim, De lumine S. Sepulchri in dessen Dissertat. ad histor. eccl. pertin., II, 211 fg. und Schreiber, Disputatio de lumine paschali, Regiom. (1705); vgl. Sepp, Jerusalem, I, 404.

109) Recueil des historiens des croisades, p. 385—387; Gesta Francorum, ibid., p. 524—526; vgl. Chron. Ursperg., ann. 1101; Caffari Annal. bei Pertz, XVIII, 13.

110) Pélerinage en Terre Sainte de l'Igoumène russe Daniel ed. Abraham de Noroff (Petersburg 1864), S. 119—130.

111) Affemani, IIIB, 363; Guil. Malm., IV, c. 2.

112) Affemani, I, Kap. 51, S. 550; Recueil arménien, p. 61—67 und Dufaurier, Recherches chronologiques, I, S. 90—96, 302 fg.

113) Gretser, De Cruce, IV, 177.

114) Histor. eccl., VI, c. 4; vgl. Beda Venerabilis, De locis sanctis, c. 7; Faber, Evagator., II, 234; vgl. I, 341.

115) Doch behauptet dies Faber, Evagat., II, 237; Ramachi, II, 65—73.

116) Baron. Annal. (1095), Nr. XXXII; vgl. Petrus Venerab. bei Migne, Patrolog. latin., 189, S. 986; Gretser, De Cruce, cap. XXX, 266; Rabbe, Bibl. Man., I, 178; Bogue, Les églises, S. 427.

117) Quaresm., V, c. 33, p. 329; Affemani, Biblioth., I, Kap. 51, S. 550; III A, 553; III B, 367; Gretser, De Cruce, c. XXX, 267.

118) d'Arvieux, Mémoires, II, Kap. 13, S. 139—156.

119) Bogue, Ces églises, S. 19—22.

120) Affemani, Biblioth., III B, Kap. 7, §. 20, S. 368; Röhrich, Beiträge, S. 70, Note 165.

121) Gieseler, Kirchengeschichte, II A, S. 340 sucht das Zustandekommen der ganzen Sitte philologisch zu erklären.

122) Dort, an einer uralten Cultusstätte (Röhrich, S. 110 fg.; Müggen's Zeitschrift für historische Theologie, XIII, 26; Tobler, Descript., 1874. S. 81 fg.; Daniel ed. Noroff, p. 76—80), in deren Nähe Konstantin eine Kirche baute, in welcher die Christen das Fest der Trinität feierten (Bogue, Les églises, S. 415).

123) Daniel, S. 52.

124) Journal des Savants (1844), Januar, S. 43.

125) Ibn Batoutah ed. Defrémery, I, 230—232.

126) Ibn Batoutah, I, 229; Joh. Wirzib. ed. Tobler, S. 184; Thietmar ed. Laurent, S. 9.

127) Thietmar ed. Laurent, p. 14; Philippus, S. 171; Bogue, S. 450.

128) Odoricus ed. Laurent, XLII, 4 fg.; Recueil, Contin. de Guill. de Tyr., S. 513.

129) Joh. Wirzib., S. 184; Odoricus.

130) Recueil, S. 514 fg.; Bogue, S. 451.

131) Bonifac. ep. 105 beklagt, daß viele englische Pilgerinnen

in Italien wegen Mangel an Reisegeld das Hurengewerbe ergriffen. Vgl. oben S. 328.

132) Hugo Flav. bei Pertz, VIII, 393; Faber, Evagator., I, 287.

133) So z. B. gab es eine ganze Familie in Norwegen (Arnung) und Dänemark (Fionier), welche diesen Beinamen trug (Kiant). Die Skandinavier nannten einen solchen Pilger Forjalafari, die Griechen *προσκυνητής*, die Armenier Machbeci, wie die Araber den Mekkapilger Hadji.

134) Vita Meinw. bei Pertz, XI, 581; Bouquet, XI, 282; Junkmann, S. 40 fg.; Stälin, Württemberg. Geschichte, II, 229; vgl. d'Achery, Spicil., II, 425; Erben, Regesta Bohemiae, S. 168, 173, und Rudolph, Ortsnamenbuch s. vocc. Jerusalem, Jericho, Nazareth, Tabor u. s. w.

135) Passio K. bei Pertz, XII, 505; vgl. Rein. Annal. bei Pertz, XVI, 679. Desepierre, Chroniques, traditions et légendes des Flamands (Lille 1834), S. 45—61.

136) Vgl. Peter von Esugny, II, epist. 64; Delpit, Préface, XXVI; XXXIV fg.; Tobler, Dritte Wanderung, S. 499, Note 890.

Die Legende vom heiligen Kreuz geht zurück auf die Kaiserin Helene. Die Auffindung desselben ward in der Kirche auf den 14. September festgesetzt, an dem die Griechen zugleich das Fest der Wiedereroberung desselben durch Heraclius und das Andenken der Kreuzerschei- nung des Konstantin feierten (Maßmann, Kaiserchronik, III, 292 fg., 846 fg.; Dulaurier, Recherches sur la chronologie arm., I, 161, Note 232). In Jerusalem ward das heilige Kreuz in der Regel dreimal im Jahre gezeigt und zwar in der Mitte der Quadragesimalzeit, zu Ostern und am 14. September, ebenso wie man die in Rom und Konstantinopel vorhandenen Stücke zu bestimmten Zeiten öffentlich ausstellte (Gretser, De Cruce, Ingolstadt 1608, 1, 259 fg., Kap. LXXIII; Du Cange, Dissertat., Nr. XXVI vgl. Surius, 19. April und 1. Juli; Ibn Batontah, Voyages, II, 435 fg.). In den Kreuzzügen begleitete das heilige Kreuz die Christen in allen Schlachten, ging aber in der Niederlage von Hattin 1187 verloren und wurde nach Bagdad gebracht (Röhrich, Beiträge, I, S. 236),

bis es durch den Frieden von Damiette wieder in den Besitz der Christen kam. Eine andere Legende hingegen berichtet, Saladin habe es an Isaak Angelus gesandt, allein das Schiff sei von einem Genuesen Wilhelm Grossus und einem Bisauer Fortis gekapert worden (Regni Hierosol. histor. bei Bertz, XVIII, 53). Dieser Fortis bringt das Kreuz nach Bonifacio, und als diese Stadt von den Genuesen erobert wird, „trockenen Fußes übers Meer“ bei Seite, wird aber doch ergriffen und muß das heilige Kreuz an die Feinde abgeben, welche es nach Genua bringen. Außerdem aber rühmt sich Genua auch des Besitzes vom Kreuz der Helene, welche bekanntlich das aufgefundenen Kreuz zersägen (vgl. Bouquet, XVIII, 594 fg.) und die eine Hälfte nach Konstantinopel bringen ließ, seit der Eroberung Konstantinopels, und endlich findet sich in Genua noch ein drittes wahres Kreuz, das der Markgraf Konrad von Montferrat schenkte (Regni histor., p. 54; vgl. Du Cange, Dissertat., XXVI). Wie viele „wahre Kreuze“ überhaupt nach dem Occident gekommen sein mögen, ist nicht zu berechnen; 1204 kaperten die Genuesen ein Schiff, welches eine volle Ladung von Kreuzen an Bord hatte (Bertz, XVIII; Oger., 122). Doch ist jener widerliche Handel und Betrug älter, als die Kreuzzüge.

Schon seit dem 5. Jahrhundert tauchen Partikel des heiligen Kreuzes im Abendlande auf und zwar als Geschenke des Patriarchen Johannes von Jerusalem in Italien (Acta Sanct., 22. Juni 219; Schröckh, VII, 134), besonders aber müssen sich in Rom bedeutende Vorräthe davon befunden haben; denn von da kamen unzählige Splitter an die christlichen Kirchen aller Länder und an die freigebigsten Könige, z. B. König Alfred (Ethelred. abb. Riev. 355). Auch einzelne Herrscher schickten sich Stücke zu, wie Hugo Capet dem König Athelstan (Henr. Knight. ed. Twysden, II, 2321). Eine vollständige Uebersicht aller der nachweisbaren Kreuzsplitter zu geben ist unmöglich und auch unnütz; hier mögen nur einige Anführungen Platz finden. In Italien natürlich rühmte sich Rom großer Stücke, nach denen die Kirche des „Heiligen Kreuzes in Jerusalem“ benannt ist und Ceccano (Annal. Cecc., 293); in Frankreich sind hervorzuheben: Auxerre (Bouq., XVIII, 737; vgl. Barthélemy, Mélanges historiques sur la Bretagne, S. 148) und Paris (Chron. St.-Den., S. 392 fg.; Annal. Flor.

S. 627 bei Perz, XVI), wo sich übrigens auch ein Dorn, die
 Windeln, Haare und seit Ludwig IX. das heilige Blut befand, in
 England rühmten sich viele Klöster des Besitzes von Kreuzsplit-
 tern direct aus dem Heiligen Lande durch König Arthur (Peland,
 Collect., III, 49), besonders Canterbury und Abingdon (Histor.
 mon. S. Aug. Cant., S. 100 fg.; Chron. Abingd., II, 115);
 1115 wurde sogar eine vera crux in der Themse gefunden (An-
 nal. Brem., S. 432). In Deutschland waren mit Stücken
 reich bedacht: Lüttich (Canon. Leod., S. 416 bei Perz, XII;
 Aegidius, Kap. 7), Mainz (Jaffé, Biblioth., III, 678 fg.; Böh-
 mer, Fontes, II, 256; Stumpf, Acta Mog. S. 9, Nr. 8), Hal-
 berstadt (Jaffé, III, 411), Wien (Annal. Mellic. bei Perz, IX,
 504), Klöster in Baiern (Annal. Not. Truv., S. 610 fg. bei
 Perz, XVII; Annal. Babenb., S. 635, 637; Histor. et Annal.
 Windb., p. 563, 572 fg. bei Perz, IX) und Schwaben (Ortl.,
 Zwifalt. Chron. bei Perz, X, 86; Cas. mon. Petrish., S. 666
 bei Perz, XX, vgl. 670, 678, 681). In Skandinavien end-
 lich fehlte es nicht minder an Kreuzpartikeln; König Erich der
 Gute und Sigurd hatten große Stücke davon aus dem Heiligen
 Lande mitgebracht (Kiant, S. 161, 188—190). Die Legende griff
 allmählich noch über die Zeit der heiligen Helena zurück und ver-
 knüpfte die Geschichte des heiligen Kreuzes mit der Urgeschichte
 der Menschheit. Es lohnt nicht der Mühe, diese Irrgänge weiter
 zu verfolgen, doch mag die Literatur darüber, soweit sie dem Ver-
 fasser bekannt wurde, hier Platz finden. Vgl. Oesterreichische
 katholische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Wiedemann, 1866,
 S. 288; 1873, S. 415—423 und 429; Bonner theolog. Literatur-
 zeitung, 1871, S. 101—110; Schröder, Von dem holte des
 hilligen creuzes (Erlangen 1869); Kraus, Beiträge zur Trier-
 schen Archäologie (1868), I, Kap. 4; Musaffia in den Wiener
 Sitzungsberichten (1870), S. 165—216; Heibegger, S. 164 fg.;
 Frötsch, S. 20 fg. Königsdorfer, Geschichte des Klosters von
 Donaumörth (1819), S. 27 fg. Ueber die philologische Seite vgl.
 Du Cange s. voce, über die Bruderschaft des heiligen Kreuzes im
 15. Jahrhundert s. Revue historique (Brüssel 1860), S. 220 fg.,
 über den Orden der Crucigeri (im 12. und 13. Jahrhundert)
 vgl. Fejer, VII, 5, 125.

Katalog der wichtigsten Pilger, welche historisch nachweisbar nach dem Heiligen Lande gegangen sind.*)

Drittes Jahrhundert. St. Alexander von Flavia (Euseb., Hist. eccl., VI, 11; Hieron. de vir., p. 62). — Akababuez, Bischof von Seleucia (Assemani, Bibl. or., II, 396). — Clemens, Bischof von Alexandrien (Hieron. de vir. illustr., c. 38). — Sanct-Firmilian von Cäsarea (Hieron. de vir. ill., p. 54). — Johannes Martyr aus Kappadocien (Surius, XXI Januar, §. 9; Acta Sanctorum, 18. März, S. 614; Ruinart ed. Ratisb., 1859, S. 180—185; vgl. Mémoires des savants étrangers de l'acad. de St.-Petersb., VIII). — Origenes (Origen. contra Celsum, II, §. 1; Hieron. de vir., c. 54; Euseb., Histor. eccl., VI, c. 8 und 9).

Viertes Jahrhundert. Abolia aus Tarjus (Pallad., Hist. Laus., c. 104). — Sanct-Basilius von Cäsarea ging zweimal nach Jerusalem (Basil. ep. 44). — Bordeaux, der Pilger von (siehe oben). — Euagrius aus Pontus (Pallad., Histor. Lausiaca, c. 68). — Eudoxia, Tochter Valentinian's I. und Gemahlin Hunerich's (Nicephor., XV, 12; Zonar. Anal., XIII, 25). — Eutropia, Witwe des Maximian Hercules, Schwiegermutter Konstantin's I. (Euseb. Vita Const., III,

*) Dieser Katalog kann natürlich keinen Anspruch auf absolute Vollständigkeit machen, indessen ist er bis jetzt wahrscheinlich der vollständigste und wird weitem Arbeiten nützlich sein können.

52; Sozom., II, 3). — Florentius (Hieron. epist. 2, 4 ad Florent.). — Sanct=Gaudens aus Brescia (Migne, Patrolog. lat. 20, S. 954). — Sanct=Gaudentius, späterer Bischof von Novara (Acta Sanct., 22. Januar). — Gregor von Nyssa (s. oben S. 328). — Sancta=Helena (s. oben S. 329). — Heliodorus (Hieronym. epist. 2 ad Florent.). — Sanct=Hilarion (Hieronym. epist. ad Paul., p. 49). — Marana und Cyra (Theod., Hist. relig., p. 29). — Melania major, eine römische Patricierin (Baron., ad 372, Nr. 96). — Sanct=Millus, ein persischer Bischof (Sozom., II, 14). — Olympius (Gregor. Nyss. bei Migne, Patrol. gr., 46, S. 959). — Sancta=Paula und Eustochium sowie ihre Enkelin Paula (Acta Sanct., Januar, II, 714; Baron. 385, Nr. 10; Hieronym. epist. 28, 44, 86). — Peter aus Galatien (Theodoret, Histor. relig., Kap. 9; Histor. eccl., IV, 25). — Philastrius, Bischof von Brixen (Acta Sanct., Februar, III, 545). — Sanct=Philoromus, Freund des heiligen Basilius (Pallad., Hist. Laus., c. 113; Acta Sanct., Juni, II, 837; Baronius, S. 362, Nr. 74). — Sanct=Porphyrus von Thessalonich, später Bischof von Gaza (382) mit seinem Schüler Marcus (Acta, Sanct., Februar, III, 646). — Rufinus von Aquileja (Hieronym. epist. 45; Acta Sanct., März, I, 270). — Sanct=Simon priscus aus Kleinasien (Theodoret, Hist. relig., p. 6). — Syrus, ein Diakon, welcher dem Bischofe Eusebius von Vercelli Briefe überbringt (Baron., Ann., S. 356, §. 100). — Sanct=Triphyllus, Bischof von Nicosia, mit seiner Mutter; er starb 370 (Acta Sanct., Juni, II, 682). — Sanct=Turribus, Bischof von Astorga (Hispan. illustr., I, 333).

Fünftes Jahrhundert. Albina, römische Patricierin (Baron., S. 419, Nr. CII). — Aypius, der Freund Augustin's, im Hospiz der heiligen Paula aufgenommen (August. Epist. VIII, cap. 1). — Anastasia, die Nichte des Kaisers Anastasius (Courret, S. 22). — Apodemus (Hieronym. epist. 120 ad Hedib). — Sancta=Apollinaris, Urenkelin des Kaisers Anthemius (Acta Sanct., Januar, I, 259). — Armenier, 400 an der Zahl (Cotelerii Monum. graec., II, 234). — Ausonius, ein Edler aus Dalmatien (Hieronym. epist. 92 ad Julian.). —

Avitus, ein Spanier, lebte lange bei Hieronymus in Bethlehem (Fleury, XXIII, Kap. 23). — Sanct=Caprasius Virinensis (?) (Acta Sanctorum, 1. Juni, S. 77). — Sanct=Chariton (Courret, S. 157). — Copisten, welche von Lucianus aus Spanien abgesandt wurden, um des Hieronymus Werke abzuschreiben (Hieronym. epist. 52 ad Lucian). — Sanct=Cyriacus (Migne, Patrolog. graec., 115, 922). — Sanct=Epiphanius (Hieronym. apolog. in Joann., Nr. XI). — Eudoxia, Gemahlin Theodosius' II. (438), (Baron., VII, Kap. 16 und 21; Socrat. VII, c. 47; Evagr. I, 21). — Eusebius von Cremona lebte im Hospiz der heiligen Paula (Hieron. epist. 33 und 81). — Sanct=Enthymius, strenger Ascet und Einsiedler, starb 474 (Courret, S. 100). — Fabiola, eine römische Patricierin (Hieron. epist. ad Ocean., p. 84; Courret, S. 90). — Hespicius, Priester in Bethlehem (Cotelerius bei Courret, S. 100). — Jacobus Diaconus aus Ebeffa (Rosweid, S. 380). — Innocenz Presbyter (Hieron. epistol. 81). — Sanct=Johannes, „der Schweiger“ (Surius 13. Mai). — Sanct=Marcellus 472, bewegt viele lieberliche Dirnen, nach dem Heiligen Grabe zu pilgern (Acta Sanct., Januar, I, S. 616). — Melania junior (Hieron. epist. 81). — Oceanus, ein Freund der heiligen Paula (Hieron. Apolog. contra Rufin., III, 439 ed. Migne). — Palladius, Eremit am Jordan (Tillemont, XI, 500). — Sanct=Passarion (Courret, S. 100). — Paulus, ein ägyptischer Bischof, durch Theophilus von Alexandrien vertrieben (Hieron. Apolog. contra Rufin., III, c. 17). — Paulus Drosius bringt (414—416) Reliquien vom heiligen Stephan nach Spanien (Fleury, XXIII, Kap. 23). — Pelagia, eine bekehrte Schauspielerin (Delpit, S. 155). — Posthumbian, ein fränkischer Mönch (Sulpic. Sever. Dial., I, c. 1, 3, 4). — Sanct=Saba aus Kappadocien (457), Schüler des heiligen Enthymius wie Theoktist, Gelasius, Elpidus, Gerontius, Gerasinus, Theodosius, Cyrianus, Fidus, Martyr und Helias (Courret, S. 118) lebte als Einsiedler im „Mönchsthall“ am Ribron (Coteler. monum., III, p. 220). — Sabinian (Hieron. epist. 93 ad Sabin.) — Stephanus (Cotelerius, II, 245). — Synobius, der Lehrer des Enthym-

minus (Cotelerius, II, 244) — Vigilantius (Hieron. epist. 36 ad Vigil.).

Sechstes Jahrhundert. Anonymus, Abt aus Sicilien, durch Bischof Makarius in Jerusalem geweiht (Surius 23. November, S. 8). — Antoninus Martyr aus Piacenza; vgl. oben S. 337. — Sanct-Berthold, Sohn des Königs Theold von Schottland, mit Amanb (Acta Sanct., Juni, III, 98 fg.). — Sanct-Eadocus, Bischof von Benevent (Acta Sanct., 24. Januar, S. 604; Juli, I, 129). — Cerycus, byzantinischer Feldherr (Vita St. Theodori, S. 74). — Sanct-David, Erzbischof von Menevia, mit zwei Gefährten, empfängt in Jerusalem die Bischofsweihe (Acta Sanct., März, I, 40; Girald. Camb. Opp., II, 397 fg.). — Sanct-Epiphanius von Salamis auf Cypern (Hieron. advers. Joann.). — Sancta-Golinduch, eine edle Perferin (Evagr., VI, 20; Nicephor., XVIII, 25). — Johannes und Germanus aus Paris (Acta Sanct., Juli, I, 138). — Vicinius, Bischof von Tours (Gregor. Turon., II, c. 39). — Sanct-Martin von Braga in Galizien um 560 (Gregor. Turon., V, cap. 38). — Nefse des Kaisers Anastasius (Marcellin, Chron., S. 532). — Sanct-Paternus und Sanct-Telion, zwei Priester des Erzbischofs Sanct-David (Acta Sanct., März, I, 40). — Peter von Carthago (Fulgentius de fide bei Migne, Patrol. latina, S. 65, S. 1). — Sanct-Peter, Abt aus Cornwallis (Acta Sanct., Juni, I, 401). — Sanct-Petrocus, Sohn eines britischen Edlen, soll sogar bis nach Indien gepilgert sein (Acta Sanct., Juni, I, 401). — Photius, der Stieffohn des Belisar, vor der Wuth seiner Mutter fliehend (Procop. Hist. arcan., cap. 3). — Neovald, ein fränkischer Priester, holt Reliquien für die Gemahlin Clotar's I. (Mabillon, I, S. 156). — Rusticia, eine Patricierin aus Rom (Gregor. mag. epist. 46; vgl. Gregorovius, I, 59). — Sanct-Simon, Salus und Johannes von Kappadocien (Vita St. Sim. bei Migne, Patrol. graeca, S. 93, S. 5 und 7). — Synobius, Bischof von Melitene (Acta Sanct., Juli, I, 129). — Sanct-Teliäus, Bischof von Landaff in Wales; um 560 (Acta Sanct., Februar, II, 309). — Sanct-Theodosius (529), stiftet im Heiligen Lande ein berühmtes

Kloster (Acta Sanct., Januar, I, 686; Surius, 22. April, §. 42 fg.). — Theobotus, in Ungnade gefallener Präfect von Constantinopel (Procop. Histor. arcan., c. 9; Malalas, Chron., XVII, c. 615). — Witwe des Consularen Pompejus (Vita St. Sab., §. 53).

Siebentes Jahrhundert. Anastasius Martyr (gestorben 22. Januar 628), aus Persien (Baronius ann., p. 621, Nr. 10; Ordoric. Vital., I, 136 fg., vgl. Gregorovius, I, 143). — Arculf, Bischof, vgl. oben. — Die Schwester und Töchter des von Phocas ermordeten Kaisers Moriz (Courret, S. 22 und 213). — Sophronius, später Patriarch von Jerusalem (Delpit, S. 253). — Sanct-Theoborus, Bischof von Anastasiopolis in Galatien, mit Euagrius, Andreas, Arsinus, Johannes Archidiaconus und Martinus (Acta Sanct., April, III, 38; vgl. Tobler, Descriptiones terrae sanctae (1869), S. 113 fg.). — Wainer aus der Champagne (Duchesne, I, 621; Histoire littéraire de France, VI, S. 475). — Sanct-Blphlagius aus der Diöcese Amiens (Acta Sanct., Juni, II, 30).

Achtes Jahrhundert. Magdalanus, Bischof von Verdun (um 757), um für die neue Kathedrale Reliquien zu erwerben (Acta Sanct., October, II, 513). — Sanct-Martin aus Spanien (starb 721) pilgert nach San-Jago, Rom und Jerusalem, wo er zwei Jahre bleibt, besucht die Eremiten und Antiochien und kehrt über Constantinopel heim (Migne, Patrol. latin. 208, S. 12). — Sanct-Silvin, Bischof von Auchy in Artois (Acta Sanct., Februar, III, S. 29). — Sanct-Thomas von Farfa mit Marcianus und Martyrius bleibt (613) drei Jahre in Jerusalem (Acta Sanct., September, III, 605; Cont. Farf. bei Pertz, XI, S. 523). — Guido Warwic, Gemahl der Tochter des Grafen von Warwic Felicia (Knighton bei Twysden, II, 2321). — Sanct-Willibald, gestorben 741 als Bischof von Eichstädt; vgl. oben und Pertz, VII, 257.

Neuntes Jahrhundert. Anonymus, ein, von San-Jago, pilgert nach Jerusalem (Mone, Quellsammlung, I, 67). — Anonymus, der Verfasser des von Tobler herausgegebenen

Commemoratorium (Descriptiones terrae sancta (1874, S. 77, 355—364). — Bernhard, ein fränkischer Mönch, vgl. oben. — Cencius, ein römischer Präfect (Michaud ed. Bréh., I, 16). — Sanct-Elias, ein Mönch aus Calabrien (Acta Sanct., August, III, 482). — Engilmar, Bischof von Osnabrück (Mittheilungen des Vereins von Osnabrück (1853), III, 207 fg.). — Fidelis, ein irländischer Pilger, welcher mit vielen Gefährten von Irland nach Alexandrien segelte, von da den Nil aufwärts durch den Kanal ins Rother Meer fuhr und so Jerusalem erreichte. Dicuif, Lib. IV, §. 3; vgl. Letronne, Recherch. géogr. sur Dic. (Paris 1814). — Frotmund und seine Brüder (Mabillon, IV, préf.). — Helena, aus Schweden (Michaud, I, 16). — Sanct-Jacobus, ein geborener Grieche und Einsiedler in Berry (Mabillon, IV B, 147). — Sanct-Johannes, „episcopus Gothiae“, bleibt drei Jahre in Jerusalem (Acta Sanct., 26. Juni, S. 190). — Rabanus Maurus (?), Erzbischof von Mainz (Mabillon, IV B, S. 26). — Sanct-Salome und Judith, reclusae aus Altaich in Baiern, um 880 (Acta Sanct., Juni, V, 492).

Zehntes Jahrhundert. Anonymus de Anholt pilgert im 10. Jahrhundert (Lüneburger Urkundbuch, XV, 1, Note 5). — Sanct-Arcanus und Sanct-Gilles (Acta Sanct., September, I, 305). — Elias I., Graf von Périgord, stirbt 986 auf der Pilgerfahrt (Salanne). — Fulcher, Abt von Flavigny, um 944 (Bouquet, VIII, 291). — Hidba, die Witwe des Markgrafen Christian I. von der Lausitz, starb in Jerusalem. (Annal. Saxo, S. 619; Chron. mont. sereni bei Pertz, XXIII, 154). — Habemoda, Gräfin von Ebersberg (Chron. Ebersb., bei Pertz, XX, 12). — Hilduin, Graf von Arcy in der Champagne, Bruder des Bischofs Manasse von Troyes mit Abt Adson von Montier en Der, um 992 (Mabillon, saec. IV B, 849; Histoire littéraire de France, VI, 475). — Hugo, Vater des Abtes Bernhard von Baulieu (Bouquet, X, 332 fg.). — Sanct-Johannes, Abt aus Parma, vor 982, besucht sechs mal Jerusalem (Acta Sanct., Mai, V, 179). — Johannes von Benevent, später Abt von Monte Cassino, besucht mit Bruder Theobald und Lyncius um 1080 Jerusalem (Pertz, VII, 637, 642, 661). —

Sanct-Konrad, Bischof von Konstanz, um 976, geht dreimal nach Jerusalem (Leibniz, *Scriptores rerum Brunsw.*, II, 1). — Leo, Bruder des Abtes Aligernus, bringt Reliquien vom heiligen Kreuz heim (Pertz, VII, 636). — Makko, ein schwäbischer Ministerial (Cas. mon. Petrish. bei Pertz, XX, 635). — Poppo, Bischof Rigardeson (Maurer, *Die Befehrung*, II, 322 fg.; vgl. I, 460; II, 359, Note 5). — Thorir Hund, ein Skandinavier (Maurer, I, 651). — Thorvaldr aus Island mit Stefniir Thorgilsson (Riant, S. 100 fg.; vgl. *ibid.* 96 und 108 fg.)

Elftes Jahrhundert. Adalbert, Graf von Elsaß, kehrt mit vielen Reliquien namentlich Stücken des heiligen Kreuzes um 1040 heim (Mabillon, *Annal.*, IV, 354). — Adhemar de Chaibanais, ein Chronist, um 1030 (Lalanne). — Adhemar I., Vicomte von Limoges, um 1036 (Bouquet, XII, 425). — Adred, Bischof von Rochester, um 1059 (Mabillon, IV, 536. — Anno, Erzbischof von Köln, scheidt 1060 einen Bruder mörder zu siebenjähriger Buße nach Rom und Jerusalem (Guil. Malm. *Gesta pontificum*, p. 4257). — Anonymus aus Norwegen kommt mit Nachrichten von dem der Sage nach im Orient lebenden König Olaf nach Hause (Riant, S. 117). — Anselm, Canonikus aus Lüttich, mit seinem Bischof Theoduin um 1053 (Martene, *Collect.* IV, *histoire de l'église de Liège*). — Ansgar, ein Mönch des Sanct-Laurentius-Klosters zu Saumur um 1080 (Martene, V, 1130). — Aristo, Bischof von Megeburg (1065) (Pertz, VII, 343, 367). — Avesgaud, Bischof von Le Mans, als Greis mit reichem Gefolge um 1035 (Mabillon, *Veteres annal.*, p. 304, col. 2). — Azenerius, abbas Masciensis, predigt nach seiner Heimkehr aus Jerusalem 1031 auf der Synode zu Limoges (Mansi, XXI, 510). — Benno, später Bischof von Osnabrück, geht 1027 mit Bischof Werner von Straßburg nach Konstantinopel, wo letzterer stirbt, und wahrscheinlich auch nach Jerusalem (Pertz, XI, 267; XII, 62). — Berengar, episcopus „Elnonensis“, im Mai 1047 (Bouquet, XI, 514). — Büsser, ein, aus Bamberg, reist 1003, von Kaiser Heinrich II. mit Geld unterstützt, nach dem Heiligen Lande, um einen goldenen Abendmahlskelch im Jordan zu weihen; mit diesem kehrt er über Konstantinopel heim und übergibt ihn dem

Sanct=Georgskloster (Perz, VIII, 89). — Sanct=David aus Lucca um 1051 (Acta Sanct., Januar, I, 330). — Donald, „pulcher, praecipuus religiosorum et eleemosynarum gentis Hiberniae“ (Annales Inisfalt. bei O'Connor, II, 72). — Eberhard, Eremit aus Berry (Raynal, Histoire de Berry, IB, 391 und 472). — Edo, Propst aus Bremen, um 1044, ging zum Jakobifeste nach Jerusalem und war nächste Ostern wieder zurück (Perz, VIII, 334). — Erfo, Bischof von Münster, pilgert zwischen 1091—92 (Erhard, Cod. diplom. Guestphal., Nr. 1255 und 1259; Urkundenbuch, Nr. 165; vgl. Ficker, Geschichtsquellen von Münster, I, 18). — Ermengard, „comes Urgellensis“, starb in Jerusalem (Bouquet, XI, 290). — Ernulf von Hastings, Graf von Tesch, pilgert um 1050 zum Danke für die Heilung einer kranken Hand nach Jerusalem (Guil. Malm. Gesta pontif., p. 438). — Fulco III., Graf von Anjou, Nerra, genannt, geht 1007, 1020 und 1039 nach Jerusalem und stirbt 1040 Ende Juli in Metz (Bouquet, XI, 180; vgl. Mabillon, IV, 429, 438; Alexandre de Salis, Histoire de Fulque-Nerra (Paris 1874). — GaeI, Raoul de, nach 1074 (Guillaume de Jumièges, VIII, Kap. 15). — Gauti und Gautr um 1046 aus Scandinavien (Riant, 113 fg.). — Sanct=Gautier, Stifter der Abtei von Lesterp bei Limoges, um 1050 (Acta Sanct., Mai, II, 701). — Gauzbert, „dominus Malamortensis“, stirbt auf der Pilgerfahrt (Lambe, Nova bibl. Ms., II, 738). — Sanct=Gerhard vor 1030 (Mon. Arpad., p. 205—234; Bübinger Oesterreichische Geschichte, S. 422 fg.). — Sanct=Géraud, Stifter und Abt von Saulve-Majeure bei Bordeaux (Mabillon, IVA, 866). — Gerhard, filius Waretonis, urkundet 1038 als Pilger (Wauters, Table I, 479). — Geufferan, Sohn von Wilhelm de Bitrolles um 1030 (Cart. S. Vict. ed. Guérard, I, 230). — Giraldus, Abt von Saumur, um 1030 mit vielen Gefährten, darunter ein Ritter Gaston und Ansbert, Mönch vom Sanct-Laurentiuskloster in Saumur, wird unterwegs erschlagen (Martene, V, 1111 und 1116). — Gosed, Abt Friedrich von, um 1072 (Perz, X; Chron. Goz., p. 145). — Guido I., Vicomte von Limoges, mit seinem Bruder, dem Bischof Albin von Limoges, um 1010 (Lambe, Nova biblioth., II, 172; Adham. Chaban. bei Perz, IV, 134). — Guido, ein englischer Einsiedler

um 1010 (Guil. Malm. Gesta pontific., p. 286). — Günther, Bischof von Bamberg (starb den 23. Juli in Stuhlweissenburg), mit Siegfried, Erzbischof von Mainz; Otto, Bischof von Regensburg; Wilhelm, Bischof von Utrecht im Herbst 1064, vgl. Sudend. Reg. III, 28. — Harald der Strenge von Norwegen (1033—37; Riant, S. 123). — Sanct-Heimerad, aus Burghausen, starb 1019 (Perz, X, 600; Acta Sanct., 28. Juni, S. 388). — Heinrich, Bischof von Püttich, um 1075 (Perz, X, 495). — Helinandus, Bischof von Laon, um 1054 (Acta Sanct., Juni, IV, 598 fg.). — Helmwardeshusen, Wino de, geht auf Befehl des Bischofs Meinwerk von Paderborn nach Jerusalem, um eine Copie der Heiligen Grabeskirche für den Bau einer Kirche in Paderborn zu holen (Perz, XI, 158 fg.). — Hericus, Abt des Klosters Sanct-Maximin in Trier, pilgert um 1027 (Konrad II, Theil 3 ed. Breslau, S. 277). — Herkel, Johann von, pilgert um 1030 (De vrije Fries, II, 139). — Herlembald stirbt auf der Heimreise um 1070 in Mailand (Zuntmann, S. 56). — Hugo, Bischof von Auxerre (Salanne). — Hugo, Bischof von Verdun, starb 1038 auf der Rückreise in Belgrad (Perz, VIII, 402). — Hugo, Ulrich und Rabod von Mangelsgut um 1060 (Hibber, Schweiz. Urkundenbuch, 1863, I, 458.) — Ingulf, Abt von Croylund, um 1065 (Ordoric. Vital., II, 285). — Johannes, Erzbischof von Amalfi, um 1080 Mitgründer des Amalfitanischen Hospitals in Jerusalem (Ughelli, Italia sacra, VII, 198). — Jordanus, Bischof von Limoges (Adhem. bei Perz, IV, 148). — Josellin, Sohn des Barons Wilhelm Cornutus aus Bienne um 1070 (Acta Sanct., 17. Januar, S. 153). — Jsimbert, Bischof von Poitiers, um 1025 (Bouquet, X, 268). — Jsimbert, Abt von Sanct-Launumar in Blois um 1064 (Mabillon, IV, 606; V, 60 und 70). — Jvo von Grentemisnil, um 1070; er war dreimal in Jerusalem gewesen (Ordoric. Vital., III, 456). — Lambert von Hersfeld, 1058 und kehrte am 17. September 1059 wieder heim (Lamb. bei Perz, V, 159 fg.). — Lanscellin, Sohn des Grafen Fulco von Anjou, um 1059 (Mabillon, IV, 550). — Lethbald aus Autun stirbt, wie er gewünscht, auf dem Delberge um 1040 (Rad. Glab., S. 46). — Sanct-Pietbert, Bischof von Cambrai, 1054 mit Archidiaconus Walcher, Hugo Capellanus, Erle-

bodus iudex, Fulcher Archiepiscopus von Artois und Mönch
 Rudolf, kehrte, nachdem er in Laodicäa drei Monate lang sich
 aufgehalten und dann nach Cypern abgefegelt war, „fraude nau-
 tarum“, ohne Jerusalem gesehen zu haben, zurück in Begleitung
 von Bischof Helinandus von Laon (Mabillon, IIIA, 381; Sudend.
 Reg. III, 12; d'Achéry, Spicileg., II, 145 fg.; Acta Sanct., 23. Junii,
 595—599). — Luxemburg, Graf Konrad von, soll 1086 in Jerusa-
 lem gestorben sein (Brower und Masen, Metropol. eccl. Trevir. ed.
 Stramberg, II, 601). — Mansilius, Bischof von Rouen, um
 1069 (Albericus ad annum). — Meginfried, „praefectus
 Magdeburgensis“, um 1040, wird in Laodicäa lange festgehal-
 ten, erreicht aber mit einem Ritter Roding, Siegbert und andern
 Jerusalem glücklich (Pertz, X, 606). — Mönch, ein dämonischer,
 muß, um 1050 aus dem Kloster gestossen, nach dem Heiligen
 Lande pilgern (Ordoric. Vitalis, II, 43). — Mönche bringen
 1020 aus dem Heiligen Lande nach dem Monte Cassino Reliquien
 (Pertz, VII, 649). — Nicolaus, Abt von Sanct-Duen, vor
 1095 (Ordoric. Vital.). — Normannen, 40 an der Zahl, blei-
 ben um 1000, aus dem Heiligen Lande heimkehrend, in Salerno
 (Pertz, VII, 652; Amatus, I, 17—20; vgl. Deutsche Forschungen,
 VIII, 263 fg.). — Odo, „Majeur de Challos“, geht mit Erlaub-
 niß des Königs Philipp I. nach Syrien (Mont-Roub, Essai
 historique sur la ville d'Etampes (1836), S. 204). — Odo,
 Vicomte von Bourges, mit Amalfried, Abt Richard von Verdun,
 Abt Richard von Saint-Cybar-les-Angoulême und Giralbus Fa-
 nefinus (Labbe, Thesaur., II, 182 fg.; Pertz, IV, 145). — Odo,
 „filius Rudolphi de Rutenensi comitatu“, bestimmt nach seiner
 Rückkehr aus dem Heiligen Lande (1053), daß das Cluniacenser-
 kloster „Moisiacum“ jährlich 1 Byzantiner (circa 10 Frs.) an den
 Patriarchen von Jerusalem zahlen solle (Mabillon, Annal., IV,
 499). — Odoricus, Bischof von Orléans, vor 1029, kauft für
 ein Pfund Gold vom Patriarchen Johannes von Jerusalem eine
 Lampe vom Heiligen Grabe (Rad. Glaber, IV, Kap. 6; Baronius,
 ad 1064, Nr. XLIII). — Olaf I. und II. von Schweden (??)
 (vgl. Riant, S. 108 fg.; 120 fg.). — Peter von Amiens (Wilh.
 Tyr. ed. Paris, I, 32, 35). — Petrus, „abbas Scotoriensis“
 (Adhem. bei Bouquet, X, 151). — Petrus, Bischof von Ver-
 celli, mit S. Bononius; letzterer starb den 29. August 1026

(Mabillon, VIA, 243; Acta Sanct., Februar, II, 719). — Pippo, Bischof von Toul, kehrt mit Stücken des heiligen Kreuzes heim (Pertz, VIII, 647). — Poppo, Erzbischof von Trier, geht um 1020 mit S. Simeon nach dem Heiligen Lande, bringt drei Jahre zu, wird in Kairo einige Zeit gefangen gehalten (Pertz, VIII, 177, 179; XI, 136). — Sanct-Poppo, Abt von Stablan, mit Robert und Lausus, um 1000 (Pertz, XI, 295 fg.). — Vier Presbyter aus Schwaben um 1092 (Bert. Const. 1092). — Radulf von Fécamp, stirbt den 21. Juli 1058 in Jerusalem (Migne, Patrolog. latin., 202, S. 1326; Mabillon, IV, 535). — Rambert, Bischof von Verdun, starb 1038 in Belgrad (Acta Sanct., 14. Juni, S. 996). — Raoul, Bischof von Périgueux, um 1010 (Sabbe, II, 174 fg.). — Raoul, Abt von Sanct-Michaël in der Normandie, um 1058 und stirbt auf der Reise (Duchesne, XI, 256). — Raymund III., Graf von Périgueux, um 1010 (Sabbe, II, 174 fg.). — Raymund, ein Freund des Petrus „abbas Scotoriensis“ stirbt in Jerusalem (Bonquet, X, 151). — Reinhard, simonistischer Bischof von Lüttich, um 1035 (Pertz, VIII, 272). — Richard II., Graf von der Normandie, mit 700 Pilgern, die er auf eigene Kosten ausgerüstet und empfing jährlich Geschenke von den Mönchen des Sinai Klosters; er soll sogar 1000 Pfund Gold nach dem Heiligen Lande geschickt haben (Pertz, VIII, 393; Annal. Esm. bei Langeh., I, 236; Rab. Glab., S. 9). — Richard, Abt von Bannes, um 1026 (Acta Sanct., Juni, II, 982). — Richard, abbas Renaugiensis und Heinrich von Reichenau, um 1055 (Pertz, V, 133). — Richard, Abt von Sanct-Vito in Verdun, mit Graf Wilhelm von Angoulême, Mönch Gerwin von Sanct-Vito, Abt Eberwin von Sanct-Martin in Trier, Gerwin Humbert und Gaufried aus Bayeux (Acta Sanct., 14. Juni, S. 988—991; 1. März, S. 283; Mabillon, IVB, 323—341; Pertz, VIII, 209—211, 393; Corblet, Hagiogr. d'Amiens, II, 524 fg.). — Richard serviens, vor 1070, nachdem er dem Kloster Sanct-Rémy sein Vermögen vermacht hatte (Mabillon, V, 36). — Robert I., Herzog von der Normandie, ging 1035 barfuß mit großem Gefolge, darunter auch Graf Drogo von Verin, welcher unterwegs starb, ebenso Lufan, comes Oximensis. Robert starb ebenfalls und zwar auf der Heimkehr in Nicäa (Ordoric. Vital., I, 24; Chron. comit.

Flandr. ed. de Smet, S. 64. — Robert Friso, Graf von Flandern, pilgert 1085 mit Balbain von Gent, Walner von Courtray, Burchard von Commes; Gratian von Ceecloo, Heremar von Somerghem, Joseran von Aneffelaer und andern (Chron. Aldenb. 1085; Anna Comnena, VII, 4; vgl. Kervyn de Lettenhove, Histoire de Flandre (1847), I, 305; Edward de Glay, Histoire des comtes de Flandre (1843), I, 215; Annales de la société d'émulation, XII, 119 fg.; Guibert, S. 475). — Roger, „abbas Figiaci“, starb 1005 auf der Pilgerfahrt (Mabillon, Annal., IV, 170). — Rugger, Graf von Rotenburg, pilgert vor 1078 nach Syrien (Stälin, Würtemb. Gesch., II, 413). — Sigurd, Sohn des Maguus (Ordoric. Vital., IV, 27). — Sanct=Simeon, reclusus, aus Trier, siedelt ganz nach dem Sinai über (Acta Sanct., 1. Juni, S. 89 fg.). — Sponheim, Graf Siegfried von, starb 1064 auf der Heimkehr vom Heiligen Lande in Bulgarien (Archiv für kärntner Geschichte, X, 105). — Svein Astridarson, dänischer Prinz, starb den 25. September 1052 in Lycien (Mant, S. 125). — Svein Nordbaggi, Bischof von Roskilde (1086—1088; Mant, S. 126). — Swan, der älteste Sohn des Grafen Godwin von Kent, geht zur Buße für einen Mord barfuß nach Jerusalem; er stirbt auf der Heimkehr in Laodicäa um 1052 (Reg. de Hovedene, I, 100). — Taillefer II., Graf von Angoulême, trat am 1. October 1026 seine Fahrt an und kam Anfang März 1027 nach Jerusalem; mit ihm sind die unter Ddo oben genannten Pilger (Calaune). — Sanct=Theobald will, nachdem er San=Jago und Rom besucht, über Venedig nach Jerusalem gehen, wird aber abgehalten und stirbt 28. Juni 1066 (Mabillon, VI B, 168; Acta Sanct., 30. Juni, S. 596. — Theodorich III., Graf von Holland, vor 1039 (Rhuit, Histor. critica comit. Holland., I, 39; Baron., S. 1066, Nr. XI). — Theoderich, Abt von Sanct=Hubert in den Ardennen, kehrt 1053 unverrichteter Sache, durch Unruhen in Ungarn erschreckt, wieder heim und stirbt 1087 (Mabillon, VI B, 567; Pertz, XII, 44; vgl. Pertz, VII, 150; VIII, 572). — Theoderich, Abt von Sanct=Evroul in der Normandie, will mit Herbert de Monasterio, Wilhelm von Bonne=Ame und Gundulf nach dem Heiligen Lande; vgl. eben (Ordoric. Vital., II, 63—66). — Theoderich, „praefectus urbis Trevirensis“, geht mit zahlreichem Gefolge

1067 nach dem Heiligen Lande als Büsser, leidet unterwegs Schiffbruch und stirbt mit Widerolt und Markward und 113 andern Gefährten (Acta Sanct., Juni, I, 132 fg.; Sigb. Gembl. bei Berg, VI, 361; vgl. VIII, 219 und Chron. Ninov. Bald. ed. de Smet, S. 688). — Thordr Sjarekesen (1015—1028) aus Island, „der schwarze Skalde“ (Riant, S. 113 fg.). — Thorstein Rigardeson (1015—1030; Riant, S. 120). — Thung, Tung oder Theng, Gerhard aus Martigues in der Provence, „der Vater der Armen“ genannt, soll der Stifter des Hospitallerordens in Jerusalem gewesen sein (Bodoni, Memor. degli gran-maestri, 1780). — Sanct-Ubalricus, ein Benedictiner aus dem Breisgau, um 1040 (Mabillon, VI B, 134; Acta Sanct., Juli, III, 157; Berg, XII, 252, 255, 263, 267). — Urso, Erzbischof von Bari, um 1087, wird aber seinem Vorsatze ungetreu (Ortoric. Vital., III, 216). — Vidal, ein Presbyter aus Marseille, um 1050 (Cartulaire de Saint-Victor de Marseille ed. Guérard, I, 287). — Werner, Sohn des Grafen Wolverad, Bruder des Hermannus contractus, pilgert um 1053 mit dem Mönch Lothar, welche auf der Fahrt stirbt; er selbst stirbt auch in Jerusalem (Berg, V, 133). — Wilhelm IV., Graf von Toulouse, und Berengar Raymond II., Graf von Barcelona, um 1092, sterben auf der Pilgerfahrt (Dom Vaissète, Histoire de Languedoc, II, 280—282). — Wilhelm, „dominus de Escalfoio“, war zweimal in Jerusalem; er stirbt 1058 (Zunkmann, S. 55). — Wilstan, Abt von Sanct-Peter in Gloucester, stirbt 1072 in Jerusalem (Hist. Petri Glouc., I, 9). — Witerus, ein Ritter aus Mailand, 1063 (Mabillon, IV, 596). — Wolstan, ein englischer Abt, stirbt um 1058 auf der Fahrt (Mabillon, IV, 536). — Wythmann, Abt von Ramsey, vor 1036 (Ringard, History and antiquities of the anglo-saxon church, II, 117 fg.).

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.





